

MITTEILUNGEN
DER
SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT
FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Mit einer Bildtafel

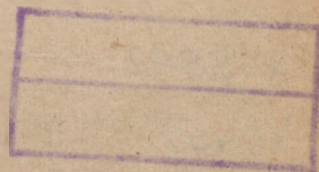
Band XX

Jahrgang 1918

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1918



Biblioteka
Sejmu Śląskiego

4045.20
II

Alle Rechte vorbehalten

30.000,-



X-5882	
4045/	II
20/1918	

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Seite

Müller, Pastor Lic. Konrad, Die Golemsage und die Sage von der lebenden Statue	1
Bunzel, Pastor Lic. Dr. Ulrich, Kriegsaberglauben	41
Knötel, Dr. Paul, Schlesische Iweinbilder aus dem 14. Jahrhundert. Mit einer Bildtafel	72
Bohn, Dr. Erich, Von den Walen und den Schätzen des Zobten	99
Schoppe, Dr. Georg, Wortgeschichtliche Studien III	121
Graebisch, Friedrich, Reime, Sprüche und volkstümliche Dichtung aus der Trachenberger Gegend	175
Müller-Rüdersdorf, Wilhelm, Volkssagen aus dem Isergebirge	195
— Die Junggesellenlade	200
Schremmer, Wilhelm, Wie ich Volkslieder sammelte	201
— Das Weberlied aus dem Eulengebirge	210
Wocke, Dr. Helmut, Schülergeheimssprachen	215

Besprechungen.

Wagner, Kurt, Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart (H. Jantzen)	219
Burdach, Konrad, Vom Mittelalter zur Reformation (H. Schoppe) . . .	220
Fischer, Hermann, Grundzüge der deutschen Altertumskunde (Siebs) .	222
Lauffer, Prof. Dr. Otto, Deutsche Altertümer im Sinne deutscher Dichtung (Siebs)	222
Stucki, Dr. Karl, Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg (Siebs) .	222
Wigot, Dr. Wilhelm, Die Laute der Toggenburger Mundarten (Siebs) .	223
Hauffen, Adolf, Geschichte des deutschen Michel (H. Jantzen)	223
Imme, Theodor, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor (H. Jantzen)	225

Jiriczek, Dr. Otto L., Seifriedsburg und Seyfriedsage	226
Wissenschaftliche Beihefte zur Alpenforschung	227
Uilkema, K., Het friesche Boerenhuis (Siebs)	227
Schmied-Kowarczik, Walther, Die Gesamtwissenschaft vom Deutsch- tum und ihre Organisation, ein Sehnsuchtsruf dreier Jahrhunderte (H. Jantzen)	228
Bojunga, Klandius, Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen	228
Reuschel, Karl, Die deutsche Volkskunde im Unterricht auf höheren Schulen (H. Jantzen)	228
Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst, herausgegeben von Walther Hofstaetter (Siebs)	229
Schlesischer Musenalmanach. Vierteljahrsbücher für schlesische Kunst (—e—)	230

Geschäftliche Mitteilungen.

Volkskunde und Jungdeutschland; Sitzungsberichte, Nachrichten und Anzeigen	231
---	-----

Die Golemsage und die Sage von der lebenden Statue.

Von Lic. Konrad Müller in Breslau.

Zu den eigenartigsten Gestalten der jüdischen Sagenwelt gehört der durch kabbalistische Rabbinerweisheit geschaffene und wieder ausgetilgte, mit Leben begabte und wieder in Trümmer geschlagene künstliche Mensch, den man den Golem nennt. In letzter Zeit ist sie durch Gustav Meyrinks vielgelesenen Roman: „Der Golem“ in allerdings stark verwandelter Form der Öffentlichkeit bekannt geworden, hat aber auch schon früher, im neunzehnten Jahrhundert, eine Reihe literarischer Verwertungen gefunden. Trotzdem bietet noch heute ihre Entstehung und Ausgestaltung eine Anzahl beachtenswerter und zum guten Teil noch nicht geklärter Fragen und ist meines Wissens außer in einem geschickt einführenden Artikel in der Jewish Enzyklopedia¹⁾ und in einigen populären Darstellungen bisher nur in einer ebenso gelehrten wie durch die Hinneigung des Verfassers zu kabbalistischen Spekulationen sonderlichen Arbeit von Hans Ludwig Held: „Vom Golem und Schem“²⁾ eingehender behandelt, aber in ihren sagengeschichtlichen Problemen auch noch durchaus nicht restlos gelöst worden. Im Folgenden seien daher Tatsachen und Beobachtungen zur Entwicklung und Behandlung der Golemsage vorgelegt, freilich ohne daß dabei eine völlige Aufhellung aller vorhandenen Unklarheiten oder auch nur eine vollständige Beherrschung des weitschichtigen und schwer zu überblickenden Stoffes

¹⁾ The Jewish Enzyklopedia 1904, Band VI S. 36 f.

²⁾ Der Artikel von Held erschien in der Zeitschrift „das Reich“ herausg. von A. Freiherrn v. Bernus, I. Jahrgang 1916 S. 334—379, 515—559.

erreicht werden kann¹⁾. Dabei scheint es, weil in der Sage eine eigentümliche Form der allgemein verbreiteten Vorstellung von lebenden Statuen und künstlichen Menschen geboten wird, angemessen zu sein, diese letztere Sagengruppe zunächst im Überblick zu skizzieren, sodann die Entstehung und Ausgestaltung der jüdischen Legende selbst zu beschreiben und schließlich die Formen und Besonderheiten ihres Vorkommens in der Literatur zu besprechen.

I.

Die Vorstellung von lebenden Statuen, sich bewegenden, redenden oder beseelten Standbildern und Kunstwerken läßt sich in vielen Zeiten und bei verschiedensten Völkern nachweisen.

Aus dem Altertum sei zuerst an das allerdings stark umstrittene Wesen des ägyptischen „Ka“, eines eigentümlichen Schutzgottes oder Seelengebildes des Menschen, erinnert. In ägyptischen Gräbern finden sich nämlich neben anderem Zierat häufig eine oder auch mehrere Statuen des Toten aufgestellt, in denen man sich den Ka des Gestorbenen verkörpert dachte, und zu deren Standort der Hauch der im Grabe geopferten Speisen oder der Duft des dort entzündeten Weihrauchs dringen konnte. Sicherlich herrschte dabei nicht selten die Annahme, „daß die Seele die Leiche in der Sargkammer verlasse und diese Statue wie einen zweiten Körper beziehe²⁾.“ Darum wollte im Jahre 1873 der französische Gelehrte Maspéro³⁾ den Ka als den Doppelgänger, le double, des Menschen erklären, durch den die Grabstatuen ein selbständiges Leben empfangen. So wie, sagte er, in altarabischen Legenden wunderbare Standbilder und Kunstwerke die Wächter der heiligen Gräber seien⁴⁾, denen Bewegung und Leben innewohne, so wie in den dem Hermes Trismegistos zugeschriebenen Dialogen einmal von belebten und prophetischen Statuen die Rede sei, die deshalb als die Ka's des Gottes Vervielfältigungen seiner

¹⁾ Für manche gütige Unterstützung bei meiner Arbeit bin ich Herrn Professor Dr. Brann und Herrn Stadtbibliothekar Dr. Dedo in Breslau zu aufrichtigstem Dank verpflichtet.

²⁾ Erman: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum 1883, S. 415, 421, 424; Erman: Die ägypt. Religion. 2. Aufl. 1909, S. 148.

³⁾ Maspéro: „Le double et les statues prophétiques“ abgedruckt in seinen Études de mythologie et d'archéologie égyptienne I 1893, p. 77—91.

⁴⁾ Nach den „Merveilles de l'Égypte de Moustadi“, trad. par Vattier p. 46 ff.

selbst darböten¹⁾, so wie zu Zeiten der 19. Dynastie in Theben an die Wundertätigkeit einzelner Statuen unzweifelhaft geglaubt werde, der König sich im Tempel mit allerlei Fragen an sie wende und die Standbilder durch Kopfneigen Antwort erteilten, so wie in einer Erzählung Diodors eine Statue zu Napata bei der Königswahl wirksamen Einfluß übe und Synesios von Ptolemais diese Geschichte später in vergrößerter Form auf ägyptischen Boden übertrage: so sei der Glaube von belebten Statuen im ägyptischen Altertum ganz allgemein verbreitet. Von ihr zeugt die Sage der Bentreschstatue, die aus der Zeit des Pharao Ramses XII. ungefähr 1000 v. Chr. von einer wunderkräftigen Statue des Gottes Chonsu von Theben berichtet, welche in ein fernes Land zur Vollbringung einer Heilung gesandt, dort aber zurückgehalten wurde und erst nach drei Jahren den Fürsten des Gebiets durch einen Traum zur Heimschickung nötigte²⁾. Vielleicht seien sogar mechanische und technische Vorkehrungen in den Statuen zu solchen Bewegungen und Betätigungen angebracht gewesen, jedenfalls bedeute das Wort Ka „l'âme de la statue“ und lasse sich am besten durch ein Wort „exprimant l'idée complexe d'une statue prophétique et d'une statue vivante“ wiedergeben³⁾. Aber schon Le Page Renouf äußerte sich über den Begriff des Ka weit zurückhaltender als Maspéro und sah in ihm eher den Genius als den Doppelgänger des Menschen⁴⁾, und später wollte Steindorff den Sinn des Wortes Ka noch enger einschränken, ihn ursprünglich nur als den Genius des lebenden Königs auffassen und den Glauben an die Fortexistenz des Toten in der Grabstatue als eine einfache Vorstellung von allgemeiner Verbreitung erklären⁵⁾. Immerhin bleibt jedoch — auch für das Urteil des in der ägyptischen Mythologie

¹⁾ Louis Ménard: *Hermès Trismégiste, traduction complète* 1867 p. 146; 167—169. Die genannte Stelle entstammt dem neunten Kapitel des *τέλειος λόγος*, dabei ist die Vorstellung mystisch gedeutet, die Statuen sind die von Menschen gefertigten dieux terrestres qui annoncent l'avenir par les sorts et les divinations, qui veillent, chacun à sa manière, aux choses qui dependent de leur providence spéciale et viennent à notre aide comme des auxiliaires, des parents et des amis. (cap. XIII p. 159).

²⁾ Vgl. z. B. Brugsch: *Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen* 1877. S. 637 ff.; Kieseewetter: *der Occultismus des Altertums I*, S. 274.

³⁾ Maspéro, a. a. O. p. 91.

⁴⁾ Le Page Renouf: *Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Ägypter*. 1882, S. 138 ff.

⁵⁾ Steindorff: „Der Ka und die Grabstatuen“ in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde“. 1911, S. 152—159.

Unbewanderten — bestehen, daß die Religion des Nillandes die Annahme belebter Statuen seit alters kannte, wie dies auch beispielsweise in ihrer Art die volkstümliche Erzählung vom König Khufu und seinen Magiern bestätigt, in welcher von einem Hofbeamten ein Krokodil aus Wachs gebildet wird, das sich in ein lebendiges verwandelt und die Bestrafung eines Ehebrechers herbeiführt¹⁾.

Und ähnliche Vorstellungen finden sich auch bei manchen Aussprüchen in den Werken griechischer und römischer Schriftsteller, wie sich die alten Magier ja überhaupt gern mit der Herstellung künstlicher Automaten befaßt haben mögen, durch die sie in den Ruf geheimnisvoller Wunderkraft kamen, und auch in Mesopotamien Standbilder, sogenannte lamassu, an hervorragenden Plätzen der Gebäude Aufstellung fanden²⁾. So erzählt schon Homer in der Ilias von lebenden Statuen aus Gold, die dem hinkenden Hephästus dienten³⁾, und Schriftsteller des sechsten und fünften Jahrhunderts melden, daß Daedalus Statuen geschaffen habe, welche die Gabe der Bewegung und der Sprache besaßen, wie bei Euripides, Plato, Aristoteles unter anderem zu lesen ist, wie es aber auch schon der Komiker Philippos durch die witzige Behauptung, Daedalus habe in seine Statuen Quecksilber gegossen, parodierte⁴⁾. So wendet sich in der taurischen Iphigenie des Euripides das Bildnis der Artemis beim Anblick des Muttermörders Orestes ab, so raten in der Elektra die Dioskuren dem Orestes, er solle, von den Furien verfolgt, in Athen das Bild der Pallas umfassen, damit es den Gorgoschild schützend über ihn halte⁵⁾, und so weiß auch Ovid in den Fasten von sich bewegenden Götterbildern zu berichten⁶⁾.

Auch gehört hierhin die bekannte Pygmalionsage der Metamorphosen, nach der ein aus Elfenbein geschnitztes Frauenbild durch

¹⁾ Maspéro: *Les contes populaires de l'Égypte ancienne* 1889, p. 58 ff.

²⁾ A. Lehmann: *Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart* (deutsche Übers.) 1898, S. 30, 90. Lebende Statuen sind mir sonst in der Keilschriftliteratur unbekannt; die Legende von Ištar's Höllenfahrt gehört natürlich nicht hierher. Aus dem Alten Testament ist 1. Sam. 5, 3 zu vergleichen.

³⁾ Ilias XVIII 417 ff.

⁴⁾ Paulys *Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft*, herausg. v. Wissowa IV, 2; 1901, Sp. 2002 f.

⁵⁾ Radermacher: „Aus Lucians Lügenfreund“ in der „Festschrift für Gomperz“ 1902, S. 197—207; vgl. auch Horaz Satiren I 8.

⁶⁾ Ovid: *Fasti* III 41—48; VI 611—619.

die Liebe des Künstlers am Venusfest Leben bekommt und sich mit seinem Erschaffer vermählt¹⁾, eine Erzählung, die Philostephanus, wie Arnobius angibt²⁾, in etwas anderer Form berichtet und die auch Poseidippus, wie Clemens Alexandrinus schreibt,³⁾ in seinen Werken berührt, ja die mit starken Veränderungen später auch im Mittelalter begegnet.

Weiterhin überliefert Tacitus gelegentlich in seinen Annalen die Sitte, ein Apollobild wegen einer kaiserlichen Vermählung zu befragen⁴⁾, und Sueton schreibt beim Ende des Caligula:

„Futurae caedis multa prodigia extiterunt. Olympiae simulacrum Jovis, quod dissolvi transferrique Romam placuerat, tantum cachinnum repente edidit, ut machinis labefactis opifices diffugerint. . . .“⁵⁾,

erwähnt außerdem einen Traum Galbas, in welchem ein Bild der Fortuna ihm erschien und sagte, es stehe vor seiner Tür und werde, falls er es nicht aufnehme, jedes beliebigen Menschen Beute werden, und nach Erwachen habe Galba wirklich eine Fortunastatue vor der Schwelle seines Hauses gefunden⁶⁾, und berichtet im Vespasian, daß sich das Standbild Cäsars zur Begrüßung des neuen Herrschers selbsttätig nach dem Orient gewendet habe⁷⁾. Nach Pausanias hatte ferner ein Apollobild zu Manesia am Maiander Kraft zu jeglichem Werk, nach Plutarch war ein Athenebild zu Pellene besonders unheilswirksam⁸⁾, nach Libanius begab sich zur Zeit des Ptolemaeus II. Philadelphus im dritten vorchristlichen Jahrhundert mit einem syrischen Standbild der Artemis eine der ägyptischen Bentreschstatuensage ähnliche Geschichte⁹⁾, nach Dio Chrysostomus sprang die von einem Feinde gepeitschte Statue des Theagenes von Thasos von ihrem Sockel herab und erschlug den Beleidiger, nach Aristoteles stürzte die Bildsäule

¹⁾ Ovid: Metamorphosen X 242—297.

²⁾ Arnobius: Adversus nationes VI cap. 22 fol. 132 [ed. Reifferscheid im corpus scriptorum ecclesiasticorum latin. IV S. 233].

³⁾ Clemens Alexandrinus: Protrepticos cap. IV 57, 3 (ed. Stählin I S. 44 f.)

⁴⁾ Tacitus: Annalen XII 22.

⁵⁾ Sueton: Caligula cap. 57.

⁶⁾ Sueton: Galba cap. 4.

⁷⁾ Sueton: Vespasian cap. 5.

⁸⁾ Schömann-Lipsius: Griechische Altertümer. 4. Aufl. 1902 II S. 193.

⁹⁾ Wiedemann: „Ungerecht Gut“ in der Zeitschrift „Am Urquell“ VI. Band 1896 S. 81 f.

des Mithys von Argos während eines Festes um und tötete dadurch den Mörder des Mithys¹⁾. Auch sollen vor der Eroberung Trojas die Götter selbst ihre Statuen aus der Stadt getragen haben, eine Anschauung, die sich auch sonst nachweisen läßt, und nach der z. B. einmal die Tyrier ihre Götterbilder, um deren Auswanderung zu verhindern, mit Stricken festgebunden haben sollen²⁾. Selbst Lucian beschreibt in seinem „Lügenfreund“ die Gespenstergeschichte der Statue eines Pelichos, die von ihrem Hausverwalter um die ihr geopfert Münzen bestohlen wurde und nun den Dieb zur Strafe nachts ruhelos im Kreise herumtrieb, heftig durchprügelte und in kurzer Zeit zu schmachlichem Tode brachte³⁾, wie ja überhaupt die Vorstellung, daß die Macht eines Geistes in seinem Abbild wohne und dieses sich an seinem Beleidiger rächen könne, im Altertum allgemein verbreitet war⁴⁾.

Aber auch die christliche Apokryphenliteratur kennt in den Akten des Andreas und Matthias eine eigentümliche Legende, nach der Jesus einmal in einem Tempel zwei Sphinxen belebt habe und diese darauf zu wandeln, zu sprechen und predigen, ja sogar im Hain Mamre die Patriarchen für christliches Zeugnis aus ihren Gräbern zu holen begonnen hätten, berichtet auch, daß der heilige Andreas auf Christi Befehl einer in seinem Kerker stehenden alabasternen Bildsäule geboten habe, Meerwasser über die Stadt der Menschenfresser zu ergießen⁵⁾, und enthält in dem Kindheitsevangelium des Thomas die bekannte Legende, nach der der Jesusknabe zwölf Sperlinge aus

¹⁾ Dio Chrysostomus Orationes 31 p. 618 R.; Aristoteles Poetik cap. 9; vgl. Kochs Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte neue Folge Band XIII 1899. S. 397 f.

²⁾ Lobeck: Aglaophamus 1829 I S. 274—276.

³⁾ Lucian: *ψιλοψευστής* cap. 45—49; Übersetzt in Hausrath und Marx: Griech. Märchen 1913 S. 194 ff. Wendland „Antike Geister- und Gespenstergeschichten“ in den „Mitteilungen d. Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde“ XIII—XIV 1911 S. 52 f.

⁴⁾ Rohde: Psyche 3. Aufl. I S. 194. Von belebten Götterbildern sprechen auch Hermias in den Scholien zu Platons Phädrus p. 87, 6 ed. Couvreur, Proklos zum Timaeus I 51, 25 ed. Diehl und Damaskios „Leben des Isidor“ ed. Asmus p. 64.

⁵⁾ Thilo: Acta S. S. Apostolorum Andreae et Matthiae graece ex codd. Parisiensibus nunc primum edita. Leipziger Universitätschrift 1846 cap. 13 ff.: Lipsius: die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden 1883 I S. 546 ff., Cap. S. 552; Reizenstein: Hellenistische Wundererzählungen 1906 S. 131 ff.

Lehm geformt und ihnen Leben und Bewegung verliehen habe¹⁾. Und wenn man schließlich noch hinzunimmt, daß dem Perserkönig Sapor einmal ein Inder eine goldene Statue schenkte, die in ein goldenes Horn stieß, sobald ein Spion die Hauptstadt betrat²⁾, daß auch Apollonius von ähnlichen Figuren wie denen des Hephästus erzählt, die er bei indischen Brahminen gesehen haben will, wenn man beachtet, daß in Hierapolis und Antium sich selbst bewegende Tempelstatuen gewesen sein sollen, daß im Tempel zu Delphi laufende Bildsäulen der Heliaden und goldne singende Jungfrauenstatuen aufgestellt waren und Leo der Philosoph singende goldene Vögel auf goldenen Platanen und brüllende goldene Löwen besaß³⁾, wenn man bedenkt, daß manche christliche Schriftsteller die Dämonen in Götterbildern gebannt glaubten und auch Apulejus die Beweglichkeit solcher Statuen auf magische Kräfte zurückführte⁴⁾: so ergibt sich deutlich, daß die Sage von der lebenden Statue im Altertum allgemein verbreitet war.

Aus dem Mittelalter findet sich gleichfalls eine Fülle ähnlicher, oft aus alten Zügen abgeleiteter Geschichten. Z. B. kleidet die Virgilssage manche früheren Legenden in ein neues Gewand. So baute der große Zauberkünstler in Rom einen Palast und schmückte ihn mit Bildsäulen, den Darstellungen der unterworfenen Völker, die je eine Glocke in der Hand hielten. Sobald nun eine Provinz auf Abfall sann, begann die betreffende Bildsäule mit ihrer Glocke zu läuten. Auch schwang sodann ein auf der Spitze des Palastes stehender bronzener Krieger seine Lanze in der Richtung der aufrührerischen Provinz, damit die Römer sich zum Kampf rüsten könnten⁵⁾. Diese Sage kennen schon Beda Venerabilis sowie der im achten Jahrhundert lebende Grieche Kosmas; im dreizehnten Jahrhundert wird sie besonders genau überliefert. Weiterhin berichtet Wilhelm von Malmesbury in seinen Anfangs des zwölften Jahrhunderts geschriebenen *gesta regum Anglorum* unter dem Jahre 1019 die Geschichte einer gespenstischen Venusstatue, an deren Finger ein Bräutigam am Hochzeitstage seinen

¹⁾ Hennecke: Neutestamentliche Apokryphen 1904 S. 67.

²⁾ Entnommen aus R. Kleinpaul: Modernes Hexenwesen 1900 S. 19.

³⁾ Schindler: Der Aberglaube des Mittelalters 1858 S. 152.

⁴⁾ Apuleji: *Metamorphoseon libri XI recens.* F. Eyssenhardt 1868 lib II cap. 1 S. 17 f.

⁵⁾ Domenico Comparetti: Virgil im Mittelalter, deutsch von Dütschke 1875 S. 250 f; Roth: „Über den Zauberer Virgilius“ in Pfeiffers „Germania“ IV. Jahrgang 1859 S. 257 ff.

Verlobungsring während eines Ballspiels steckte. Nacher konnte der Ring von dem inzwischen gekrümmten Finger des Standbildes nicht mehr entfernt werden, und in der Hochzeitsnacht legte sich die Figur, als die eigentliche Verlobte des Mannes, zwischen die Neuvermählten¹⁾, eine Erzählung, die sich unter dem Jahre 1045 auch in einer in der Breslauer Universitätsbibliothek aufbewahrten Volkschronik verzeichnet findet und späterhin zu einer Mariensage umgestaltet wurde²⁾. Von Papst Gerbert³⁾ (Silvester II.) behaupten einige ebenfalls bei Wilhelm von Malmesbury erhaltene Legenden, daß er einen redenden Kopf gebildet habe, der ihm durch Ja und Nein wichtige Enthüllungen vermittelt hätte; vom Schatze des Oktavian wird am gleichen Orte gesagt, daß er, den auch Gerbert aufsuchte, von lebenden Statuen behütet und verteidigt worden sei⁴⁾. Im Prozeß gegen die Templer spielt gleichfalls ein redender Kopf eine Rolle; von Albertus Magnus wird sogar berichtet, daß bei einem seiner Gastmahle metallene Figuren, die menschliche Bewegungen nachahmten, bedient hätten⁵⁾, und daß er einen künstlich automatischen Menschen gefertigt habe, den später sein Schüler Thomas in des Meisters Laboratorium entdeckte und in blindem Übereifer zerschlug⁶⁾; ja auch Arnold von Villeneuve soll nach Mariana einen künstlichen Menschen gebildet und Roger Bacon sowie der Bischof von Lincoln Robert Grostete redende Köpfe erfunden haben⁷⁾.

Besonders reiche Beispiele ähnlicher Vorstellungen bietet ferner die mittelalterliche Marien- und Heiligenlegende. Caesarius von

¹⁾ *Wilhelmi Malmesbiriensis monachi: de gestis regum Anglorum libri quinque* ed. by William Stubbs 1887 I lib. II § 205 S. 256 ff.

²⁾ Klapper: „Eine Weltchronik des ausgehenden Mittelalters“ in den „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ XI Jg. 1909 S. 132 ff.

³⁾ W. v. Malmesbury: a. a. O. lib. II § 172 [S. 202 f.] Schulthess: Die Sagen über Sylvester II. (Virchow u. Holzendorff Gemeinverständl. Vorträge) 1893 S. 20 f.

⁴⁾ W. v. Malmesbury a. a. O. lib. II § 169, 170 (S. 196 ff., 198 ff.); Carl Meyer: Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte 1834 S. 127 ff.

⁵⁾ Schindler: a. a. O. S. 152.

⁶⁾ Sighart: Albertus Magnus, sein Leben und seine Wissenschaft 1857, S. 71 f.; Albertus Magnus in Geschichte und Sage 1880 S. 164 f.

⁷⁾ Siebert: Roger Bacon, sein Leben und seine Philosophie 1861, S. 9 f.; Soldan: Geschichte der Hexenprozesse, 1880 I S. 195.

Heisterbach erzählt in seinem *Dialogus miraculorum* aus dem dreizehnten Jahrhundert von einem Bilde des heiligen Nikolaus, das, im Zimmer einer Wöchnerin stehend, sich bei der Geburtsstunde der Frau umdrehle, um nicht Zeuge der Geburt zu sein, oder von einer Statue der heiligen Lichthildis, die beim Gebet unfroher Frauen sich unwillig zur Wand kehrte. Er berichtet von einem Kruzifix in St. Georg zu Köln, dem der Küster regelmäßig die geweihten Kerzen stahl, und das den Mann daraufhin eines Nachts heftig verprügelte, von einem Marienbild, das zu dem Stiftsherrn Heinrich an St. Kunibert in Köln in der Kapelle seines Hauses sprach; von einem Bild des Gekreuzigten, das Tränen vergoß, als ein Diakon an seinem Altar unberechtigt die Messe las; von Worten, die eine Marienstatue zu Polch tröstend an einen Priester richtete, und von Kreuzen, die bei Lanzen- oder Pfeilstichen Blut von sich gaben¹⁾. Auch die österreichischen Mariensagen kennen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ähnliche Geschichten. So kehrt das Bild der Maria in Dornen zu Turas nächtlich an seinen Fundort zurück, so nickt das von Maria-Kulm 1383 freundlich einem Beter zu, so hält das der Prager Franziskaner 1400 einen Kirchendieb bis zu seiner Gefangennahme bei der Hand fest, so kommt ein von den böhmischen Ketzern zerrissenes Bild selbsttätig wieder auf den Altar, so streckt eine Wiener Marienstatue 1588 ihre rechte Hand aus und spricht tröstend zur Königin Elisabeth von Frankreich, so verändert das Marienbild zu Stein in Böhmen sein Gesicht, sobald ihm ein Sünder naht, so verheißt 1632 ein Marienbild der Karmeliter in Wien Schutz gegen den König von Schweden, so vergießen die Marienbilder von Poetsch bei Wien, von Raab in Ungarn, von Klausenburg in Siebenbürgen, von Tirnau in Ungarn und von Palfalá in Ungarn Tränen²⁾. Und auch zu Verviers und im Kloster Steinfeld in der Eifel erzählt man von belebten Marienbildern, eine Marienstatue von Werl und

¹⁾ Caesarii Heisterbacensis monachi dialogus miraculorum ed. Strange 1851, VIII 76 (S. II 144 f.), VIII 83 (S. II 150), VIII 25 (S. II 101), VII 8 (S. II 11 f.), IX 61 (S. II 212 f.), VIII 85 (S. II 151—153), VII 29 (S. II 38), X 19 (S. II 232), X 20 (S. II 232 ff.); Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 47. Heft, 1888 (Verdeutschung von A. Kaufmann) S. 33 f., 41 f. 90 f., 97 f., 103, 108 ff., 157 f., 194, 223; A. Wesselski: Mönchslatein 1909, S. 74 f., 131 f., 162 f., 182 ff., 223, 238, 243.

²⁾ Kaltenbaeck: Die Mariensagen in Österreich 1845, S. 17 f., 85, 101, 104 f., 139 ff., 172, 185, 264 ff., 271, 274, 278 f., 287 f.

die Madonna von Kevelaer am Niederrhein kehren an ihren Heimatplatz zurück¹⁾, nach einer äthiopischen Sage ergreift ein Marienbild einen Maler, dessen Gerüst der Teufel zu Fall brachte²⁾, der Bischof Alfonso Maria de Liguori wird einmal bei einer Marienpredigt in Amalfi von einem Marienbild mit Lichtstrahlen übergossen und meterhoch emporgehoben³⁾, und in Bralin (oder nach anderer Überlieferung in Wien) spricht ein Marienbild zu Johann Sobieski von Polen⁴⁾. An die Zauberkraft der Bilder wurde überhaupt im ganzen Mittelalter geglaubt, noch Papst Johann XXII. verbot in einer Bulle die Anfertigung von Zauberbildern, Karl IV. soll durch ein Zauberbild verletzt, Philipp der Schöne durch ein solches sogar getötet worden sein, weswegen geradezu Hinrichtungen verhängt wurden, und auch im Hexenhammer und in der Bulle Innocenz' VIII. gelten solche Dinge als Tatsache⁵⁾. Die in den Don Juangeschichten erhaltene Sage vom toten Gast, d. h. von der Statue des Gemordeten, die sich selbst zum Gastmahl bei ihrem Mörder einfindet und ihn dabei einem grausigen Ende überliefert, entstammt gleichfalls durch den spanischen Dichter Gabriel Tellez und sein Vorbild Lopez de Vega spätestens dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts⁶⁾, ja auch der Homunculus, der mit der jüdischen Golemsage besondere Ähnlichkeit besitzt, kommt aus der vielleicht allerdings satirisch gemeinten Schrift des 1493 bis 1541 lebenden Paracelsus⁷⁾ über die Verwendung in Lichtenbergs Veröffentlichungen⁸⁾ und in Sternes Tristam Shapdy⁹⁾ zu Goethe¹⁰⁾, wobei hervorzuheben ist, daß auch bei Paracelsus der Homunculus zunächst das kleine, aus Wachs, Pech

¹⁾ Radermacher in der Festschrift f. Gomperz S. 197 ff.

²⁾ Budge: Lady Maux manuscripts no. 2—5, p. 35 ff., p. XXXIV.

³⁾ B. Kleinpaul: Modernes Hexenwesen 1900, S. 31.

⁴⁾ Wosien: „Das historische Volkslied der Polen“, erscheint 1918 in „Wort und Brauch“.

⁵⁾ Schindler: a. a. O., S. 132—134.

⁶⁾ Karl Engel: Die Don Juan-Sage auf der Bühne 1887, S. 20 ff.

⁷⁾ Paracelsus: De natura rerum IX Bücher, I. Buch: de generatione rerum (Ausgabe von 1584, S. 4 f.), vgl. M. B. Lessing, Paracelsus, sein Leben und Denken 1839, S. 81; Hartmann, Theophrast v. Hohenheim 1904, S. 100 f. Gegen Paracelsus z. B. Ettmüller, opera omnia I S. 496 f., Zedlers, Universallexikon 1735. Band XIII, Sp. 751.

⁸⁾ Lichtenberg: Vermischte Schriften 1800. I S. 155 f.

⁹⁾ Sterne: Tristram Shandy, im Anfang.

¹⁰⁾ Goethe-Jahrbuch von Ludwig Geiger. Bd. XXI, 1900. S. 208—223.

oder Lehm gefertigte und zu allerlei Hexenspuk verwendete Menschenbild und erst später den chemisch erzeugten Menschen selbst bedeutet zu haben scheint¹⁾).

Allerdings kann weder die natürlich nicht durch die Belebung der Rüben zu erklärende Rübezahlsage²⁾ noch die weitverbreitete Vorstellung von den Zauberkraften der Alraunwurzel³⁾ für die Sagen von lebenden Statuen oder künstlichen Menschen in Betracht gezogen werden; aber wenn man alles Angeführte überdenkt, das sich bei genauerer Literaturkenntnis gewiß noch stark vermehren ließe, wenn man erwägt, daß auch der finnische Schmiedegott Ilmarinen der Sage nach außer einem goldnen Schaf und einem goldnen Füllen auch eine goldne Frau von wunderbarer Schönheit bildet, die freilich weder Sprache, noch Wärme und Gefühl besitzt⁴⁾, wenn man vergleicht, daß nach litauischen Überlieferungen der Zamaiten auf Gottes Befehl die Engel der Schmiedekunst Ugniedokas und Ugniegawas eine goldne Jungfrau verfertigen, die in allem das Leben der Menschen führen, nur nicht zu sprechen vermag⁵⁾, und wenn man etwa noch hinzunimmt, daß auch Luther in seinem Buch vom Schem hamphorasch die Erzählung wiedergibt, wie die Juden „zween Hunde von Erz machten und setzten sie auf zwo Säulen für die Tür des Heiligtums — wenn nun jemand hineinging und lernte die Buchstaben des Schem hamphorasch und wieder herausging, so bollen die ehernen Hunde ihn so greulich an, daß er vor großem Schrecken vergaß des Namens und der Buchstaben, die er gelernt hatte“: so zeigt sich deutlich, wie viel im Altertum und Mittelalter von lebenden Statuen und sprechenden und handelnden Kunstwerken erzählt und gefabelt worden ist.

¹⁾ Kiesewetter: Geschichte des neueren Occultismus, 1891, S. 53 f.

²⁾ Zur Rübezahlsage vgl.: K. de Wyl: Rübezahl-Forschungen (Wort und Branch V) 1909; Regell: Rübezahl im heutigen Volksglauben (Mitteilungen d. Schles. Gesellschaft f. Volkskunde XV, 1913 S. 111 ff.); Zacher ebenda 1903, S. 5 ff.

³⁾ Zur Alraunsage vgl.: O. Schrader: Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde 1901 I, S. 35 f.; v. Hoverka und Kronfeld: Vergleichende Volksmedizin 1908, I S. 14—18; Zeitschrift f. Ethnologie 1891, XXIII. Jahrg. S. 726 ff.; H. Cohn: Über Madragora im Jahresb. der Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur Bd. 65: 1888 S. 285 ff.; Wuttke: Volksaberglaube S. 230.

⁴⁾ Mannhardt: Die lettischen Sonnenmythen in Zeitschr. f. Ethnologie VII, 1875, S. 315 f.

⁵⁾ Veckenstedt: Die Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten I, 1883. S. 34.

II.

Wendet sich nunmehr die Betrachtung zu der jüdischen Golem-sage im Besonderen, so sind zunächst die Vorstufen dieser Legende zu verfolgen. Ihre biblische Quelle bildet Psalm 139 v. 16. Hier heißt es bei der Schilderung der Allwissenheit Gottes גִּלְמִי רָא עֵינֶיךָ, „meinen Keim (golem) sahen deine Augen“. גִּלְמִי ist dabei im Alten Testament *ἀπαξ λεγόμενον* und wird im Targum mit גוֹלְמִי „meinen Körper“, in der Septuaginta mit *ἀκατέργαστόν μου*, bei Symmachus mit *ἀμόρφωτόν με* und in der Vulgata mit *imperfectum meum* wiedergegeben, während Luther „deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitete war“ übersetzt. Ob der hebräische Text die ursprünglich richtige Lesart bietet, ist fraglich. Von neueren Auslegern behalten ihn z. B. De Wette, Hupfeld, Kautzsch und Baethgen bei, und zwar verdeutscht De Wette *golem* mit „Keim“ und bezieht sich auf eine Bemerkung von Buxtorf im *Lexikon talmudicum*¹⁾, Hupfeld, dem Hitzig folgt, schreibt dafür „Knäuel“ und denkt an „das natürliche Bild des Lebensfadens, der hier noch in einem Knäuel zusammengewickelt liegt, um später entwickelt zu werden“²⁾, Baethgen behält „Keim“ bei³⁾, und Kautzsch überträgt: „als ich noch ein ungestaltetes Klümpchen war“⁴⁾. Duhm liest unter Heranziehung der zweiten Vershälfte גִּלְמִי יָמֵי „die ungeformte Masse der Lebenstage“⁵⁾, Staerck schreibt einfach „meine Tage sehen deine Augen“ und erklärt: „Auch hier ist der Text nur zum Teil übersetzbar und ohne Konjekturen nicht auszukommen“⁶⁾, Kittel schlägt, ebenso wie Buhl, יְמֵי als Emendation vor und gibt es mit „Deine Augen sahen alle meine Tage“ wieder⁷⁾. Gunkel schreibt „meine Geschicke“ und behauptet, daß man ein solches Wort hier erwarte und *golmi* korrumpiert

¹⁾ De Wette: Commentar über die Psalmen. 4. Aufl. 1836, S. 276, 279.

²⁾ Hupfeld: Die Psalmen. 1862 IV S. 353.

³⁾ Baethgen: Die Psalmen (in Nowacks Handkommentar zum Alten Testament) 2. Aufl. 1897 S. 287 f.

⁴⁾ Kautzsch: Die heilige Schrift des Alten Testaments. 3. Aufl. 1909 II S. 240.

⁵⁾ Duhm: Die Psalmen (in Martis Kurzem Handkommentar zum Alten Testament) 1899 S. 287 f.

⁶⁾ Staerck: in den „Schriften des Alten Testaments“ III 1, 1911 S. 242 f.

⁷⁾ Kittel: Die Psalmen (in Sellins Kommentar) 1914 S. 470 f; Buhl in Kittel; Biblia Hebraica 1906 S. 1017 Anm.

sei¹⁾, und nur Wünsche übersetzt „als ich noch ein Klumpen war“ und behält also auch unter den neuesten Kommentatoren die Lesung des Urtextes bei²⁾).

Aber diese textkritische Frage ist für die Golemsage selbst von geringerer Bedeutung, da für diese nur die rabbinische Deutung des Wortes *golem* in Betracht kommt. Über sie schreibt Gesenius im thesaurus³⁾ mit bewährter Genauigkeit:

„גֹּלֶם: res convoluta, dein materia rudis et informis, nondum elaborata, cuius partes nondum evolutae sunt et expeditae. De embryone Ps. 139, 16 . . . Frequentatur vocabulum in Talmude de quacumque re rudi nondum elaborata et perfecta v. c. גֹּלֶם כְּלִי עֵץ massae vasorum fusilium Chelim 12 § 6, גֹּלֶם כְּלִי עֵץ massae vasorum ligneorum Kimchi ad Ps. l. c., de acubus nondum perforatis Schabb. fol. 52 B, de alica, farina et massa panis nondum subacta (v. Epiphanius in Palaestina natus haer. 30 § 31: τὸ γὰρ ἀκατέργαστον γόλμη ἐκάλεσεν [ὁ Ἑβραϊκὸς], ὅπερ ἐξημενεύεται χόνδρος ἢ σεμιδάλεως κόκκος, δηθεν τὸ μηδέπω εἰς ἄρτον συνελθόν καὶ φουρνέν cet. . .) et transfertur ad hominem rudem, opp. sapienti Pirke Aboth 5 § 7. Etiam apud Arabes huius significationis vestigium reperias, nimirum *ġalamatun*, quod Golius *Dschauharium* secutus interpretatur corpus excoriatae et exenteratae ovis absque capite et pedibus, pr. igitur truncum.“

Demnach gilt Golem als eine noch nicht ausgeformte, unvollendete, rohe Masse. Die Bedeutung Golem = der Tor tritt in der eben genannten Stelle der Pirke Aboth entgegen: שִׁבְעָה דְּבָרִים בְּנִלִּים „sieben Dinge kennzeichnen den Toren und sieben den Weisen“ und findet sich noch heute im vulgären Ostjüdischen, wo „a leimenen golem“ einen „unbeholfenen Tolpatsch“ bezeichnet⁴⁾, wo golem aber auch bisweilen als verächtliche Bennung von Heiligenstandbildern vorkommen soll⁵⁾. Der Sinn golem = Unvollendetes spricht sich in dem Sprachgebrauch aus, der — z. B. in Talmud Sanhedrin fol. 22^b — eine Frau, die noch nicht empfangen hat,

¹⁾ Gunkel: Ausgewählte Psalmen. 2. Aufl. 1905 S. 251.

²⁾ Wünsche: Die Schönheit der Bibel I 1906 S. 310.

³⁾ Gesenius: Thesaurus philologicus criticus linguae hebraeae et chaldaecae veteris Testamenti I 1835 S. 289.

⁴⁾ Strack: Jüdisches Wörterbuch 1916. S. 38.

⁵⁾ Nach mündlicher Mitteilung eines aus Polen stammenden Arztes.

golem nennt¹⁾ er tritt aber besonders in den talmudischen und spätjüdischen Adamssagen hervor²⁾. Hier wird nämlich nach Bereschit rabba cap. 14 behauptet, daß der erste Mensch ursprünglich aus Gottes Hand als golem, als unförmiges Gebilde, hervorgegangen sei und von der Erde bis zum Himmel, ja auch von einem Ende der Erde bis zum andern gereicht habe. Er war auch — nach Bereschit rabba cap. 8 — zweigeschlechtig und hatte zwei Angesichte, bis das Weib vom Manne losgelöst wurde³⁾. Zuerst erschien Adam als lebloser Körper, wie ihn schon die Apocalypse des Esra als corpus mortuum beschrieb⁴⁾, erst später hauchte ihm Gott die Seele ein, d. h. er warf ihm, dem riesenhaft Ungestalteten, die Seele in den Mund⁵⁾, wie ein Mensch in den Mund eines andern, der bei ihm steht, etwas werfen kann. Schließlich bekam der Golem den entwickelten Menschenleib mit seinen 248 Gliedern und 365 Nerven, gemäß der 248 Gebote und 365 Verbote der jüdischen Thora. Dabei wurde seine ursprüngliche Größe auf 100 Ellen verkürzt und durch Abtrennung des Weibes vom Manne die Menschenschöpfung vollendet. Aus dieser Anschauung ist das Wort Golem für die spätere Literatur aufbewahrt worden und sind einige Züge der ausgebildeten Golemsage, z. B. das riesenhafte Anwachsen des künstlichen Menschen, entstanden, doch waren für Jahrhunderte weder der Ausdruck noch der Begriff irgendwie allgemeiner verbreitet oder vielgenannt.

Wichtiger als diese Adamslegenden mit ihrer Benutzung des Wortes Golem sind vielmehr die Erzählungen, welche einzelnen

¹⁾ Jewish Encyclopedia VI p. 36 f.

²⁾ Weber: Die Lehren des Talmud, herausg. v. Delitzsch u. Schnedermann, 1880 S. 203 f; Wünsche: Schöpfung und Sündenfall des ersten Menschenpaares (Ex Oriente lux II) 1906; Grünbaum: Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde 1893 S. 54 f; Micha Josef ben Gorion: Die Sagen der Juden I 1913 S. 84 f.

³⁾ Eine genaue, aber eigentümlich verschrobene Darstellung der Adamssagen gibt Held „Vom Golem und Schem“ („Das Reich“) 1916 S. 335 ff.

⁴⁾ Hilgenfeld: Die jüdische Apokalyptik 1857 S. 230.

⁵⁾ Die jüdische Auslegung benützt dabei den Unterschied des im Gen. 2, 7 gebrauchten Verbums עָפַח „er goß, hauchte ein“ von dem anderen häufigeren Synonym נָפַח, und Raschi erklärt, נָפַח beziehe sich auf Entfernung, עָפַח auf Nähe; also müsse — wegen Gebrauch des letzten Wortes — der Mensch so groß gewesen sein, daß er dicht neben Gott stand; es bedurfte keines Werfens des Geistes, denn der Mensch reichte bis zum Himmel, (nach Bereschit rabba XIV).

Rabbinnen die Erschaffung künstlicher Menschen zuschreiben. So heißt es in einer talmudischen Anekdote: Rabba schuf einst einen Menschen und schickte ihn zu Rabbi Zera; als dieser aber mit ihm sprach und keine Antwort erhielt, sagte er: „du bist von Zauberern geschaffen, kehre zu deinem Staub zurück¹⁾!“ So sollen im vierten nachchristlichen Jahrhundert Rabbi Chaninah und Rabbi Oshija an jedem Freitag mit Hilfe des geheimnisvoll tiefsinnigen und unklaren „Buches der Schöpfung“ sich ein dreijähriges Kalb hervorgebracht und dies dann als Sabbathspeise genossen haben²⁾. So berichtet auch der noch ältere jerusalemische Talmud, daß Rabbi Josua ben Chananjah im ersten Jahrhundert nach Christus sich gerühmt habe, mit Hilfe desselben Buches aus Gurken und Kürbissen Hirsche und Rehböcke machen zu können³⁾, wie auch Rabbi Papa sich einen Daemon als Diener geschaffen haben soll⁴⁾. Noch näher zur späteren Sagen-gestaltung führen die Erzählungen über den 1021—1058 lebenden jüdischen Dichter und Neuplatoniker Salomo ibn Gabirol und den 1204 sterbenden Philosophen Maimonides. Ersterer soll sich nämlich einen weiblichen Diensthofen künstlich erschaffen haben und deshalb sogar vor Gericht verklagt worden sein, wobei er den Richtern zeigte, daß jenes Geschöpf kein selbständiges belebtes Wesen sei, indem er es vor ihren Augen in seine einzelnen Teile zerlegte⁵⁾. Letzterer soll einmal nach erfolgter und durch das Los entschiedener Verabredung einen seiner Schüler getötet, die Leiche zerstückelt und unter Zauberformeln wieder mit Benutzung des „Buches der Schöpfung“ in einem Rezipienten aufbewahrt haben. Nach drei Monaten sieht er nun, so wird erzählt, wie sich die zerstückelten Glieder unter der Glasumhüllung wieder aneinander zu fügen beginnen. Immer deutlicher treten menschliche Formen vor, im siebenten Monat zeigen die werdenden Organe schon Atem und Bewegung, im achten Monat vollkommene Gestalt. Da wird Maimonides vom Schrecken über sein Vorhaben erfaßt, besonders weil er glaubt, daß der nun bald vollendete Mensch unsterblich werden würde, und fragt andre Rabbinen

1) vgl. Held: a. a. O. S. 344.

2) Laz. Goldschmidt: סֵפֶר הַבְּרֵאשִׁית Das Buch der Schöpfung 1894 S. 4 f. Vom Golem steht im „Buch der Schöpfung“ kein einziges Wort.

3) Sanhedrin Abschn. VII Hal 19.

4) Sanhedrin 105 a; Bloch in der „Österr. Wochenschr.“ 1918 S. 94.

5) Jewish Encyclopedia VI, 526 ff.; Rubin: Geschichte des Aberglaubens aus dem Hebräischen übersetzt von J. Stern 1888 S. 98.

um Rat. Obgleich er nun ursprünglich seinem Schüler geschworen hatte, den Wiederbelebungs Vorgang durch keinen Eingriff zu stören, empfängt er auch von den anderen Gelehrten den Bescheid, er dürfe, um größeres Unheil zu verhüten, den entstehenden Menschen töten. Daraufhin zerschlägt er die Masse mit einem Hammer und verbrennt das „Buch der Schöpfung“, verliert aber seine eigne innere Gelassenheit und kommt bald in mancherlei Elend¹⁾. Der Ausdruck Golem wird in dieser Legende allerdings, wie es scheint, nirgends gebraucht, doch ist ihre Form eine beachtenswerte jüdische Parallele zu den mittelalterlichen Homunculusvorstellungen.

Von diesen vereinzeltten Geschichten indessen abgesehen, scheint bis ins sechzehnte Jahrhundert die Golemsage durchaus nicht verbreitet, ja auch kaum vorbereitet und eine Sagenbildung mit dieser Bezeichnung überhaupt noch nicht entwickelt zu sein. Erst als die Blütezeit der kabbalistischen Mystik²⁾ alte Zaubergeschichten der Vergangenheit auffrischte und neue hinzufügte, als durch die krause Weisheit des geheimnisvoll phantastischen Buches Sohar regeres Interesse an der Legendenfülle der ersten Schöpfungszeit geweckt wurde und über Entstehung und Wesen der Seele, über den Adam qadmon, den ersten Adam, und seine Frauen Eva und Lilith sich Fabeln und Betrachtungen einbürgerten, als das unaussprechbare Tetragramm³⁾ in allerhand Variationen, Erweiterungen und Schreibfiguren zur allmächtigen Zauberformel für Amulette, Beschwörungen und Wunderwerke, zum sogenannten Schem hamphorasch gestempelt ward, als christliche Alchemie und Astrologie, mittelalterlicher Aberglaube und öder Hexenspek sich mit dem verworrenen Nachklänge altorientalischer Philosophien und gnostischer Äonenlehren in den Systemen eines Isaak Lurja und Cajim Vidal verflochten, als die ehrwürdigen Weisen versunkener Geschlechter Kronzeugen und Namengeber für neue

¹⁾ Weisel in „Sippurim“, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen . . begründet von Pascheles. 6. Aufl. 1883 I S. 45 ff; Held a. a. O. S. 361.

²⁾ Zur Einführung in die Kabbala u. a.: Jost: Geschichte des Judentums u. seiner Sekten 1859 III S. 143 ff.; Bloch: „Die jüdische Mystik u. Kabbala“ in Winter und Wünsche: Die jüdische Literatur III 1897; Kiesewetter: Der Occultismus des Altertums I S. 321—438; Bischoff: Die Kabbalah 1903; Bischoff: Die Elemente der Kabbalah 2 Bände 1913/14.

³⁾ Zum Schem hamphorasch außer obigen Werken noch: Neumark: Geschichte der jüdischen Philosophie des Mittelalters 1907 IS. 159 ff; Grünbaum: Gesammelte Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde 1901 S. 238—434; Held a. a. O. S. 515 ff.

Träumereien und bunte Geheimniskrämereien werden mußten: da hat man auch die Golemanekdoten der talmudischen Traktate wieder aus der Vergessenheit herausgeholt, und zu der Zeit, da Paracelsus mit seinem Homunculus in vieler Munde war und die Silvester- und Albertsagen wie die Virgils- und Heiligengeschichten weiter erzählt wurden, entstand im Golem eine alte und doch auch neue jüdische Sagenfigur.

Und zwar knüpfte sie sich für alle späteren und volkstümlichen Darstellungen an die überragende Persönlichkeit des sogenannten hohen Rabbi Löw. Dieser¹⁾, Juda ben Bezaleel ibn Chajim, soll um 1512 in Worms geboren sein, dann aber schon in seiner Jugend, da seine Familie bald aus Worms auswanderte, mit ihr in Posen gewohnt haben. Von 1553—1573 war er mährischer Landesrabbiner in Nikolsburg, 1573—1584 Rektor an der von ihm begründeten Talmudschule in Prag, 1584—1588 wahrscheinlich wieder in Posen, 1588—1592 erneut in Prag und dann seit 1597 der hochgefeierte Oberrabbiner der Prager Gemeinde, bis er am 22. August 1609 starb. Durch seine in vielen Werken niedergelegte rabbinisch-talmudische Gelehrsamkeit war er, ohne in besonderem Maße ein Anhänger oder Lehrer der Kabbala zu sein, als Vertreter der zeitgenössischen jüdischen Wissenschaft weitberühmt, und auch magische, astronomische und alchemistische Künste wurden ihm in großem Umfange nachgesagt. Am 16. Februar 1592 wurde er — wohl wegen dieser Künste — von Kaiser Rudolf II. in Privataudienz empfangen, was bei der damaligen allgemeinen Stellung der Juden als beinahe unerhörte Tatsache das allergrößte Aufsehen erregte. Sein und seiner bald nach ihm gestorbenen Gattin Perl Gräber sind bis in die Gegenwart mit ehrenden Epitaphien auf dem alten jüdischen Friedhof Prags erhalten und auch von christlichen Dichtern besungen²⁾, seine Gestalt ist als die „des gelehrten und geheimnisvollen hohen Rabbi Löw, in welchem alles, was das alte Prager Ghetto Edles hervorgebracht hat, verkörpert war“, am neuen Prager Rathaus nach der Schöpfung Professor Ladislaus Saloun in wirkungsvoller Statuen-

¹⁾ Zu Löws Leben vgl.: The Jewish Encyclopedia VII p. 353 ff.; Friedländer: im „Israelitischen Familienblatt“ vom 29. 1. 1914; Kohut: Der alte Prager jüdische Friedhof 1897. S. 62 ff.; u. a. In allen Einzelheiten stimmen die verschiedenen Angaben nicht immer überein.

²⁾ Kohut: a. a. O. S. 71; eine Abbildung des Grabsteins in der Sammel-schrift „Das jüdische Prag“ 1917 S. 39.

gruppe wiedergegeben¹⁾, seine Nachkommen, deren viele geschätzte und bekannte Gelehrte und tüchtige Menschen voll größerer Wirksamkeit geworden sind, haben sich in vielverzweigten Familien bis in die Jetztzeit fortgepflanzt. Rabbi Löw war eine überragende Persönlichkeit, ein Mittelpunkt seiner Gemeinde, ein Verkörperer jüdischer Weisheit und jüdischen Wesens ums Jahr 1600 im Osten Deutschlands. Um seine Gestalt hat sich ein bunter Sagenkreis gebreitet²⁾, und die Golemsage gehört zu ihm als besonders eigentümlich. Man erzählte nämlich später³⁾: Rabbi Löw habe sich dereinst aus Ton eine Menschenfigur geformt, ihr die Zauberformel des Schem hamphorasch in den Mund gelegt und ihr dadurch Leben verliehen. Dieser Golem, wie man die Figur nannte, habe seinem Herrn während der Wochentage in allerlei häuslichen Geschäften als Knecht gedient, aber am Sabbath mußte ihm der Schem aus dem Munde entfernt werden, weil sonst die Zaubergewalt des heiligen Namens am heiligen Tage zu stark geworden wäre und der Golem übermenschliche Kräfte — auch zur Ausübung des Bösen — erlangt hätte. Als der Rabbi nun an einem Freitagabend die Fortnahme des Zauberpergaments aus dem Munde seines Geschöpfes vergessen hatte, begann der Golem mit ungeheuer wachsender Kraft allerlei Unfug zu verüben, an den Häusern, auch wohl an der Synagoge zu reißen und in den Gassen daherzutoben. Voll Angst holte man Rabbi Löw aus der ehrwürdigen Altneusynagoge, wo er sich an dem glücklicherweise noch nicht beendigten Eingangsgebet des Sabbaths beteiligte⁴⁾. Die Gemeinde wiederholte nun, um den Beginn des für den Golem so gefährlich wirksamen Sabbaths noch hinzuziehen, die bereits gesungenen Strophen zum zweiten Mal, Löw aber stürzte auf die Straße, warf sich auf den Golem und riß ihm die Zauberformel aus dem Mund. Daraufhin brach dieser sogleich als Lehmklotz zusammen und zerfiel in Trümmer,

¹⁾ „Das jüdische Prag“ 1917 S. 40 und erstes vollseitiges Bild.

²⁾ vgl.: Ch. Bloch: „Aus dem Leben des hohen Rabbi Löw“, Neue Golemsagen in Blochs Österreichischer Wochenschrift. Jahrgang XXXIV 1917 Nr. 36 ff.; Nathan Grün: Der hohe Rabbi Löw und sein Sagenkreis 1885 S. 33 ff.

³⁾ siehe die Darstellung in den „Sippurim“ begründet von Pascheles 1883. 6. Aufl. I S. 51 f.; „Sippurim“ Ghettoagen, jüd. Mythen und Legenden. Volksausgabe 3. Aufl. 1909 S. 10 f.; Bischoff: die Kabbalah 1903 S. 88 ff.; Held a. a. O. 346 ff.

⁴⁾ Gemeint ist das Gebet: Lekha dodi; vgl. z. B. Fiebig: Das Judentum von Jesus bis zur Gegenwart (Religionsgesch. Volksbücher) 1916 S. 43 ff.

die noch viele Jahrhunderte später der Sage nach auf dem Boden der Altneusynagoge zu sehen waren, der Rabbi wagte aber nicht mehr, aus Scheu vor ähnlichen Begebenheiten, sich einen zweiten Golem zu verfertigen.

Ungefähr so lautet, allerdings mit manchen Ausschmückungen und Verschiedenheiten, die, wie gesagt, später höchst volkstümliche Golemsage des hohen Rabbi Löw. Nach ihm schreibt man die Fähigkeit, Golems zu verfertigen, auch einigen andern Rabbinern zu, so einem Rabbi Elia von Wilna, den im 18. Jahrhundert lebenden Rabbi Israel Baal-Schem-tob und Rabbi Mose von Köln und einem um das Jahr 1800 lebenden Rabbi David Jaffé in Dorhizyn, der seinen Golem geradezu als nichtjüdischen Feiertagsarbeiter, als Sabbathgoi, verwendete, bis dieser einmal, als er Feuer machen sollte, aus Unachtsamkeit einen großen Brand hervorrief und dabei selbst von den Flammen vernichtet wurde¹⁾. Daß dies aber nur eine populäre Vergröberung des beliebten Sagenstoffes darstellt, leuchtet ein.

Nun ist aber höchst auffallend, daß sich in der älteren Literatur über Rabbi Löw keinerlei oder so gut wie keinerlei Erwähnung der Golemgeschichte findet. So bietet das mit Löw gleichzeitige Chronikwerk von David Gans (gestorben in Prag 1613), das den Titel מגן דוד „Gewächs Davids“ führt²⁾, unter dem Jahre 1592 zwar Bericht von den Schriften Löws und seiner Audienz bei Rudolf II., erwähnt aber des Golems mit keinem Wort³⁾, wie auch die im Anfang des 18. Jahrhunderts von seinem Nachkommen Mose Meier Perls geschriebene Biographie des berühmten Prager Rabbiners über die Sage völlig schweigt⁴⁾. So verzeichnet auch Joh. Christoph. Wolf an mehreren Stellen seiner *Bibliotheca hebraea* von 1715—1733 zwar genau Löws Werke, wobei er den jüdischen Gelehrten bald Rabbi Juda ben Bezaleel, bald Rabbi Liva oder Leon de Praga nennt, enthält aber vom Golem keine Notiz⁵⁾, und Zedlers *Universallexikon*

¹⁾ The Jewish Encyclopedia VI p. 38; Held a. a. O. S. 364; Chajim Bloch: Österr. Wochenschr. 1918 No. 6.

²⁾ vgl. Grätz: Volkstümliche Geschichte der Juden 5. Aufl. Bd. III S. 296.

³⁾ In der gebräuchlichen Ausgabe des מגן דוד p. 46 a.

⁴⁾ Nach gütiger Mitteilung von Herrn Professor Dr. Brann in Breslau; über Meier Perls: Megilloth Jochasin 1718 vgl. auch N. Grün: Der hohe Rabbi Löw 1885 S. 2 ff., besonders S. 37.

⁵⁾ Joh. Christoph. Wolf: *Bibliotheca hebraea* 1715, 33 I 418 f., III 304—306, IV 829 f.

folgt gänzlich seinem Beispiel¹⁾. Ebenso findet sich weder bei Eisenmenger²⁾, noch in den von mir eingesehenen christlichen Werken des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts über die damals stark umsonnene Kabbala, wie bei Hackspan und Buddeus³⁾, vom Golem des Rabbi Löw irgend eine Spur. Und Schudt erwähnt zwar in einer sehr beachtenswerten Stelle⁴⁾ seiner „jüdischen Merkwürdigkeiten“ unter andern Kuriositäten jüdischer Zauberei auch den Golem und sagt: „Der bekehrte Jud Brentz. im Jüdischen Schlangenbalg lib. I p. 5 sagt: Eine andere Zauberei haben sie, welche Hamor Golim genannt wird, da machen sie ein Bild von Leimen, einem Menschen gleich, zischpern oder brumlen demselben etliche Beschwerung in die Ohren, davon dann das Bild gehet“, führt auch einige andere Literaturbelege für diese Überlieferung an und bemerkt weiterhin: „sonderlich sollen die heutige Polnische Juden in dieser Kunst Meister seyn und den Golem oft machen, dessen sie sich in ihren Häusern, wie sonst die Kobolden oder Hauß-Geister, zu allherhand Hauß-Geschäften bedienen; Arnoldus in Mantissa ad Sutam Wagenselii p. 1198 sequ. und auß ihm Tentzel M. U. ad annum 1689 p. 145 ss. beschreibts also: Sie machen, nach gewissen gesprochenen Gebetern und gehaltenen Fest-Tägen, die Gestalt eines Menschen von Thon oder Leimen, und wenn sie das Schem Hamphorash darüber sprechen, wird das Bild lebendig, und ob es wohl selbst nicht reden kann, verstehet es doch, was man redet und ihm befiehlt, verrichtet auch allerley Hauß-Arbeit; an die Stirn des Bildes schreiben sie אמת Emêt (oder Emmes, wie sie es außreden) d. i. Wahrheit; es wächst aber ein solch Bild täglich, und da es anfänglich gar klein, wird es endlich größer als alle Hausgenossen, damit sie ihm aber seine Kraft, dafür sich endlich alle im Haus fürchten müssen, benehmen mögen, so löschen sie geschwind den ersten Buchen א an dem Worte אמת an seiner Stirn auß, daß nur das Wort מת meth (oder wie sie es aussprechen mes) d. i. todt übrig bleibt, wo dieses geschehen, fällt der Golem über einen Hauffen und wird in den

¹⁾ Zedlers Universallexikon 1735 Bd. XIV Sp. 1490 f.

²⁾ Eisenmenger: Entdecktes Judentum. 1711.

³⁾ Hackspan: Miscellaneorum sacrorum libri duo et Cabbalae Judaicae brevis expositio 1660; Buddeus: Introductio ad historiam philosophiae Ebraeorum 1720.

⁴⁾ Schudt: Jüdische Merkwürdigkeiten 1714 Band II Buch VI cap. 31 § 21 (Seite II 207 zweite Zählung); Jacob Grimms unten angeführte Notiz ist sicherlich von Schudt abhängig.

vorigen Thon oder Leim resolviret; Joh. Schmidt im feurigen Drachen-Gift L. 8 sect. 3. p. 61 setzet die Zeit ihres Dienstes nur auff 40 Tage, „daß sie vierzig Tage außer den Reden, allerley menschliche Geschäfte verrichtet, und wo man sie hingeschickt, auch einen weiten Weg, wie Botten, Briefe getragen; aber wenn man ihnen nach den vierzig Tagen nicht alsbald die Zettel von der Stirn abgenommen, ihrem Herrn und den Seinigen entweder am Leib oder am Gut, oder am Leben großen Schaden gethan.“¹⁾ Schudt kennt also eine etwas andre, sichtlich im polnischen Judentum mündlich volkstümlich überlieferte Form der Golemsage, bei welcher das riesenhafte Anwachsen des Golems eine alte Erinnerung an die talmudischen Adamslegenden, die Anwendung des Wortes emeth eine der beliebten jüdischen Sprachspielereien ist, aber auch Schudt kennt keine Erwähnung des Rabbi Löw als eines Golembildners, sondern schließt seine Darstellung vielmehr mit dem wertvollen Satze: „Sie erzählen, daß ein solcher Baal Schem in Pohlen, mit Nahmen R. Elias, einen Golem gemacht, der zu einer solchen Größe gekommen, daß der Rabbi nicht mehr an seine Stirn reichen und den Buchstaben $\aleph$ auflöschen können, da habe er diesen Fund erdacht, daß der Golem als ein Knecht ihm die Stieffeln ausziehen sollen, da vermeynte er, wenn der Golem sich würde bücken, den Buchstaben an der Stirn auszulöschen, so auch angien, aber da der Golem wieder zu Leimen ward, fiel die ganze Last über den auf der Bank sitzenden Rabbi und erdruckte ihn.“

Nun hat freilich neuerdings Chaim Bloch in einer Artikelreihe der „Österreichischen Wochenschrift“ von J. Bloch eine Anzahl von Legenden über Rabbi Löw und seinen Golem aus einer bisher unbekannten Quellschrift mitgeteilt, die er mit den Worten „ein in hebräischer Sprache und Schrift gedrucktes, schmuckloses Büchlein, das sich „Wunder des Rabbi Löw“ nennt, vor etwa dreihundert Jahren verfaßt wurde und mit tragischen Episoden und entzückenden Legenden vollgefüllt ist,“ näher beschreibt¹⁾. Aber schon der Umstand, daß

¹⁾ Blochs Artikel: „Aus dem Leben des hohen Rabbi Löw“ erschienen in Blochs „Österreich. Wochenschrift“ vom 14. 9. 1917 No. 36 ab. Auf eine schriftliche Anfrage teilte mir Herr Bloch freundlichst mit: „Die angeblich von Rabbi Joseph Cohn (Schwiegersohn des Rabbi Löw) gemachten Aufzeichnungen sollen sich — wie es in der allerdings sehr primitiv geschriebenen Einleitung heißt — in einer Bibliothek in Metz befinden.“ Der ganze Stoff ist in der Blochschen Sammlung anekdotenhaft und novellistisch behandelt, die populäre und den

hier, nach Blochs Ausspruch, der Golem „zum Künstler, zu einem Sherlock Holmes“ gemacht ist, zeigt, daß dieses Büchlein in der von allen andern gebräuchlichen Formen der Sage abweichenden und nur an eine bei Held verzeichnete mündlich überlieferte ostjüdische Tradition¹⁾ gemahnenden Eigentümlichkeit seiner Darstellung ohne merkbaren literarischen Einfluß und daher auch ohne weitere Verbreitung geblieben sein muß, ja daß es in der eigentlichen Geschichte der Golemfrage eine ziemlich bedeutungslose und in sich etwas verschwommene Größe darstellt. Fraglos scheint daher zu bleiben, und Herr Professor Bloch²⁾ bestätigte mir freundlichst durch eine Zuschrift vom 15. August 1916 diese Annahme, daß die Verbindung der Golemsage mit der Person des berühmten Prager Rabbiners vor dem neunzehnten Jahrhundert literarisch kaum nachweisbar ist und daher irgend welche Mittelglieder aufzusuchen sind.

Diese bieten sich auch in der Überlieferung über den seiner Zeit berühmten, später aber wenig bekannten Kabbalisten Elijah von Cholm, der um 1550 geboren ist und, seit 1565 in der Talmudschule des Rabbi Salomon Lurja in Lublin unterrichtet, als polnischer Rabbiner sich einen großen Ruf erwarb³⁾. Er wurde als Verwender des Schem hamphorasch zu Zauberkünsten auch Baal schem „Herr des Schem“ genannt, er ist unzweifelhaft in der oben angeführten Notiz aus Schudt „Jüdischen Merkwürdigkeiten“ gemeint. Unter Berufung auf die Künste seines Ahnen behandelt auch Elijahs Nachkomme, der als bedächtiger Schriftsteller bekannte Hamburger Rabbiner Hakam Zewi Aschkenasi⁴⁾ um 1705 in seinem Buche der Responsen die Frage, ob unter den für Abhaltung eines Synagogengottesdienstes notwendigen zehn Teilnehmern (dem sogenannten Minjan) auch ein künstlicher Mensch mitgezählt werden könne, was Zewi Aschkenasi verneint⁵⁾. Und noch deutlicher erzählt Azu-

christlichen Judenanklagen gegenüber apologetische Ausschmückung des ganzen beweist, daß der Stoff bereits zu einer umfangreichen volkstümlichen Legende weiterentwickelt ist. Für die wissenschaftliche Frage nach der Entstehung des Golemmotivs läßt sich daher aus der an sich interessanten Arbeit Blochs kaum etwas Neues gewinnen.

¹⁾ Held: a. a. O. S. 373 ff.; siehe unten.

²⁾ Herr Professor Bloch aus Posen ist der bekannte Kenner der Kabbala, nicht mit dem genannten Herrn Chaim Bloch zu verwechseln.

³⁾ The Jewish Encyclopedia V, p. 130, IV p. 37.

⁴⁾ Graetz a. a. O. III. S. 440.

⁵⁾ Responsa No. 93: Held a. a. O. S. 364.

lai¹⁾ in seinem 1774 erschienenen Werke Schem hagedolim von Elija von Cholm, daß er mit Hilfe des Schem einst einen Golem gebildet habe. Da dieser Golem aber riesenhaft unförmige Größe annahm, habe der Rabbi aus Furcht, sein Gebilde könne die Welt zerstören, den Schem aus der Vorhaut des Golems, wo er verborgen lag, entfernt und den Golem dadurch wieder zu Staub verwandelt. Die Erzählung von einem Golem des Rabbi Elijah von Wilna scheint weiterhin nur eine durch die Namensgleichheit mit Elijah von Cholm entstandene Abart von der Sage dieses letzteren zu sein²⁾, und aus allem festzustehen, daß im achtzehnten Jahrhundert die Golemsage ganz vorherrschend — wenn nicht ausschließlich — an die Gestalt des Elija von Cholm gebunden war, in ihrer Form die Abhängigkeit von den talmudischen Adamssagen bezeugte und mindestens bis ins siebzehnte Jahrhundert, zum Teil durch allgemein verbreitete Vorstellungen ihrer Zeit unterstützt, zurückzuführen ist. Erst später hat sich dann, auf volksmäßige Überlieferungen, die sich vielleicht schon frühzeitig besonders in Prag entwickelt haben und möglicherweise bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückreichen, gestützt, die Sage auf den der Nachwelt besonders bekannten, durch sein Grabmal und seine Nachkommen noch weiter wirkenden Heros des Prager Judentums, den hohen Rabbi Löw, übertragen³⁾. Der Ruhm seiner Audienz bei Rudolf II. und die Legenden von seinen sonstigen Wunderfertigkeiten wie das Andenken an seine imponierende Persönlichkeit erleichterten diese Übertragung, vielleicht sprach auch der Umstand ein wenig mit, daß der Name von Löws Vater Bezaleel ben Chajim einerseits an den Exod 37₁₀ genannten in Modellarbeiten, Holzschnitzerei und Gebildwirkerei erfahrenen Verfertiger der biblischen Stiftshütte Bezaleel, andererseits durch seinen zweiten Bestandteil an מִן הַחַיִּים „Leben“ gemahnt. Elijah von Cholm ist dann allmählich vergessen worden; der Sohn Bezaleels, der ideale Vertreter jüdischer Weisheit und Würde, der hohe Rabbiner der ehrwürdigen Altneusynagoge zu Prag setzte sich im Herzen der ihn bewundernden und auf ihn stolzen Juden späterer Jahre an Elijahs Stelle und in Elijahs Erbe, bis er als Verfertiger des Golems auch in der Dichtkunst und in den Romanen der Gegenwart geschildert wurde.

¹⁾ The Jewish Encyclopedia II p. 375; Azulai: Schem hagedolim I 163.

²⁾ The Jewish Encyclopedia VI 37.

³⁾ So nimmt auch Herr Professor Bloch in seinem Brief an mich an.

III.

Wann aber tritt diese Golemsage, zumal in Bezug auf Rabbi Löw, zuerst in der allgemeinen Literatur hervor? Auch hier scheinen sich besondere Verhältnisse zusammen zu finden. Die erste mir bekannt gewordene nicht fachwissenschaftlich beschränkte Erwähnung des Golems stammt von Jacob Grimm. Er hat in der „Zeitung für Einsiedler“ vom Jahre 1808 Nr. 7 S. 56 folgende Notiz eingerückt, die dann auch in seine „kleineren Schriften“¹⁾ aufgenommen wurde:

„Die polnischen Juden machten nach gewissen gesprochenen gebeten und gehaltenen fasttügen die gestalt eines menschen aus thon oder leimen, und wenn sie das wunderkräftige schem-hamphoras darüber sprachen, so musz er lebendig werden. reden kann er zwar nicht, versteht aber ziemlich, was man spricht und befiehlt, sie heissen ihn Golem, und brauchen ihn zu einem aufwärter, allerlei hausarbeit zu verrichten, allein er darf nimmer aus dem hause gehen. an seiner stirn steht geschrieben אמת aemaeth (wahrheit, gott), er nimmt aber täglich zu, und wird leicht gröszer und stärker denn alle hausgenossen, so klein er anfangs gewesen ist. Daher sie aus furcht vor ihm den ersten buchstaben auslöschen, so dasz nichts bleibt als ממת maeth (er ist todt), worauf er zusammenfällt und wiederum in thon aufgelöst wird.

Einem ist sein Golem aber einmal so hoch geworden und hat ihn aus sorglosigkeit immer wachsen lassen, dasz er ihm nicht mehr an die stirne reichen können. Da hat er aus der angst dem knecht geheiszen, ihm die stiefel auszuziehen, in der meinung, dasz er ihm beim bücken an die stirne reichen könne. Dies ist auch geschehen, und der erste buchstabe glücklich ausgethan worden, allein die ganze leimlast fiel auf den juden und erdrückte ihn.“

Daß Grimm in dieser Notiz von Schudt abhängig ist, wird zwar nirgends ausdrücklich gesagt, kann aber bei einem Vergleich der beiderseitigen Angaben wohl als zweifellos gelten. Durch Grimm lernte dann Achim von Arnim die Golemsage kennen²⁾ und verwertete sie in seiner 1811 veröffentlichten Novelle „Isabella von

¹⁾ Jakob Grimm: Kleinere Schriften 1869 Bd. IV, S. 22. Die Bemerkung trägt dabei die rätselhafte Überschrift: „Entstehung der Verlagspoesie.“

²⁾ Vgl. Morris: Achim von Arnims ausgewählte Werke Leipzig b. Hesse. Bd. IV, S. 14.

Ägypten“¹⁾, wo die fantastische Gestalt eines weiblichen Golems, der durch Zauberkünste eines Juden geschaffen und mit Hilfe des Wortes *מחיה* belebt wird, die sonderbarsten Verwicklungen hervorruft und schließlich durch Auslöschten des Buchstabens *ס* zu Grunde geht. Die Beziehung der Golemsage auf den Rabbi Löw fehlt bei Arnim wie bei Grimm und Schudt noch völlig, aber die allgemeine Literatur jener Zeit wurde durch des Dichters Novelle auf die Golemgestalt aufmerksam gemacht. Und diese Zeit war für Verbreitung und Verwertung derartiger Sagen besonders geeignet, denn in ihr, das heißt um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts und in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts, waren die Geschichten von lebenden Statuen und von Versuchen mit künstlichen Menschen besonders beliebt und oft dargeboten. Bodmer veröffentlichte 1747 seine Dichtung „Pygmalion und Elise“, Goethes *Homunculus* beschäftigte viele tausend Leser seines *Faust*, durch Mozarts *Don Juan* war seit 1787, der ersten Aufführung jener genialen Oper, auch der steinerne Gast eine mit angenehmem Schauer betrachtete, weit über Deutschlands Grenzen bekannte und die Erinnerung an spanische und französische Vorläufer neu auffrischende Bühnenfigur geworden. Dazu kamen die mancherlei automatischen Kunstwerke, die damals in weiten Kreisen das Tagesgespräch bildeten. So soll im Jahre 1655 der Jesuit Athanasius Kircher eine Statue verfertigt haben, die die nach Rom kommende Königin Christina von Schweden gerufen und ihre Fragen beantwortet habe; so verfertigte Magister Joh. Valentinus Merbitz, gestorben 1704, einen Bescheid gebenden und mehrere Sprachen redenden Wunderkopf, den sich der Dresdener Hof und mehrere Minister vorführen ließen²⁾. So konstruierte der 1782 verstorbene französische Mechaniker Vaucanson seine berühmten, sich bewegenden und scheinbar lebenden Automaten, so wurde in Paris 1783 eine dreizehn Zoll hohe Puppe gezeigt, die frei an Bändern hing, eine Art Trompete an den Mund nahm und viele an sie gerichtete Fragen deutlich beantwortete. So wurden die Sprechmaschine und der weltbekannte automatische Türken-Schachspieler des 1804 verstorbenen Wolfgang Ritter von Kempelen³⁾, der mechanische in Vaucansonscher Art hergestellte Flötenspieler und der

¹⁾ Arnims „Isabella v. Ägypten“ ist in Meyers Volksbüchern Nr. 530/531 enthalten.

²⁾ Vgl. Schudt: Jüdische Merkwürdigkeiten II 205 f. (zweite Abteilung).

³⁾ Bermann: Alt und Neu, Vergangenheit und Gegenwart. 1883, S. 408 f.

unter einer Glasglocke tanzende und springende oder auf einer Tischplatte ruhende, Antwort gebende Kopf vielfach angestaunt und bewundert. Größere Werke wie die von Wiegleb¹⁾ und von Eckartshausen²⁾ beschäftigten sich mit diesen Figuren, Anekdotensammlungen wußten von künstlichen Menschen zu erzählen³⁾, und noch um 1820 hatten die Sprechmaschine von Posch und um 1840 die des Wiener Professors Faber bei ihren öffentlichen Schaustellungen viel Glück.

Ja, auch führende Schriftsteller dieser Jahrzehnte wurden von solchen Liebhabereien beeinflusst. Beispielsweise schilderte Jean Paul in einer humoristisch und satirisch angelegten, aber breit geschriebenen Abteilung seiner „Auswahl aus des Teufels Papieren“ die „einfältige aber gutgemeinte Biographie einer neuen, angenehmen Frau von bloßem Holz, die ich längst erfunden und geheiratet“, wobei in ergötzlicher, aber absonderlicher Genauigkeit die Anfertigung, Vorzüge und Fähigkeiten solcher Figur auseinandergesetzt werden⁴⁾. E. T. A. Hoffmann verfaßte 1816 seine schauerlich mystische Novelle „der Sandmann“⁵⁾, in der die Puppe des Professors Spalanzani, Olympia genannt, durch ihre automatische Menschenähnlichkeit eine ebenso bedeutende wie verderbliche Rolle spielt, und behandelte schon 1814 einen ähnlichen Stoff in seinen „Automaten“, wo die Figur des redenden Türken besonders hervortritt und durch das sie umschwebende Geheimnis dem Dichter ein völliger Abschluß der Novelle sogar unmöglich gemacht wird⁶⁾. Auch in Arnims „Gräfin Dolores“ wird neben ähnlichen Motiven ein automatischer Apparat erwähnt⁷⁾; und wie Ludwig Tieck in dem Märchen „der Runenberg“, das in seinem 1812 veröffentlichten „Phantasmus“ enthalten ist, die alte Alraunsage in neuer Auffassung für seine Ausführungen verwertete⁸⁾, so bildete etwas später die mittelalterliche Geschichte von

¹⁾ Wiegleb: Die natürliche Magie 1786 I S. 257 ff., 268 ff., II S. 231—250.

²⁾ v. Eckartshausen: Aufschlüsse zur Magie 1791, III S. 339 ff., 363 ff., 367 ff.

³⁾ Antihypondriakus oder etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung 1792, Fünfte Porzion; vgl. E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke herausgeg. v. G. von Maassen, III Bd. 1909, S. XII ff.

⁴⁾ Jean Paul Richter: Sämtliche Werke 1841, IV. Bd. S. 360—396.

⁵⁾ E. T. A. Hoffmann: Sämtliche Werke herausg. von v. Maassen III, S. 3 ff.

⁶⁾ E. T. A. Hoffmann: a. a. O. Bd. VI 1912, S. XXXV—XLIV, 87—120.

⁷⁾ v. Arnim: Gräfin Dolores, Ausgabe von 1810. Bd. II S. 60 ff. Auch an die Puppe in Brentanos „Gockel u. Hinkel“ sei erinnert. (Brentanos Werke herausg. v. Reitz, II S. 427 ff.).

⁸⁾ L. Tieck: Phantasmus 1812, Bd. I S. 239—272.

der Venusstatue mit dem Ring den Inhalt mehrerer vielgelesener Novellen. Sie bearbeitete 1819 Eichendorff in seiner stimmungsvoll feinsinnigen Erzählung „das Marmorbild“¹⁾, sie gab den Hintergrund zu Gaudys 1838 abgefaßter Geschichte „Frau Venus“, die er seinen „Venetianischen Novellen“ einverleibte²⁾, sie fand auch in einer Novelle von Prosper Mérimée aus dem Jahre 1837 „La Vénus d'Ille“ eine packende, französischen Geist atmende Wiedergabe³⁾. Kurz, Dichtungen und Erzählungen, die sich mit dem Inhalt der Golemsage berühren, waren im Anfang des 19. Jahrhunderts allgemein verbreitet, wie sich auch aus dem 1831 von Mrs. Shelley geschriebenen, 1912 von Widtmann verdeutschten höchst sonderbaren Roman „Frankenstein oder der moderne Prometheus“ beweist, in welchem die Schöpfung eines künstlichen monströsen Menschen und alles von ihm über die Familie seines Verfertigers und diesen selbst hereingebrachte entsetzliche Unglück mit grandioser Unnatürlichkeit bis zum gemeinsamen Untergang im Polareis — allerdings ohne Erwähnung und wohl auch ohne Kenntnis der Golemsage — geschildert wird⁴⁾, wie sich aber auch aus Gottfried Kellers 1872 geschriebenen „Sieben Legenden“ mit ihrer Verwendung der Sagen von belebten Marien- und Heiligenbildern ergeben kann⁵⁾.

Deshalb ist es auch eigentlich nicht verwunderlich, wenn nun die Golemsage gleichfalls öfters in der deutschen Literatur behandelt wird, wobei sie jetzt fast durchgängig die unterdessen in der volkstümlichen Überlieferung herrschend gewordene Beziehung auf den hohen Rabbi Löw wahrte.

Hierher gehört zunächst die gelegentliche Erwähnung, die Auerbach in seinem 1837 erschienenen Roman „Spinoza“ von Rabbi Löws Golem einfügt⁶⁾. Als das Märchen einer aus Deutschland

¹⁾ Eichendorff: Werke herausgeg. v. Dietze, Bd. II, S. 321—370; Engel: Geschichte der deutschen Literatur, 14. Aufl. 1912, II S. 60.

²⁾ Franz Freiherr Gaudy: Ausgewählte Werke, herausgeg. v. Siegen III, S. 37—53.

³⁾ Mérimée's Novelle erschien in der Revue des deux mondes; deutsch bei Reclam Nr. 5168; vgl. Klapper in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XI, S. 132 ff.

⁴⁾ Shelley: Frankenstein oder der moderne Prometheus, deutsch von Widtmann 1912.

⁵⁾ G. Keller: Gesammelte Werke. Bd. VII S. 369 ff., 378 ff., 394 ff.

⁶⁾ Auerbach: „Spinoza. Ein Denkerleben“. Ausg. v. Hesse-Leipzig, . 148 f.

stammenden geschichtenkundigen Judenmagd Chaja wird die Erzählung von der Schöpfung der Lehmfigur, ihrer Belebung durch ein in einer Öffnung des kleinen Gehirns verborgenes Pergament mit dem Gottesnamen, ihrer Hausarbeit, ihrer sabbathlichen Ungebühr, ihrer Vertilgung und der daher kommenden Prager Sitte, das Sabbathlied zweimal zu singen, berichtet, wobei ein philosophisch-satirischer Schluß nicht fehlt¹⁾.

Ein eigenes populär gehaltenes Gedicht über den Golem veröffentlichte dann im Jahre 1841 Gustav Philippson in der „Allgemeinen Zeitung“ des Judentums“²⁾. Hier kann der Golem auch reden und nach seiner Erschaffung dem Rabbi selbst Anweisung über seine Behandlung am Sabbathanfang geben. Die Katastrophe verlegt Philippson auf das Versöhnungsfest, den Jom Kippurim. Bei seinem Beginn entsteht ein eigentümlicher Wirrwarr in der Synagoge:

„Schon ist ja zum Ersticken das ganze Bethaus voll,
Und furchtbar ist das Lärmen, und alles schreit wie toll;
Und nichts als Totenköpfe erblickt man in der Luft,
Sie suchten mit den Augen die stille Totengruft.
Doch endlich kommt der Rabbi, er merkt das Geisterheer:
„Werft ab die Sterbekleider und betet keiner mehr,
Es sind die Toten alle in unserm Tempel hier;
Ich hab' in meinem Golem vergessen das Papier.“

Er holt dies nun noch vor Sternenaufgang aus dem Golem heraus und schwört sich, keinen ähnlichen Geist mehr als Diener anzunehmen:

„Und nach dem Friedensfeste nimmt er mit ernstem Sinn
Das Bild von Lehm und Erde und legt es vor sich hin
Und spricht dann einen Segen und nagelt's an die Wand,
Das ist der Geist, der Golem, wie er in Prag bekannt.
Das Bild ist da noch heute, von dem man viel erzählt,
Doch hab' ich diese Sage davon nur ausgewählt.“

Im folgenden Jahre 1842 brachte Abraham M. Tendlau in seinem „Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit“ ein

¹⁾ „Der hohe Rabbi Löw hat gewiß nicht an Cartesius gedacht, und doch hatte sein Golem so viel Leben als alle Menschen, wenn man sich mit der neuen Ansicht vereinigt: der Zusammenhang zwischen Seele und Körper sei so locker, daß er jeden Augenblick aufgehoben und wiederhergestellt werden könne.“ (a. a. O. S. 149).

²⁾ Philippson: „Der Golem“ in der „Allgem. Zeitung des Judentums“, V. Jahrgang 1841, S. 629—631; Held: a. a. O. S. 357 f.

ziemlich ungeschicktes Gedicht¹⁾, das er „Der Golem des Hohen Rabbi Löw“ betitelt, das ganz wie Auerbach die Sage erzählt, und in dem es zum Schlusse heißt, auf der Synagoge in Prag sei auf dem Speicher noch des Golems Töngebein zu sehen, und das Sabbathlied werde seitdem in Prag stets zweimal gesungen.

Übrigens ist noch die bedeutsame Anmerkung Tendlaus beachtenswert, daß ihm die Golemsage nur durch mündliche Überlieferung bekannt sei.

Aus dem Jahre 1844 stammt auch ein tiefempfundenes Gedicht²⁾ von Annette von Droste-Hülshoff, die mit Grimm und Achim von Arnim³⁾ gut bekannt war. Es heißt „Der Golem“ und behandelt die Klage um eine ehemals begeisterte und dann alltäglich gewordene Frauennatur. Vom Golem selbst handeln darin die Verse:

„s gibt eine Sage aus dem Orient
Von Weisen, toter Masse Formen gebend,
Geliebte Formen, die die Sehnsucht kennt,
Und mit dem Zauberworte sie belebend;
Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,
Er spricht, er lächelt mit bekanntem Hauch,
Allein es ist kein Strahl in seinem Aug',
Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte.

Und wie sich alte Lieb ihm unterjocht,
Er haucht sie an mit der Verwesung Schrecken;
Wie angstvoll die Erinnerung ruft und pocht,
Es ist in ihm kein Schlafender zu wecken,
Und tief gebrochen sieht die Treue schwinden,
Was sie so lang und heilig hat bewahrt,
Was nicht des Lebens, was des Todes Art,
Nicht hier und nicht im Himmel ist zu finden.“

Daß die Dichterin die ihr wohl aus der Romantik bekannt gewordene Sage schöpferisch ausgestaltet und symbolisiert hat, ist deutlich, ähnlich wie später Theodor Storm⁴⁾ in einem kleinen Gedicht „Ein Golem“ um diesen „Kerl von Leder“ seinen Humor spielen

¹⁾ Tendlau: a. a. O. S. 16–18; Held: a. a. O. S. 347 ff.

²⁾ A. v. Droste-Hülshoff: Letzte Gaben [Ges. Schriften bei Cotta I S. 288 f.]; zuerst im „Morgenblatt für gebildete Stände“ 1844 erschienen.

³⁾ A. v. Droste: Ges. Werke, Verlag v. Schöningh. Herausgeg. von W. Kreiten 1885 I 1 S. 36 f., 40 f., 307, 419; III 333–335.

⁴⁾ Theodor Storm: Sämtliche Werke, Verlag v. G. Westermann, Bd. V, S. 278.

läßt. Beide Dichtungen beweisen dadurch erneut die Verbreitung des Sagenstoffes um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

In den nächsten Jahrzehnten finden sich meines Wissens keine neuen Bearbeitungen der Sage, nur die hebräische Zeitschrift *Ha Maggid* brachte im Jahre 1867 eine Darstellung des Golemstoffes¹⁾. In den achtziger Jahren indessen begegnen wieder einige wichtigere Behandlungen des Gegenstandes. Bermann nahm 1883 in seine eigentümliche Anekdotensammlung „Alt und Neu, Vergangenheit und Gegenwart in Sage und Geschichte“ auch die Geschichten von „Rabbi Löw und seinen Wundern“ auf und schilderte dabei gemächlich breit die Sage vom Golem²⁾. Nach Bermanns Bericht hat Löw diesem den Schem unter die Zunge gelegt und ihn zum Diener an der Synagoge bestellt. An einem Freitagabend, als seine Lieblingstochter Esther tödlich krank ist und der Rabbi aus Angst um das Leben seines Kindes nicht einmal zum Synagogengottesdienst gehen will, sondern nur daheim die fünfarmige Sabbathlampe anzündet, meldet man ihm nun, der Golem sei rasend geworden und wolle die Synagoge stürmen. Rasch, ehe der erste Psalm zu Ende gesungen ist, stürzt Löw in das Gotteshaus, läßt mitten im Gesang, ehe noch der eigentliche Sabbath begonnen, innehalten, hemmt dadurch die Wut des Golems und wechselt dessen Talisman um. Bermann hat nämlich die eigentümliche Vorstellung, daß der Rabbi bei der Belebung des Golems die Verwendung eines Zauberspruchs vergessen habe und daher den Golem zu Zeiten eine die magischen Künste seines Herrn übersteigende Kraft erlangt. Um diese zu zügeln, habe Löw außer dem Schem noch für jeden der sieben Wochentage einen besonderen Talisman verfertigt, der vor Sternenaufgang in der Altneusynagoge umgewechselt werden mußte. Auch an jenem verhängnisvollen Freitagabend wurde nun zwar der Golem durch Auswechselung des Talismans wieder zur Vernunft gebracht, und die für Genesung der Tochter Löws ausgesprochenen Gebete der dankbaren Gemeinde bewirkten die Gesundung des Mädchens. Aber der Rabbi traute doch dem wieder redlich arbeitenden Knecht nicht mehr und nahm eines Tages beim Auswechseln des Talismans auch den Zettel mit dem Schem unter seiner Zunge hervor, so daß der Golem als lebloser Tonklumpen zu Boden stürzte. An diese Darstellung, bei welcher die nur hier

¹⁾ *Ha Maggid*, Jahrgang 1867 Supplement Nr. 42; der Artikel selbst war mir unzugänglich.

²⁾ Bermann: *Alt und Neu* 1883, S. 404—407; Held: *a. a. O.*, S. 355 ff.

überlieferte Annahme von verschiedenartigen Talismanen im Golem gewiß nichts als eine ausschmückende, wohl vom Verfasser ersonnene Zutat ist, schließt Bermann noch eine ergötzliche, halb rationalistische halb gutgläubige Auseinandersetzung über die Möglichkeit, solche Figuren zu konstruieren und bringt die schon frühzeitig geäußerten Zweifel an ihrer Wunderkraft zur Sprache¹⁾.

Eine ganz andersartige Deutung der Sage versucht 1885 Nathan Grün in seinem wissenschaftlich angelegten Vortrag über „Rabbi Löw und sein Sagenkreis.“ Er meint, Löw habe mit Vorliebe seine gottesdienstlichen Reden und Erklärungen durch Gleichnisse bereichert und verdeutlicht, und so liege es nahe, daß er in einer oder mehreren seiner Reden auch das Gleichnis vom Golem vorgebracht, dieses Beifall gefunden und sich zu einem geflügelten Worte entwickelt habe, das später, vielleicht zur Erklärung der Prager Sitte, den Sabbathpsalm zweimal zu beten, auf Löw selbst anekdotenhaft übertragen worden sei²⁾. Grün beachtet bei dieser Erklärung aber nicht, daß die Golemsage bereits vor dem Prager Rabbiner als solche existierte, und kann eine Vorliebe Löws für das Golemgleichnis, das übrigens auch sonst als Gleichnis kaum nachweisbar sein wird, aus den Schriften des Rabbiners nicht belegen.

Eine deutliche Beziehung auf die alten Adamssagen bietet ferner im Jahre 1886 die gelegentliche Erwähnung des Golems, die sich in dem Lustspiel von Jaroslav Vrchlický: „Der hohe Rabbi Löw“, verdeutscht von E. Grün findet. Hier heißt es gesprächsweise³⁾:

„Was Volk? Das erzählt auch, Rabbi Löw habe sich aus Lehm eine Figur gebildet, den Golem, habe ihm eine Seele eingehaucht, und er müsse den Rabbi in seiner Zauberküche bedienen. Einmal habe dieser tönernen Bursche dem Rabbi den Dienst verweigert, habe Widerstand geleistet, sei riesenhaft gewachsen, bis sein Haupt die

¹⁾ „Zweifelsucht und das Bemühen, alle Dinge hübsch natürlich und gewöhnlich zu erklären, machten sich aber schon in jenen Tagen geltend, und es gab genug Leute, welche meinten, der Golem sei nicht ein Tonklumpen, sondern ein ganz gewöhnlicher, auf die natürliche Art entstandener Mensch gewesen, der öfter von der Krankheit Cadaxpassio (Fallsucht) heimgesucht wurde, deren Bezwingung dem Rabbi bei seinen medizinischen Kenntnissen und der Macht seiner Persönlichkeit auch ohne die Zuhilfenahme des komplizierten Apparates von sieben Talismanen nicht allzu schwer wurde“ (a. a. O. S. 407).

²⁾ N. Grün: ä. a. O., S. 34 f.

³⁾ Vrchlický: Der hohe Rabbi Löw (Jüdische Universalbibliothek Nr. 15) S. 26.

Zimmerdecke berührte, aber der Rabbi ist nicht erschrocken. Er hauchte ihn an, sprach irgend eine Beschwörungsformel und der Koloß zerfiel in ein Häufchen Staub.“

Ein Jahr später, 1887, berührte auch Rubin in seiner hebräisch geschriebenen „Geschichte des Aberglaubens“ die Golemlegende, und sein deutscher Übersetzer Stern fügte dazu die ziemlich sonderbare Anmerkung¹⁾: „Man kann in derlei Sagen die Sehnsucht der Menschen ausgedrückt sehen, von der schweren Berufsarbeit entlastet zu werden und sie fühllosen Apparaten aufzubürden, welche Übermenschliches leisten und beliebig zum Stillstand gebracht werden, eine Vorahnung der Dampfmaschinen.“

In diesem Zusammenhange seien auch zwei Fassungen der Sage erwähnt, die mir nur aus der inhaltlich reichen, aber wegen ihres eigentümlichen, kabbalistisch verworrenen Grundzuges in ihren Annahmen und Deutungen abzulehnenden Arbeit von Held bekannt geworden sind. Held hat von einem ostjüdischen Kabbalisten folgende sehr an Blochs Aufsätze gemahnende Darstellung gehört²⁾:

„Einst schuf Rabbi Löw aus Ton und Erde ein Menschenbild, atmete ihm von seinem Atem ein, neigte sich über den Leichnam, legte den Gottesnamen unter seine Zunge, küßte ihn und sprach JHVH³⁾. Das tat er viermal, indem er sich nach Osten, Westen, Süden und Norden verbeugte. Da sich aber der Golem noch nicht regte, rief Löw seine drei Schwiegersöhne und machte sie wissend im Worte des Buches. Sie rührten am Schem, sprachen den Gottesnamen und verbeugten sich nach den vier Winden. Da erhob sich der Golem und stand auf seinen Füßen. Damals wurden aber die Juden in Prag beim Kaiser arg verleumdet und waren in Not. Deshalb entsandte der Rabbi Löw den Golem, die Verleumder Israels auszukundschaften. Der fand diese und lauschte, während er selbst unsichtbar war, ihren Reden. Zu seinem Meister zurückkehrend, gab er Bericht, und Löw überzeugte nun den Kaiser von der Haltlosigkeit der böswilligen Verleumdungen. Dann rief er seine Familie zusammen, dankte Gott, rief den Golem, neigte sich über ihn, rührte an seine Zunge, küßte ihn und sprach JHVH. Das tat er viermal unter Verbeugungen nach den vier Winden. Und ein Zittern kam über den Golem. Danach taten die drei Schwiegersöhne Löws ebenso

¹⁾ Rubin: Geschichte des Aberglaubens, deutsch von J. Stern 1888, S. 99.

²⁾ Held: a. a. O., S. 373 ff.; Österreich. Wochenschrift 1917 Nr. 36 ff.

³⁾ JHVH ist das Tetragramm des hebräischen Gottesnamens יהוה.

wie er, verhüllten ihre Häupter und beteten. Und als sie nach dem „Schema“, dem bekanntesten jüdischen Gebete, wieder aufblickten, sahen sie nichts mehr von Golem dem Enthüller. Denn er war wieder Staub geworden und war wie Sammet ihren Füßen.“

Zur Erklärung dieser eigentümlichen Sagenform läßt sich vielleicht anführen, daß עֲלֵם , von הֵלֵם offenbar als Participium Qual mit Suffixen abgeleitet, „ihr Enthüller, Offenbarer“ bedeutet und Golem mit Golam verwechselt die Veränderung der Sage bedingt haben kann. Daß hier, wie Held wenigstens für möglich ansieht, eine originale Darstellung der alten Golemsage vorliege, ist indessen wohl ausgeschlossen, die Vorgeschichte der Legende spricht entscheidend dagegen, und der ganze Charakter dieser ostjüdischen Tradition zeigt kabbalistisches, wunderbarst erbauliches Kunstgepräge.

Auch die Novelle von Carl Baron Torresani „Der Diener“ verwertet die Golemsage in ihrer Art¹⁾. Hier kommt der Held der Geschichte, ein Arzt, zu einem Rabbi Halbscheid, der einen höchst eigentümlichen Diener Hrynko, einen taubstummen, riesengroßen, starken, höchst brauchbaren Knecht, hat. In der Nacht wird der Arzt durch ein Geräusch geweckt. Der Diener steht vor seinem Bett und bedeutet ihm durch allerlei erschreckende Zeichen, daß er ihm etwas aus dem Halse ziehen solle. Nach schwerster Anstrengung gelingt es dem Arzte, ein Papierröllchen, wie ein Pakethölzchen groß, aus der Gurgel des Riesen herauszureißen. Im gleichen Augenblicke entsteht gewaltiges Getöse im Haus, das Licht erlöscht, und der Arzt verliert das Bewußtsein. Als er sich aufgerafft und sein Zimmer verlassen hat, sieht er im Vorsaal den Knecht über dem zu Boden geworfenen Rabbiner knien und ihn mit wütender Riesenkraft in Stücke reißen. Das Ganze ist also eine geschickte Umformung der Golemsage mit neuen Namen und romantischer Staffage.

Nach dem Jahre 1900 treten weiter teilweise sehr vertiefte und auf allgemeine Probleme hinführende Bearbeitungen des alten Motivs hervor. Zunächst hat Hugo Salus in seiner 1903 erschienenen Gedichtsammlung „Ernte“ auch ein Gedicht „Vom hohen Rabbi Löw“²⁾ aufgenommen. In populärer, heiter moralisierender Weise

¹⁾ Torresanis Novelle steht in Münchs Novellenschatz II S. 111—119; Held: a. a. O. S. 369 ff.

²⁾ Hugo Salus: Ernte 1903 S. 91 f. Held a. a. O. S. 365 f. macht fälschlich Esther zu Löws Tochter. Auch sein Satz: „Bedeutsam ist der Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Völk. Bd. XX.

wird erzählt, wie Rifke, die Tochter von Esther Löbl, sich in den hübschen Golem des Rabbiners verliebt habe und damit den Unwillen ihrer Mutter erregt. Um Rifke von ihrer Torheit zu heilen, befiehlt Löw seinem Knecht, sie zu umarmen. Der tut dies so stürmisch, daß die arg zerquetschte Rifke beschämt davonschleicht, Löw aber erteilt der Mutter eine mahnende Zurechtweisung, die das Golem-motiv heiter popularisiert.

Bedeutend wertvoller und psychologisch feiner als dieser anspruchslose, nette Scherz von Salus ist Rudolf Lothars 1904 in zweiter Auflage veröffentlichte Novelle „der Golem“¹⁾. Esther, die Tochter Löws und seiner bereits verstorbenen Gattin Perl, ist mit dem braven, aber häßlichen und schüchternen Rabbi Elasar verlobt. Sie kann sich nicht entschließen, ihn zu heiraten und ist allem Zureden unzugänglich. Da besucht der zauberkundige Reb Simon ihren Vater, und beide Männer beginnen das von Simon gegen Löws Widerwillen diesem aufgeredete Werk der Golemschöpfung. Die sehr schön gestaltete Tonform ist schon fertig, und Simon vertraut dem widerstrebenden Löw das Geheimnis sie zu beleben. Nach Simons Weggang kommt der von einigen Junkern auf dem Hradschin arg mißhandelte Elasar in kläglichem Zustande zu dem Rabbiner. In dessen Zimmer schläft er erschöpft ein, und Löw entschließt sich, ihn zur Belebung des Golems zu benutzen. Er sucht die Seele des Bewußtlosen durch allerlei Zauberkünste der Tonfigur einzuhauchen, aber scheinbar bewirkt der Beginn des Sabbaths ein Mißlingen des Versuchs und zwingt den Rabbiner in die Synagoge zu gehen. Aber gerade in der Einsamkeit bekommt der Golem durch die in ihn eingegangene Seele Elasars Leben. In Toben und Lärmen fühlt er seine Kraft. Als ihm Esther erschreckt entgegentritt, stürzt er sich auf sie und gesteht ihr mit großer Heftigkeit seine Liebe, denn Elasars Seele spricht aus ihm hüllenlos zu dem Mädchen. Unterdessen kehrt Löw von der Synagoge heim, er findet sein Kind in der Umklammerung des Golems, befreit sie und will ihn zertrümmern. Voll Angst und starker in ihr entkeimter Liebe hält ihn Esther zurück, der Golem selbst stürzt sich indessen freiwillig zum Fenster herab und zerbricht in Stücke. Darüber kommt der bisher bewußtlose Elasar zu sich. Schüchtern

Schluß des Gedichtes, in dem der Rabbi seine Frau auf das Adamsgeheimnis im Menschen aufmerksam macht,“ ist ganz unnötig schwülstig.

¹⁾ Lothar: Der Golem 2. Aufl. 1904 S. 1—34; Held a. a. O. S. 368f.

tritt er vor Esther, diese aber erkennt in seiner Seele den Grundtrieb wieder, den ihr der Golem offenbarte. Ihr Widerstreben gegen eine Heirat ist geschwunden, und zur Freude des Vaters werden die beiden ein Paar. Am Ende der eigentümlich gedankenvoll umgeformten Legende heißt es: „In Esther ging Seltsames vor. Sie erkannte [an Elasar] den Ton der Stimme, sie erkannte die Gefühle, die in dieser Stimme bebten, sie erkannte mit einem Schlage in dem mißgestalteten Leib Elasars die Seele wieder, die sie vorhin mit dem göttlichen Kusse der Liebe zu sich in den Himmel gehoben hatte. Und der weise Rabbi ahnte, was in dem Gemüt seines Kindes vorging. Stumm legte er die Hände Esthers und Elasars zusammen. „Geht“, sagte er, „Erkenntnis heißt der Eingang zur Liebe. Und Erkenntnis heiße der Rückblick auf euer Leben, wenn eure Stunde gekommen ist. Und Segen bedeute euch beides.“

Aus dem Jahre 1908 ist neben der gelegentlichen Erwähnung des Golems in Zangwills „Träumern des Ghetto“¹⁾ das eigentümlich phantastische, in gut getroffenem jüdischen Kolorit und feiner Stimmung gehaltene Buch des Breslauer Georg Münzer, „der Märchenkantor“ zu nennen²⁾. Hier hat der edle und gelehrte Chajim, der eine Christin zur Gattin hat, einen künstlich geschaffenen Diener, der mechanisch seine Hausarbeit verrichtet, die Glocke zieht, den Sohn auf Wunsch der Hausfrau ruft und besonders bei Gelegenheit eines großen Brandes im weitangelegten Häuserviertel des Ghettos in Tätigkeit tritt. Doch verbreitet Münzer über das Wesen dieses Golems noch dadurch besondere Unklarheit, daß er stellenweise andeutet, Chajim habe im Geheimen statt des Golems das Hauswesen nachts selbst besorgt und dessen halb mystische, halb mechanische Gestalt nur als Staffage verwendet, sodaß der Golem bei Münzer keinerlei eigne Bedeutung beansprucht, sondern die Schilderung des jüdischen Lebens nur noch bunter und abenteuerlicher gestalten soll.

Gleichfalls im Jahre 1908 erschien die wohl bestgelungene und

¹⁾ Zangwill: Träumer des Ghetto, deutsch von H. H. Ewers. 1908 Bd. II S. 270 ff.: „Warum sollte ich nicht auch [wie andere Rabbiner] am Freitag ein schönes, fettes Kalb erschaffen und es zu meinem Sabbatmahl verzehren können? Oder ein seelenloses Ungeheuer schaffen, das mir diene mit Hand und Fuß?“

²⁾ Münzer: Der Märchenkantor. 1908. S. 48, 141, 195, 216. Bei Held ist Münzers Buch nicht erwähnt.

tiefste Bearbeitung der Sage, das Drama von Arthur Holitscher: „Der Golem. Ghettolegende in drei Aufzügen“¹⁾. Hier wird das faustische Problem des Übermenschentums in der Gestalt des Golem-schöpfers Rabbi Bennahum mit großer Kraft verkörpert. Er gilt dem Volke als Wundertäter, verliert aber durch das Mißlingen der durch ihn versuchten Totenerweckung eines fünfjährigen Kindes vielen Glauben bei der Menge. Seine Tochter Abigail liebt den von ihm geschaffenen Golem Amina und weist deshalb die Werbung eines wackeren jungen Kaufmanns Ruben Halbstamm ab. Amina selbst gewinnt durch diese Liebe allmählich Seele und Selbstbewußtsein und widerstrebt sogar den Befehlen Bennahums. Daraus folgt eine sehr heftige Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter. Der Rabbi sieht in dem Golem nur sein Geschöpf, Abigail dagegen die Seele, die gleich ihr selbst zu Gott rufen will. Das Thema über Recht und Fähigkeit des Menschen zur Schöpfung wird sehr kraftvoll angeschlagen, eine innerlich durchgearbeitete Tragik beherrscht das Ganze. Schließlich stürzt sich Abigail vom Dachfenster auf die Straße und stirbt, Amina reißt sich an ihrer Leiche das Amulett mit dem Lebenszauber wirkenden Schem aus der Brust und fällt tot zusammen, das Volk flieht, und Bennahum, in der eignen Kraft gebrochen, gemieden und innerlich zerrissen, kniet einsam im Gebet: „Wer bist du? Wie bist du genannt? Sind mir entschwunden alle deine Namen — alle — bis auf einen: Der Starke bist Du! Der Starke bist Du! Gebenedeit! Auch dafür, daß du mir zu stark bist, auch dafür gebenedeit, gebenedeit!“ Wohl finden sich auch in diesem Stück noch einige Spielereien, wie z. B. der Name des Golems Amina rückwärts gelesen das Wort anima ergibt und dadurch den Mangel einer echten, vernünftigen Seele andeuten soll, aber dramatische Wucht, ernste Problematik, geheimnisvolle Mystik und tiefe Innerlichkeit verflechten sich zu einem eindrucksvollen Gesamtbild, einer wohl gelungenen, anziehenden Modernisierung des alten Motivs.

In den folgenden Jahren findet sich neben mehr gelegentlichen Erwähnungen des Golems in Auguste Hauschners Novelle „Der Tod des Löwen“²⁾, wo der Golem des Rabbi Löw in der Gestalt seines

¹⁾ A. Holitscher: Der Golem 1908. Besonders kraftvoll der dritte Akt (von S. 114 an). Das Drama verdiente größere Beachtung: Held a. a. O. S. 366 ff.

²⁾ A. Hauschner: Der Tod des Löwen (erschienen in der Sammlung „Die Feldbücher“) S. 38, 74 ff. 100 ff.

stummen, unbedingt gehorsamen und die Tochter seines Herrn in eifersüchtiger Liebe behütenden Knechtes Jakob, eines von Löw großgezogenen Findlings, verkörpert ist, und dem Vorkommen von Rabbi Löw in dem Buche von Max Brod: „Tycho Brahes Weg zu Gott“¹⁾, auch einmal eine humoristische Bearbeitung des Stoffes in Pulvermanns kleiner Geschichte: „Der Prager Golem“²⁾. Unter Benutzung der Doppelbedeutung des Wortes Golem, das sowohl der Golem wie der Narr heißen kann, wird erzählt, daß ein Jude aus Kladno, Meier Aron, vom Golem hört, wie sein Lehmklumpen noch immer auf dem Boden der Prager Synagoge zu sehen sei. Er entschließt sich daraufhin, um den Golem zu sehen, trotz des Widerspruchs seiner Frau Lea nach Prag zu wandern. Er verirrt sich aber nachts an einem Kreuzweg und kommt unvermerkt wieder nach Kladno zurück. Doch hält er dies für Prag, verwundert sich über die Ähnlichkeit mit seinem Heimatsort und meint, als er seine Frau antrifft, sie sei auch schon nach Prag nachgekommen. Da sagt diese ihm aber: „Den Golem willst du sehen? Weißt du was, Meier, guck in den Spiegel, da siehst du den größten Golem, den es von hier bis Prag gibt“! Diese heitere Anekdote beweist, wie die alte Bedeutung Golem gleich der Narr noch heute im Volk lebendig ist und zur gutmütigen Verspottung übertriebener Mystik Verwendung findet, doch beansprucht und besitzt Pulvermanns Skizze natürlich keinen eigentlichen literarischen Wert.

Schließlich hat nun Meyrink³⁾ in seinem „Golem“ die alte Sage gleichermaßen vertieft wie verzeichnet, modernisiert wie verzerrt. Er entrollt das Bild des jüdisch-kabbalistischen Prager Ghettos. In seinem Traumgesicht jagen sich bald grausig geheimnisvolle, bald genrebildartig abgeschlossene Szenen. Viel Symbolismus, viel Okkultismus und nicht wenig Dekadence spielen hinein. Der Gemmenschneider Athanasius Pernath beginnt unter dem Lichte des Mondscheins in Halbschlaf aufzutreten und endigt vor dem Wundertor des Hermaphroditen und steht mit dem „Ich“ des Verfassers selbst in mystischer Identität. Bei erster Lektüre hält der Meyrinksche Roman die meisten in atemloser Spannung, bei häufigerem Lesen bin ich wenigstens stark enttäuscht geworden. Das Buch war,

¹⁾ M. Brod: Tycho Brahes Weg zu Gott 1916 S. 383.

²⁾ M. Pulvermann: „Der Prager Golem“ im „Israelitischen Familienblatt“ vom 29. 1. 1914 Nr. 5 S. 13 f.

³⁾ Gustav Meyrink: Der Golem 1916.

dank einer maßlosen Reklame, das meistgelesene Werk einer Saison, als Kennzeichen des ästhetischen Geschmacks und der Kultur unseres Volkes zu bedauern. Auch der hier geschilderte Golem ist nicht mehr der der Sage. Wohl wird diese erwähnt¹⁾, aber sogleich wieder in mystisches Halbdunkel gekleidet. Auch treten allerlei Züge des Ahasverus in der Golemfigur hervor²⁾, und sie wird Verkörperung des jüdischen Volksgeistes, gleich diesem immer neu auftauchend und zugleich in ein zugangsloses Gemach verschlossen, Unglück bringend und vom Unglück verfolgt. Und um sie gruppieren sich in buntem Wirrwar der gräßliche Trödler Aron Wassertrum und der liebenswerte Archivar Hillel, der halb wahn-sinnige Charousek und der kabbalistische Ideologe Pernath, die jungfräulich reine Mirjam und die Dirne Rosina mit vielen andern Gestalten. Der Golem ist ein Wesen und ist doch keines. Er erscheint als Personifikation oder auch als Persiflage des über die letzten Mysterien des Buches Sohar und der gesamten Weltanschauung phantasierenden Menschen. Alle Generationen kommt er wieder, viele sehen ihn, jedem entschwindet er. Viel Tschechisches und viel Talmudistisches, viel Hypermodernes und Überkultiviertes umlagert ihn. Die dunklen Begriffe der Kabbala liegen über ihm wie die wirren Phantome der Somnambulistik, er ist ein Geist des Ghettos, und doch im Ghetto verhaßt und fremd. Im Einzelnen den Inhalt des Romans anzuführen wäre zu weitläufig und könnte auch seine unnachahmliche Stimmung nicht treffen. Und einen klaren Begriff des von Meyrink Gewollten habe ich wenigstens nicht. Zwar sagt Held in einer begeisterten Anzeige des Buches³⁾: „Der „Golem“ ist neben vielen andern künstlerischen Vorzügen vor allem auch für denjenigen, der mit der Kabbala bekannt ist, eines der einfachsten und klarsten Bücher trotz der ins Traumhafte phantastisch hinein versetzten Handlung . . . Trotz der in ihren wechselseitigen Verbindungen vielfach verworren wirkenden Personen, die nur so erscheinen, wenn man sie vom leidigen psychologischen Standpunkt aus betrachtet (aber das ist gerade ein Hauptvorteil des „Golem“, daß er weder ein psychologischer, noch ein moderner Alltagsroman ist), schlingt sich die ganze Handlung dieses Buches wie

1) Meyrink: a. a. O. S. 73 f.

2) Vgl. meinen Artikel: „Studien zur Ahasverussage“ in „Theolog. Studien und Kritiken“ Jahrgang 1916 S. 335.

3) Held in der Zeitschrift „Das Reich“ Jahrgang 1916 S. 152.

ein reiches, künstlerisch beherrschtes Ornament über die architektonische Ruhe der kabbalistischen Gesetze hin. Alles Impressionistische, wie es uns in den Begebenheiten der einzelnen Kapitel als merkwürdiger Zufall begegnet, schließt sich als reicher Ring harmonisch zusammen und löst eine vollkommene Befriedigung, die der Konsequenz, aus.“ Aber ich bin, vielleicht aus Mangel an Kenntnis und Verständnis der Kabbala, zu solchen Empfindungen ganz außerstande. Ich stimme vielmehr einer Kritik in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“¹⁾ zu, die sagt: der „Golem“ Meyrinks habe wohl eine Seele. „Aber was für eine? Eine jüdische oder tschechische, eine mystisch versonnene oder futuristisch plappernde Seele? Ich kann ihn nicht mit einem Ja auf das erste loben und mit einem Ja auf das zweite tadeln, er ist kein Geschöpf, sondern Lektüre. Gewiß ist er, so sehr es den Anschein danach haben könnte, nicht jüdisch.“ Für mich bleibt das Buch eine literarische Kuriosität, welche die abstoßende Unnatürlichkeit von Meyrinks „Grünem Gesicht“, seinem auf den „Golem“ folgenden Roman, schon ahnen läßt, ich kann es in der Geschichte der Golemsage als eine ihrer Bearbeitungen nicht mit Befriedigung nennen und stelle Lothars und Holitschers Dichtungen weit über diese täuschende Nebelgestalt modern kabbalistischer Technik und Phantastik, diese Träumerei eines Verfassers, dessen sonstige Werke auch gerade den christlichen Theologen oft tief verletzten und den man jüngst mit Recht „ein modernes Zeitphantom“ genannt hat²⁾.

Mit dem Meyrinkschen Buche ist meines Wissens die Literatur über die Golemsage, die übrigens auch von Hugo Steiner in 25 Lithographien, „Der Golem“ betitelt, 1916 dargestellt worden ist, abgeschlossen. Daher sei noch ein kurzer Rückblick gegeben, für dessen Ergänzung und Berichtigung ich dankbar sein werde, und der nur Hypothese, nicht Behauptung sein will. Die Golemsage ist eine der verschiedenen Formen, die die allgemein verbreitete Sage von lebenden Statuen und künstlichen Menschen im Laufe der Zeiten angenommen hat. Diese ist schon im Altertum und Mittelalter durch viele Fassungen und Ausschmückungen vertreten und entstammt dem Bedürfnis der menschlichen Natur, das Problem des Lebens durch eigne Kunst und Kraft einigermaßen zu lösen.

¹⁾ Zeitschrift für Bücherfreunde, Jahrgang 1916 S. 141 ff.

²⁾ R. Zickel in der „Christlichen Welt“ 1918 Sp. 8—13; Zimmermann: Gustav Meyrink u. seine Freunde 1917.

Ausgehend von einer dunkeln Bibelstelle und talmudischen Schöpfungssagen, verwebt die Golemgeschichte damit andere rabbinische Überlieferungen. Ihr Auftreten folgt auf die Zeit des Paracelsus und der Naturmagie, der Heiligenlegenden und Spukgeschichten, der Hexenverfolgung und der Kabbala und ist von diesen mindestens bedingt. Ursprünglich bindet sie sich an die Gestalt des später vergessenen Rabbi Elijah von Chelm, wird aber wohl in mündlicher, höchstens ganz vereinzelt schriftlich festgehaltener Volksüberlieferung allmählich auf die hervorragende und geheimnisvolle Persönlichkeit des hohen Rabbi Löw zu Prag übertragen. Lange bleibt sie in dieser Form literarisch unbekannt, zumeist nur eine Legende der Ostjuden. Von Schudt abhängig, trägt Jacob Grimm sie in die schöne Literatur in einer Zeit, die durch romantische Neigung zum Phantastischen, automatische Spielereien und Erneuerung mittelalterlicher Legenden auch für die Aufnahme der Golemsage besonders geeignet war. Ihre ersten Darstellungen folgen tunlichst der Volksüberlieferung, später sucht man vielerlei Probleme der Liebe, des Übermenschentums und der Weltanschauung hineinzugeheimnissen. Die neue Mystik der Gegenwart nimmt sie freudig auf und gestaltet sie nach ihren Grundsätzen. Die Trümmer des Golem liegen nicht mehr in der Altneusynagoge zu Prag, sie spuken durch einen vielgelesenen Roman unsrer Tage. Der Träger des Schem wird zum Schemen, Rabbi Löw zum kabbalistischen Faust. Die alte Sage bleibt ewig jung.

Kriegsaberglauben.

Von Pastor Lic. Dr. Ulrich Bunzel in Schreibendorf (Kr. Strehlen).

Inhaltsverzeichnis.

- I. Weissagungen. Durch Zufall eingetroffen; Malachias, Nostradamus, Lehnin, Birkenbäumer Schlacht, Thebe, Anderes; Hamerlingsches Gedicht, Altöttinger Weissagung, Wilhelm der Eroberer, Hundertjähriger Kalender, Prophezeiungen vom Ende des Krieges; Wahrsagerinnen, Aussagen scharfsinniger Politiker.
- II. Eigentlicher Kriegsaberglaube: A. Himmelsbriefe, Amulette, Kettengebete, Biblisches. B. Ahnungen, Träume, Briefe an Tote, Beobachtungen an der Natur, Geosophie, Esoterische Betrachtung, Astrologie, Kabbala. — Literatur. — Register.

Der Soldatenstand neigt zum Aberglauben. So sagt schon Luther in seiner Schrift, „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können (1526)“ am Ende: „Endlich haben die Kriegsleute auch viel Aberglauben im Streit. Einer befiehlt sich St. Georg, der andere St. Christoffel, der eine diesem, der andere jenem Heiligen. Etliche können Eisen und Büchsensteine beschwören, etliche können Roß und Reiter segnen. Etliche tragen St. Johannis Evangelium oder sonst etwas bei sich, worauf sie sich verlassen.“ Gustav Adolf verbot in § 1 seiner Kriegsartikel auf das schärfste Götzendienst, Hexerei oder Zauberei als eine Sünde gegen Gott¹⁾. Daß im dreißigjährigen Kriege der Aberglauben blühte, ist bekannt; schon die zahlreichen Beispiele aus Schillers Wallenstein, die Kronfeld übersichtlich geordnet hat²⁾, lehren das. Wenn heutzutage der Aberglaube vielleicht nicht mehr eine solche Rolle spielt wie in vergangenen Zeiten, so ist er doch gerade in diesem Kriege wieder mächtig geworden. Die nervösen Erschütterungen, denen jeder ausgesetzt ist, schaffen eine für den Aberglauben außer-

¹⁾ A. Hellwig, Weltkrieg und Aberglauben S. 9 f.

²⁾ E. Kronfeld, Der Krieg im Aberglauben und im Volksglauben. S. 23—39 Die Sterne lügen nicht.

ordentlich günstige Grundlage. Dazu kommt, daß in diesem Kriege, in dem der Soldat mehr denn je von Gefahren umgeben ist, jeder, der von Anfang an draußen steht, es gesehen hat, daß eine Kugel den Helm aufriß, ohne dem Träger auch nur ein Haar zu krümmen, oder daß eine Kugel in der Taschenuhr, in der Brieftasche, in dem Bilde der Eltern oder Gattin, kraftlos stecken blieb und dem Getroffenen höchstens eine Quetschung zufügte (Hellwig S. 14 ff.). Weiterhin mögen wunderbare Gebetserhörungen, gnädige Bewahrungen, die der einzelne erfahren durfte und von denen selten die Zeitung oder die Fachliteratur berichtet¹⁾, nicht wenig zur Förderung des Kriegsaberglaubens bei den anderen beitragen.

1. Weissagungen. Unter diesen seien zunächst solche erwähnt, die bloßem Zufall ihr Dasein danken. Wenn nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes 1863 in Polen das Wort entstand: nur noch 50 Jahre, und Polen ist frei²⁾, dann ist dies Sprichwort, vorausgesetzt, daß es wirklich jetzt besteht, darum wieder lebendig geworden, weil es zufällig eingetroffen ist. Es ist ein Spiel des Zufalles, wie daß am 23. Mai die italienische Kriegserklärung erfolgt ist, an dem Tage, von dem Wallenstein sagt, schweig mir von diesem Tag, es ist der 23. des Mais. Solcher Zufälle gibt es viele. Sie werden natürlich nur dann als besondere Weissagungen aufbewahrt, wenn sie dem Permutationsgesetz zufolge einmal mit einem wichtigen Ereignis zusammengetroffen sind.

Sodann gibt es Weissagungen, die so allgemein gehalten sind, daß man alles oder gar nichts aus ihnen lesen kann. Das System des delphischen Orakels hat Schule gemacht, nicht nur im Altertum, sondern auch im Mittelalter und in der Neuzeit. Hier ist der Ort, von den historisch gewordenen Weissagungen zu sprechen. Nicht eingehen möchte ich auf die allerhand Prognostika des Paracelsus³⁾, die sich in manchen Büchern als merkwürdige Prophezeiungen, nach Reiners „wohl auch für den Krieg von 1914“ finden. Sechs Daten aber will ich erwähnen, da sie in der Geschichte der Literatur

¹⁾ Ich fand eine einzige derartige abgedruckt. Daheim 50. Kriegsnr. 17/7. 15.

²⁾ A. Reiners, Prophetische Stimmen und Gesichte über den Weltkrieg 1914. S. 28. F. E. Baumann, Kriegs-Prophezeiungen 1914/5. S. 24.

³⁾ Paracelsus 1493 zu Maria Einsiedeln geboren; 1542 zu Salzburg als berühmter Arzt gest. 1531 allerlei Prognostiken (Sehr unklar geschrieben). E. Schlegel, Paracelsus als Prophet 1915.

bekannt und in der Gegenwart als bedeutungsvoll viel besprochen worden sind.

Historisch die älteste Weissagung, die heute wieder hervorgeholt wird, ist die Papstweissagung des Bischofs Malachias aus dem 12. Jahrhundert¹⁾ auf die *religio depopulata* vom Jahre 1914²⁾. Indes kann man, wie es denn auch in der Geschichte der christlichen Kirche geschehen ist, dies Prädikat jeder Zeit zuschreiben, und unserer vielleicht mit weniger Recht als anderen. Auch ist die Bestimmung der einzelnen mittelalterlichen Sätze auf die einzelnen Papste etwas willkürlich. Nach Malachias würden nur noch 7 Päpste regieren und dann entweder die Kirche oder die Welt untergehen.

Fast noch nichtssagender, darum aber gerade für die gegenwärtige Zeit viel mehr ausgebeutet sind die *Centuries* des Nostradamus³⁾. Es war in den Tagen des französischen Königs Franz I. und seiner drei gekrönten Söhne. Gewaltig erregten die Kämpfe der Reformation die Geister, das Abendland zitterte vor den Türken, und in blutigem Kampf stritt Kaiser Karl um Land und Leute in Frankreich. Da tauchte bald hier, bald da in Frankreich und Italien ein ruhelos wandernder Arzt und Sternkundiger auf: Michel de Nostre dame, Nostradamus nannte er sich (Zur Bensen S. 29). Wenn uns „dies geheimnisvolle Buch, von Nostradamus eigner Hand“, zumeist nur aus der Lektüre des Faust bekannt war, so gibt es jetzt sehr viele Leute, die mit Hilfe dieses dunklen Schriftstellers und

¹⁾ S. Malachiae archiepiscopi Hiberniae Prophetia de pontificibus Romanis ab aevo suo ad mundi finem usque futuris MDCXLII. Bischof M. O' Morgair von Armagh 1095—1148. Bernhards Schriften sprechen von ihm. In 110 kurzen Sätzen will er die Päpste von 1143, Coelestin II., an charakterisieren.

²⁾ Auf Pius IX. sollten die Worte *Crux de cruce*, auf Leo XIII. *Lumen de coelo*, auf Pius X. *Ignis ardens* und auf Benedikt XV. *religio depopulata* hindeuten.

³⁾ Michel de Nostre Dame 1503 zu St. Remy geb., 1566 in Salon gest. Seit 1555 veröffentlicht er insgesamt 10 *Centuries* von Quatrain, in denen er von 1555—3794 weissagt. Ausgabe: E. Rösch: Die erstaunlichen Bücher des großen Arztes, Sehers und Schicksalspropheten Nostradamus, ins Deutsche übertragen und dem Verständnis aufgeschlossen von Eduard Rösch, Stuttgart 1850. Ans der Bibliothek der Zauber-, Geheimnis- und Offenbarungsbücher und der Wunderhausschatzliteratur aller Nationen, in allen ihren Raritäten, Kuriositäten, insbesondere Aeromantie, Alchemie usw. und andere Materien des mysteriösen und übernatürlichen mit Einschluß der medizinischen und naturhistorischen Sonderbarkeiten zur Geschichte der Kultur hauptsächlich des Mittelalters I. Scheible 9, 1 Nostradamus.

Arztes die Gegenwart erkennen zu können meinen¹⁾. Einmal ist es aber sicher kein günstiges Zeichen für die Prophetengabe des Nostradamus, daß er in gewollt dunklen Worten schrieb, wie manche (Grobe Wutischky S. 8) hervorheben. Viele seiner absichtlich dunklen Quatrains werden jetzt als verborgene Weisheit gepriesen²⁾. Einen statt vieler³⁾ und zwar den am häufigsten erwähnten Schlager, gebe ich hier wieder:

III, 34 Quand le deffaut du Soleil lors sera,
Sur le plein jour le monstre sert ven,
Tout autrement on l'entrepretera,
Cherté n'a garde n'y aura pourvenu⁴⁾.

Man kann, wie Hellwig meint, so ziemlich alles da herauslesen, was man will. Wir stimmen Rösch (Vorwort S. 5) bei, der — allerdings in anderem Sinne — sagt: bisher ist Nostradamus von noch niemandem verstanden worden⁵⁾.

¹⁾ P. Zillmann, der Herausgeber der neuen metaph. Rundschau, schreibt XXI. Band 1914 [auch später wird stets dieser Band erwähnt] S. 233 f. Mein erster Griff in der bedrängten Zeit des Augustanfanges war nach den Zenturien des Nostradamus. Da mußte ich finden, wenn überhaupt irgend wo, wie der Krieg ausgehen würde. A. Grobe Wutischki der Weltkrieg 1914 in der Prophetie 1915 nennt seine Weissagungen verblüffend (S. 8). Und R. Gerling der Weltkrieg 1914/15 im Lichte der Prophezeiung findet, daß sich seine Prophezeiungen bisher in ganz überraschender (S. 51), ja, in ganz unheimlicher Weise (S. 28) erfüllt haben. Nach Kemmerich Prophezeiungen alter Aberglauben oder neue Wahrheit (S. 402) ist N. eines der größten Genies der Weltgeschichte. Auch Baumann zitiert alle die in Betracht kommenden Weissagungen (S. 29 bis 31). Vorsichtiger ist Zur Bonsen: Es kann nicht geleugnet werden, daß viele der Weissagungen in der Hauptsache, sagen wir mal, sich erfüllt zu haben scheinen (S. 30). Fast wörtlich so B. Grabinsky, neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben im Lichte der Prophetie 1916. (212). Referierend berichtet darüber Reiners (S. 51—55), erfrischend negativ Hellwig (S. 88—97), vgl. Bächtold S. 5.

²⁾ A. Kniepf, Die Weissagungen des altfranzösischen Sehers Michael Nostradamus und der jetzige Weltkrieg. Hamburg 1914; Kronfeld, S. 34 u. a. m.

³⁾ Bes. werden angeführt: II, 50; III, 57; VIII, 15; X, 100; sowie II, 83; VI, 19; 96; IX, 48, 55, 88; X, 31, 51; II, 75: Stimme des seltsamen Vogels wie Orgelton soll auf die Zeppeline hindeuten! II, 68: London im Niedergange, wenn das Tor des Meeres geöffnet ist, soll auf den Panamakanal hinweisen!

⁴⁾ Wird sich dann die Sonne mit Nacht umkleiden
Wird man am Mittag das Monstrum sehn.
In ganz andrem Sinne wird mans deuten,
Und auf Teuring keiner sich versehn (F. Rösch, II, 22).

⁵⁾ Vorwort S. 5.

Noch mehr hat von sich reden gemacht die Lehnin'sche Weissagung vom Hause Hohenzollern ¹⁾. Die Weissagung des Herzog Hermann von Lehnin, über den alle Quellen schweigen, die schon im beginnenden 19. Jahrhundert als eine Fälschung aus den letzten Jahren des großen Kurfürsten erkannt wurde, ist dem Boden der apokalyptisch monarchischen Vorstellungen des Mittelalters erwachsen. Ihre Unechtheit tut Kampers in seinem trefflichen Buche mit schlagenden inneren und äußeren Gründen ²⁾ dar. Indes, wenn auch die Weissagung erst um 1690 entstanden ist, so könnte sie doch auf den jetzigen Weltkrieg hinweisen. Es kommen die letzten Verse in Betracht:

95: Et pastor gregem recipit, Germania regem
Marchia cunctorum penitus oblite malorum.
Ipse suos audet fovere, nec advena gaudet.
Priscaque Lehnini surgunt et testa Chorini,
Et veteri more clerus splendescit honore.
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili³⁾.

¹⁾ Grabinski 218: ganz abgedruckt bei Grobe Wutischki 18—28, am ausführlichsten: Fr. Kampers, die Lehninsche Weissagung über das Haus Hohenzollern 1897.

²⁾ Kampers, 27; 24 f; 36 f; 43. Es ist sehr auffallend, wie unbestimmt die Weissagungen für die Zeit nach 1690, der Abfassungszeit der Fälschung werden:

V. 74 wird bei dem Vers, der auf Friedrich I. gehen soll, nicht einmal die Königskrönung erwähnt, wenn auch Grobe Wutischkis Interpretationskünste im Worte regentis die engste Anlehnung an rex finden (S. 25).

V. 88 bietet eine noch schönere Probe exegetischer Künsteleien. Von Friedrich Wilhelm II. heißt es, et perit in undis. Gr. W. 27: er starb in seinem von Wassern umgebenen Schlosse in Potsdam an der Wassersucht in einer Zeit, wo die Wellen des politischen Lebens hoch gingen!

V. 93 auf Friedrich Wilhelm IV. gedeutet heißt es qui stemmatis ultimus erit d. h., der das Szepter der absoluten Monarchie schwingt.!! Gr. W. S. 28. Im V. 63 ist dem Seher ein lapsus untergelaufen, durch den er sich unfehlbar als Fälscher erweist. Er redet, und die Weissagung soll aus der Zeit 1300 stammen, von Jehova, eine Bezeichnung, die sich in der Lutherbibel noch nicht findet, weil man damals noch nicht diese falsche Lesart des göttlichen Tetragramms kannte. Grobe Wutischki ist indes nicht verlegen. Er meint: Man kann annehmen, der Seher habe diese Lesart vorausgenommen. Er hat gerade mit den Worten der kommenden Zeit reden wollen, und dann würde gerade das, was als ein Zeichen der Fälschung angesehen wird, sich als ein Zeichen der Echtheit des Vaticiniums offenbaren (S. 35) Sapienti sat!

³⁾ . . . und die Herde den Hirt, Germania den König erhält.
Gänzlich vergißt jedes Unglück die Mark,

Gerling knüpft an diese Worte die mir etwas unverständliche Bemerkung: ohne Zwang lassen sich die Worte dahin auslegen, daß Deutschland siegreich bleiben, seine Gegner niederwerfen und den Frieden erzwingen und sichern werde.

Eine weitere, wertvolle und eigenartige Weissagung bietet die geisterhafte Völkerschlacht am Birkenbaum¹⁾. Auf dem Birkenfelde an den Holtumer Birken bei Werl in Westfalen tobt die grause Zukunftsschlacht in den Lüften.

„Da steht der Seher wie im Traum, er schaut die Schlacht am Birkenbaum²⁾).

Nicht leicht gibt es eine wirklich lebende Sage von so ehrwürdigem Alter und so großartig wie diese Prophetie, so urteilt Zur Bensen in der Einleitung seiner trefflichen Untersuchung über diese Sage. Seit 1701 immer wieder im Druck erschienen, war die Sage schon vor dem Kriege sogar in Frankreich bekannt, wurde dort zu Hetzartikeln, ja zu Fälschungen verwertet³⁾. 1912 gab Kommandant Civrieux ein Buch heraus: „La fin de l'Empire allemand dans la bataille du Champ des Bouleaux 191 . . .“, in dem er auf grund dieser Sage den Untergang des Reiches in der großen Völkerschlacht in Westfalen voraussagt. Die feindlichen Völker wollten zum Birkenbaum. Auf dem Birkenfeld in Westfalen atmet die Ackerscholle friedlich wie immer, zum katalaunischen Gefilde hinaus donnern die deutschen Kanonen. Und wer bleibt der Sieger? Der weiße Fürst! Unser Kaiser⁴⁾.

Solche Volkssagen von geisterhaften Schlachten sind häufig⁵⁾,

Wagt es, die Ihren zu pflegen.

Kein Fremdling darf mehr frohlocken.

In Lehnin und Chorin erhebt sich das frühere Dach,

Und nach alter Sitte glänzt der Klerus in Ehren.

Es lauert kein Wolf mehr vor dem edlen Schafstall.

¹⁾ vgl. die tiefgründige Behandlung derselben durch F. Zur Bensen, die Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume“ 1916 4. Aufl. (dies Buch ist in den folgenden Zitaten gemeint).

²⁾ Jos. Wormsdell, Gruß an Westfalen.

³⁾ Zur Bensen 11 ff.; Seitz der Fels, A. Seitz Kriegsprophetieungen 10. Jhg. 1915 Aug. Sept. 399—421, 445—469.

⁴⁾ ders. 35. Über die Wilhelmsschlacht 35 ff.; Büchold S. 8.

⁵⁾ Kronfeld 132: Die Sage von den Gefallenen in der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden, die in der Luft den grimmen Streit fortsetzen, ist nur ein großes Symbol jener heißen Kämpfe, die die Seelen der gestorbenen Krieger immer wieder über ihren Gräbern ausfechten. Meistens steigen diese gespenstischen Scharen am Jahrestag der Schlacht, in der sie den Heldentod

die vorliegende ist wegen ihrer Verbreitung und ihrer Romantik besonders wertvoll. Zur Erklärung kann vieles gesagt werden. Historisch mag sich eine Erinnerung an die dort geschlagene Schlacht im Teutoburger Walde gehalten haben, mythologisch mag der Gedanke an den Helden der Nibelungen, an Siegfried, von dem die Volkssage der dortigen Gegend viel zu erzählen weiß, zu grunde liegen (Zur Bonsen S. 44), volkpsychologisch ist sie zu begründen durch die eigenartige Begabung der Westfalen mit dem zweiten Gesicht¹⁾, und meteorologisch ist sie auf die eigenartige Nebelbildung des Münsterlandes zurückzuführen²⁾.

Hierher gehört sodann die moderne Frau Lenormand de Thebes. Ihr Almanach ist ein Beweis dafür, daß der Mord von Sarajewo schon längst vorher geplant war. Sagt sie doch selbst, daß sie ihren wertvollen Freundschaften in Wien eine ganze Anzahl wichtiger Nachrichten verdanke. So ist es leicht für sie, im Almanach von 1913 zu sagen: der, welcher glaubt, daß er regieren werde, wird nicht regieren. Regieren wird ein junger Mann, der nicht regieren sollte⁴⁾. Welcher Wert der Seherin in Wirklichkeit beizumessen ist, erhellt aus dem mit Spannung erwarteten Almanach von 1916,

fanden, zum alten Kampf wieder hervor. Vgl. O. Böckel, die deutsche Volkssage. Aus Natur und Geisteswelt 262. S. 55. Eine besondere Bedeutung im jetzigen Kriege hat auch die Sage von der Schlacht auf dem Ochsenfelde bei Thann im Elsaß, dem Kampfplatz der Schlacht gegen Ariovist, dem Lügenfelde, gewonnen. Grabinski S. 234. Kronfeld S. 138 f. Bächtold S. 7.

¹⁾ Spöckenkicker. Grabinski 297—330. Das zweite Gesicht 274—296. Westfalen ist das Land des Spukes; neben Schottland ist das alte Westfalen, das schon ein Humanist des 16. Jahrhunderts vatum nutrix nannte, das klassische Land der wundersamen Erscheinungen (297).

²⁾ Zur Bonsen 90—97. vgl. auch Bochumer Zeitung vom 2. 7. 15, wo nach authentischen Berichten von Luftspiegelungen aus Böhmen erzählt wird, wo Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz in der Luft erschienen. Auch ich habe im Gebirge mehrfach eigenartige Lichterscheinungen über dem Kamm gesehen, die ich mir nur als Projektion ferner Lichter deuten konnte. Doch erhielt ich damit ein Verständnis für die feurigen Wälen, die die Gebirgsbewohner gesehen zu haben meinen.

³⁾ Vgl. Baumann S. 13—15; Bächtold S. 5, erfrischend negativ Baumann 95—99; Seitz 460 f; Grabinski 214 ff.

⁴⁾ Grabinski S. 214 f; Baumann S. 14; Zur Bonsen S. 27; Gerling S. 22 ff. Im Jahrgang 1914 schreibt sie: Die Kriegsgefahr bleibt auf unseren Häuptern hängen. Zittern wir nicht! Wir haben nichts von den Prüfungen des Ausganges zu fürchten. Frankreich wird daraus erneut hervorgehen. Neue metaph. Rundschau S. 240.

über den die Franzosen selbst spotten, den sie aber nicht mehr des Abdruckes für wert halten.

Auf einer Stufe mit Madame de Thebes stehen eine Anzahl anderer Erscheinungen, die aber nicht so bekannt geworden sind, z. B. Tolstois sehr unbestimmte Weissagung, die er 1910 seiner Tochter diktiert hat¹⁾, Frau de Ferriem, die sehr unbestimmt von einem kommenden Kriege gesprochen hat, gegen den 1870 nur ein Kinderspiel war. Da hat Bismarck besser von dem Kriege gesprochen, bei dem es bis zum Weißbluten kommen werde. Der Dominikaner Korzeniecki mit seinem Gesicht von der Schlacht bei Pinsk, der Bauer Mihailowic, der das Schicksal Serbiens hell sah, und manches andere ließe sich hier erwähnen. Ähnliche, unbedeutendere Weissagungen gibt es viele, z. B. die besonders törichte: „Der gegenwärtige Krieg und sein Ausgang bereits 1911 voraus geoffenbart. Ein göttlicher Mahnruf an die Menschen in ernster Zeit“, oder sonstige Prophezeiehungen von Mitgliedern des Gralsordens, Forschern der großen Pyramide, Theosophen, Spiritisten und anderen Gottesgelehrten²⁾.

Eine unendliche Zahl von Weissagungen verdankt ihr Dasein offener Unwahrhaftigkeit. In allen Blättern sind sie abgedruckt, von Mund zu Munde weitergegeben. Gern hat man solche Weissagungen durch gelehrtes Beiwerk glaublicher zu machen gesucht.

Die bekannteste derartige unwahre Weissagung in diesem Krieg ist ein Gedicht in Hamerlingschem Geist³⁾, das Februar 1915 seine

¹⁾ Grabinski S. 225 f; neue metaph. Rundschau S. 241; Baumann S. 26 f; Reiners S. 92 f; Zur Bonsen S. 15. 70.

²⁾ Vgl. Ferriem, Mein geistiges Schauen S. 93; vgl. Baumann S. 4—10, 24; Gerling S. 20 f; Hellwig S. 102; Seitz S. 458; Zur Bonsen S. 14, 26; Reiners S. 25 ff.; Grabinski S. 226; Bächtold S. 5.

³⁾ Es lautet im Auszuge:

Dich, o zwanzigtes, seit Christi, waffenklirrend und bewundert,
Wird die Nachwelt einstens nennen das Germanische Jahrhundert.
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir im Staub erzittern;
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern.
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen —
Überall wird auf zum Himmel hoch das Blut der Feinde dampfen,
Und den tönernen Giganten, Rußland stürzest Du zerborsten,
In der Ostsee reichen Landen wird der deutsche Adler horsten.
Österreich, du totgeglaubtes! Eh' die zwanzig Jahr vergehen,
Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen.
Und sie werden dich erzitternd, beugend sich vor deinem Ruhm,

Runde durch den deutschen Blätterwald machte¹⁾ und vom Dichter des Königs von Sion stammen sollte und als bedeutsame Weissagung angeführt wurde. Das Original sollte sich im Staatsarchiv von Hamburg befinden²⁾. Übrigens bedeuten diese Verse selbst für ihre wirkliche Abfassungszeit, 1915, eine eigenartige Prophezeiung³⁾.

Ähnlich steht es mit der Prophezeiung, dienach Grobe Wutischki, das verblüffendste Zeugnis für die Möglichkeit ganz genauer bis ins einzelne gehender Vorbestimmungen⁴⁾ ist. Auch die Weissagung aus dem berühmten Wallfahrtsort Altötting, wo die Herzen der bayrischen Könige beigesetzt werden, ist eine unwahre Erfindung.

Hierher gehört auch die unmögliche dreistrophige Weissagung von den drei Wilhelm den Eroberern, die 1066, 1688 und 1914 Englands unberührten Boden betreten sollten⁵⁾. Die Zeitungen (z. B. Täg-

Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaisertum.

Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen!

Unter ihm in junger Freiheit wird die Ukraina glänzen!

1) Abgedruckt z. B. im Liegnitzer Tageblatt am 10. 4. 1915 1. Beil.

2) Grabinski S. 226 f.; Hellwig S. 135 f.; Reiners S. 90; Seitz S. 419 f.; Zur Bonsen S. 57 f.

3) Münsterischer Anzeiger 27. 2. 1915 haben beim Hamburger Staatsarchiv die Unechtheit festgestellt.

4) Grobe Wutischki S. 102; Baumann S. 25. Sie lautet: Das Jahr 1914 wird sehr ereignisreich. Im Juli bereiten sich große Dinge vor. Ende Juni geschieht ein scheußlicher Menschenmord aus Politik, der Kriegsgreuel zur Folge hat. Anfang August folgen 8 Kriegserklärungen der Regierungen europäischer Staaten. Österreich und Deutschland gehen siegreich vor. Deutschland erringt fortwährend Erfolge. Österreich gewinnt ebenfalls erfolgreiche Schlachten. Die Monate September und Oktober fordern Millionen von Opfern. Zu Weihnachten diktieren zwei Kaiser den Frieden für Österreich und Deutschland. Die Folge davon ist, daß Belgien von der Landkarte verschwindet und Frankreich ein Kleinstaat wird. Rußland wird viel von seiner Macht und England seine Macht zur See einbüßen. Beide verbündete Reiche Österreich und Deutschland werden mächtig aufblühen. Es wird Wohlstand und dauernder Frieden eintreten. Dieser Weltenbrand wird alles Leid von den Nationen bannen. Die deutsche Sprache wird zur Weltsprache werden.

Die Bochumer Zeitung schreibt am 10. 12. 1914 von folgendem Bescheid von dem Guardianat der Kapuziner: Die ganze Geschichte ist eine leere Erfindung. Hier ist nichts vorhanden und nichts bekannt. usw.

5) Sie lautet:

Welsch halb, halb Normann von Geschlecht,
In Falschheit und in Kampf ein Held,
Landet er Ritter, Troß und Knecht.
Herr allen Lands, wie's ihm gefällt,

liche Rundschau 3. Dez. 1914 Beilage) brachten diese Weissagung, und die abergläubische Literatur unserer Tage gab sie weiter.

Eine andere Weissagung sagte, es heiße in einem alten Kalender von 1814, im August werde man an allen Ecken von Krieg hören, September und Oktober würden große Blutvergießen mit sich bringen, im November werde man Wunderliches sehen, am Weihnachten werde man vom Frieden singen. Aber wie Zur Bensen nachweist, handelt es sich nicht um einen Kalender von 1814, auch steht vom Friedenssingen kein Wort darin. Hellwig (S. 138 ff.) geht auf dies Beispiel unglaublicher Kritiklosigkeit der okkultistischen Forschung näher ein.

Dies die bekanntesten Beispiele. Ich habe mir außerdem aus den Zeitungen einige derartige unwahre Weissagungen gesammelt¹⁾.

Erstürmt in einer blutigen Schlacht,
Legt er in Trümmer Englands Macht.
Mein erster tausend sechs und sechs.
Dreimal zwei und zwei zweimal
Bringt zum zweiten Englands Fall.
Weil Sitte, Recht und Glauben trat
In Staub der König auf dem Thron,
Lauert im Lande rings Verrat.
Herbeigerufen kommt ein Sohn
Erlauchten Stamms, und ohne Streich
Legt er den Grund zum neuen Reich.
Mein zweiter sechzehn acht und acht.
Zweimal zwei und zwei dreimal
Bringt zum dritten Englands Fall.
Wähnst du, du seist auserwählt,
In aller Welt der Völker Fleiß
Leicht nur zu ernten ungezählt?
Heut gilt es einen höhern Preis:
Erfülle dein verwirktes Los,
Laut pocht an deinem Felsenschloß
Mein dritter neunzehn vier und zehn.

¹⁾ Die bekannteste unter ihnen wurde unter der Überschrift „Scherblicke“ weitergegeben und lautet:

Europa wird zu einer Zeit, wo der päpstliche Stuhl in Rom eine Zeit leer stehn wird, von furchtbaren Züchtigungen heimgesucht werden. Ein Volk wird wider das andere, ein Königreich gegen das andere kämpfen. Ein starker Monarch kommt von der Mitte. Dieses ist der deutsche Kaiser. Er ist an einer Seite gelähmt und steigt verkehrt zu Pferde. Gegen diesen Monarchen kommt ein Wall von Feinden von allen Seiten, die ihn durch Bosheit und Gehässigkeit verderben wollen. Wenn die Niederträchtigkeit der Feinde ihren

bei anderen Prophezeiungen mir auch selbst die Mühe genommen, ihre Unwahrscheinlichkeit festzustellen¹⁾. Zwei derartige Beispiele möchte ich erwähnen. Als ich in Petersdorf i. R. das Pfarramt verwaltete, erzählte man allenthalben im Ort, in Warmbrunn, also etwa

Höhepunkt erreicht hat, legt sich die Allmacht Gottes ins Werk und wird den Monarchen von Sieg zu Sieg führen. Der Wahlspruch des Kaisers heißt: Mit Gott voran. Er trägt ein Kreuz auf der Brust.

Dies alles geschieht, wenn die Vergnügungssucht, Sitten- und Religionslosigkeit und Hoffart ihren Höhepunkt erreicht haben. Es ist dieses eine Strafe Gottes, zu gleicher Zeit aber auch eine Barmherzigkeit Gottes, weil ungezählte Tausende zur Religion zurückkehren. Es ist ein Ringen vorgesehen, vorn in Westfalen. Sollte dieses stattfinden, so wird nur ein kleiner Haufen Deutschlands übrig bleiben. Voraussichtlich findet dieses Morden nicht statt. Wenn das Volk zur Buße und Religion zurückkehrt. Wohl wird der Niederrhein zittern, beben und heulen, aber er wird nicht untergehen und glänzend bestehen bleiben bis zum Ende der Zeiten. Es wird der Krieg, der losbricht, ein furchtbarer Krieg heißen. Es gibt dann kein Erdreich, das nicht mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wird. Aber der starke Monarch wird den Krieg geschickt führen, daß keine Macht der Feinde ihm widerstehen kann. Mit großer Stärke wird er veraltete Mißbräuche, schmutzige Tänze und üppige Kleidertracht abschaffen, überall hingegen die göttliche Ordnung im Staat, Kirche und Familie einsetzen und den Völkern den Frieden bringen. In der Nähe eines Dorfes steht ein Kruzifix. Dort wird der Kaiser mit ausgebreiteten Armen niederknien. Wehe Lemberg und Soldau am Bach, der dort von Osten nach Westen fließt. Der starke Feldherr wird mit den bärtigen Völkern des Siebengestirns siegreich aus dem Treffen hervorgehen und vor der Kapelle Schaffhausen eine Rede halten. Frankreich wird nur ein Bild der Verwüstung sein. England wird mit seinem Könige geschlagen werden und auf die tiefste Stufe des Elends kommen. Eine überaus große Sterblichkeit wird dieser verheerende Krieg mit sich bringen. Ein großes Land wird von Seuchen und Hungersnot heimgesucht werden. Die Türken werden treue Brüder des starken Monarchen sein. Sobald England geschlagen ist, wird der Friede einkehren. Es wird eine unermeßlich große Veränderung in den Staaten und eine Neuerung in der Kirche vor sich gehen. Nach dem Kriege existieren nur noch die Großmächte, der Papst, Österreich und Deutschland. Es wird zu edlen Sitten heranwachsen. Der Krieg ist dadurch entstanden, weil die Fürsten ermordet wurden. Mord und Metzeleien werden vielfach stattfinden. Losbrechen wird der Krieg zur Zeit der Ernte. Eine bessere Zeit wird anbrechen zur Zeit der Kirschblüte.

Abgedruckt mit Kritik in der Kölnischen Zeitung 17. 2. 1915, Schlesischen Volkszeitung 16. 10. 1915, u. a. m. Grabinski S. 220 f., Zur Bonsen S. 59 ff. Ohne Kritik Baumann S. 28 f.

¹⁾ So z. B. bei der Weissagung des Wiener Anthropologen Zanowski, die in der Kölnischen Zeitung gestanden haben sollte, u. a. wurde der 17. 8. als Tag des Friedensschlusses genannt; das Strehlemer Kreis- und Stadtblatt, brachte

$\frac{3}{4}$ Stunden entfernt, habe ein Mädchen im Juli 1914 den Krieg genau vorausgesagt, auf die Frage aber, wann er enden werde, habe sie mit Tränen geantwortet, das werde sie nicht erleben. Sie sei auch bald gestorben. Ich habe amtlich festgestellt, daß dies Mädchen weder gelebt hat noch gestorben ist. Doch wurde die Geschichte mit solchem Nachdruck erzählt, daß man selbst in Petersdorf nicht recht an der Glaubwürdigkeit dieser Geschichte zweifeln durfte. In einer etwas anderen Spielart begegnete mir diese Geschichte in Falkenberg i. M., wo das betreffende Kind — diesmal zur Abwechslung ein Knabe, — nach einem Traum über den Kriegsbeginn taubstumm geworden sein sollte. Auch hier war, wie ich amtlich feststellte, kein Wort wahr. Ganz entsprechendes fand man allenthalben in den Zeitungen¹⁾ und Zeitschriften²⁾.

Mehr als einmal hörte ich, aber stets nur als unnachprüfbares Gerücht von jener immer noch nicht ausgestorbenen klugen Frau, die etwas Wichtiges vom Kriege vorausgesagt habe, und zum Erweis der Wahrhaftigkeit ihrer Behauptung erklärt habe, das sei ebenso wahr, wie die andere Tatsache, daß der Frager so und soviel Geld in der Tasche habe.

Ähnliche Geschichten unzuverlässigster Art hat jetzt wohl jeder erlebt. Helm stellt in den Hessischen Blättern für Volkskunde bereits 1915 diese beiden Arten von Kriegs- und Friedensprophezeiungen zusammen³⁾.

Daß die Leichtgläubigkeit der Leute auch häufig von der Gewinnsucht ausgebeutet wird, ist begreiflich. Wahrsagerinnen treiben mit Karten oder Formeln, mit Phrenologie oder Chiromantie ihr unsauberes Geschäft. Reiners (S. 100 ff., vgl. Grabinski 45, Zur Bosen 62) unternimmt einen Streifzug zu den Wahrsagerinnen von Berlin und Paris im Aufklärungszeitalter des 20. Jahrhunderts. Es ist als dankenswert anzuerkennen, daß sich schon mehrere

21. 2. 1917 eine Weissagung, von der auch, wie ich feststellte, kein Wort wahr war.

¹⁾ Frankfurter Zeitung 11. 4. 1915; 16. 4. 1915; Hamborner General-Anzeiger 17. 4. 1915.

²⁾ Hochwacht V, 153 f., Bächtold, Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben. Schweizer Archiv für Volkskunde 19, 209 f. Hellwig 135. Bächtold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube S. 9.

³⁾ K. Helm, Kriegs- und Friedensprophezeiungen 1914/15, Hess. Blätter für Volkskunde 195 ff.

Generalkommandos¹⁾ und Entscheidungen der Gerichte bis hinauf zum Reichsgericht gegen diese Dinge gewandt haben. Hellwig bietet (S. 144 ff.) das ihn als Amtsrichter besonders interessierende Kapitel „Maßnahme der Gerichts- und Verwaltungsbehörden gegen die Wahrsager.“

Eine große Zahl von Weissagungen hat sich im Laufe der Geschichte schon als verfehlt erwiesen. Meistens werden sie alsbald totgeschwiegen: immerhin sind einige weithin bekannt geworden. Was lag näher, als daß der große Krieg, der nach mehr als vierzigjährigem Frieden kommen mußte, im Jahre der Unglückszahl 13 ausbrechen würde, das durch die Erinnerung an 1813 zum Kriegsjahr prädestiniert war. Zahlenspiele, von denen unten bei der Kabbala gesprochen werden wird, und das Reimwortspiel „1911 ein Glutjahr, 1912 ein Flutjahr, 1913 ein Blutjahr“ wiesen ja nur zu deutlich darauf hin²⁾. So erklärten die Okkultisten, die vielmehr sehen als gewöhnliche Sterbliche, die Franzosen würden 1913 einen Angriff auf Deutschland machen und in Mühlhausen einrücken³⁾. Und der Major im Kaiserlich-japanischen Generalstabe „Vicente Otojro Kavacami schrieb 1912 ein Buch „der europäische Krieg von 1913“.

Nun sollte 1915 das Schicksalsjahr unseres Volkes werden. Bei unseren Freimarken, so wußte jemand zu berichten⁴⁾, befindet sich auf dem linken Brustpanzer der Germania, vom Beschauer also rechts, in der unteren Hälfte nach außen hin eine ganz deutliche Zahl 15, die natürlich ungewollt durch die Schraffierung des Schattens entstanden ist. Bei genauerem Hinsehen tritt diese Zahl in dunklem Ton ganz deutlich hervor. Was sie zu bedeuten hat, erklärt der „Gaulois“: die Zahl auf der linken Brust, rief er triumphierend aus, also auf der Seite des Herzens, kann das etwas

¹⁾ So Gen. Komm. IX Vogtländer Anzeiger, 10. 6. 1915; Gen. Komm. VII Hochwacht V. Zur Geschichte des Krieges; Gen. Komm. Bremen Weser Zeitung 29. 5. 1915.

²⁾ Als sich das als trügerisch erwies, als trotz des heißen Sommers 1911 und des Regenjahres 1912, 1913 dem Reim zu Liebe der Krieg nicht ausbrach, dichtete der Volksmund sogleich weiter: 1913 ein gut Jahr, 1914 ein Blutjahr, vgl. Hess. Blätter f. Volkskunde 1914 S. 195. Hellwig S. 63. Bächtold S. 3.

³⁾ Zentralblatt für Okkultismus 1912 Juli; Zur Bensen S. 15.

⁴⁾ Bochumer Anzeiger 29. 5. 1915; Westfäl. Tagebl. 6. 11. 1915. • Zur Bensen S. 68.

anderes bedeuten, als daß Deutschland im Jahre 1915 ins Herz getroffen wird?

Natürlich gibt es auch hier Weissagungen von innerem Gehalt; treffende Urteile scharfsinniger Leute, die ihre Zeit verstanden haben. Es sind Propheten, nicht aber Wahrsager; Propheten im Sinne des alten Testaments, Sturmvögel der Weltgeschichte, die warnend ihre Stimme ihrem Volke gegenüber erhoben haben. Amos (5, 2) wollte keine Neuigkeit erzählen und nichts Mystisches sagen, wenn er in die Scharen derer, die da feierten, in die Zukunft blickend, rief; „Gefallen ist, nicht steht wieder auf, die Jungfrau Israel.“

Größere Zeitungen haben zu Beginn des Krieges unter der Überschrift „Kriegsstammbuch“ Aussprüche von führenden Männern der Gegenwart und Vergangenheit abgedruckt, die die Völker überraschend richtig beurteilt haben. So haben Schiller ¹⁾ und Schleiermacher ²⁾, Goethe und Alexis, und viele andere die Sinnesart der Völker klar erkannt. So blickte Bismarck, ohne Prophet zu sein, in die Zukunft, die wir jetzt Gegenwart nennen, wenn er in der letzten großen Septennatsrede sagte: Wenn ein Krieg geführt werden muß, dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und kein Feind wird es wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen (6. 2. 1888). Ja, in der Reichstagsrede am 9. 1. 1885 redet er von der Seemacht Deutschlands, England gegenüber, unter Wasser. So haben uns gelegentlich Männer der Wissenschaft, wie Lamprecht (Zur neuen Lage), Eucken (die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes), Kaufmann (Einleitung zur polit. Gesch. des 19. Jahrh.) und andere über den Ernst der Zeit aufgeklärt. Auch manche unserer Dichter wären zu nennen ³⁾. Geibel singt, ohne Wahrsager sein zu wollen, in dem bekannten Gedicht „Ahnung und Gegenwart“ 1858 von der

¹⁾ Jungfrau v. Orleans II, 2:

Ihr Engländer streckt die Räuberhände, wo Ihr nicht Recht
Noch gültigen Anspruch habt, auf soviel Erde,
Als eines Pferdes Fuß bedeckt. Gleichwohl
Ist Euch das dritte Wort Gerechtigkeit.

²⁾ Reden über die Religion I. An wen soll ich mich wenden als an Deutschlands Söhne? Jene stolzen Insulaner, von vielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Losung als gewinnen und genießen.

³⁾ Vgl. Zur Bonsens Kapitel Dichter und Scher. S. 72 ff.; Hellwig S. 62.

Zeit, da der Herr die Schmach seines Volkes zerbrechen wird, und Hamerling versichert seinen Feinden:

Möget ihr an Rache glauben
Und an künftger Sitten Glanz,
Hoffet nie zurückzurauben

Eine Scholle deutschen Lands,
Straßburg werdet ihr nicht haben
Straßburg nimmermehr.

So ist die Inschrift der Prinz Heinrich Baude¹⁾ im Riesengebirge, ebenso wenig eine Prophezeiung wie das Gespräch zwischen Bantolino und Ambrosio in Hebbels „Ein Trauerspiel in Sizilien“²⁾. Hierher gehört auch, was der Franzose Francis Delaisi in seinem feinsinnigen „La guerre qui vient“ 1911 geschrieben: Es ergibt sich für uns die Verpflichtung, uns auf der belgischen Ebene die Schädel anschlagen zu lassen, um den Londonern den Besitz von Antwerpen zu sichern³⁾. Auch das phantasievolle Büchlein über den Tauchbootkrieg wäre hier zu erwähnen⁴⁾.

Zur Bosen (S. 10, 17) hat recht, man nenne nicht gleich alles Prophezeiungen, was kluge Menschen, aufmerksame Beobachter, aus dem Verlauf der Dinge als zukünftig zu folgern wissen. In nicht gerade kritischer Weise stellt Reiners (S. 37—48) solche Prophezeiungen von Schriftstellern, Staatsmännern und Strategen zusammen. Hier sei an eine Festrede eines schlichten Gymnasialoberlehrers in Köln, Nippes erinnert, der von dem kommenden Weltkrieg mit erschreckender Klarheit redet. Er schließt mit den Worten:

Blickt südwärts über die Alpen, und Ihr seht ein an der Tiroler Grenze in Waffen starrendes Italien, das zwar auf dem Papier den deutschen Mächten

¹⁾

Deutschland, Österreich, treuverbunden,
So besiegt Ihr eine Welt,
Blut aus tausendjähr'gen Wunden,
Ist's, das Euch zusammenhält.

Eine Sprache, eine Sitte
Schlingt um Euch ein festes Band,
Und es ist derselbe Himmel,
Der sich Euch zu Häupten spannt.

²⁾ Hebbel, Ein Trauerspiel in Sizilien 1847:

Bantolino: Im Liegen grübelt ich, ob nicht Gewehre
Zu machen seien, die an hundert Kugeln
Versendeten auf einen einzigen Druck.
Scheint es Dir möglich?

Ambrosio: Nein; denn wäre es möglich,
So würde man sie längst erfunden haben!

Bantolino: Wohl wärs. Es liegt ja tausenden daran.

³⁾ Übersetzt bei Mittler und Sohn S. 6. Auch Seitz S. 446; Zur Bosen S. 46.

⁴⁾ A. Conan Doyle, Der Tauchbootkrieg, wie Kapitän Sirius England (in wenigen Tagen) niederzwang.

verbündet ist, in Wirklichkeit aber — in der Stunde der Entscheidung — drücken wir uns vorsichtig aus — zum mindesten nicht auf unserer Seite zu finden sein wird. Es ist kein Zweifel, in der Stunde der Entscheidung wird der Deutsche allein stehen; . . . Der Kampf, den die Ahnen gekämpft haben, er wird auch uns nicht erspart, der Kampf um Deutschlands Entwicklungsmöglichkeit nicht nur, seine Weltstellung, seine Zukunft, nein einfach um die nationale Ehre, um die staatliche Existenz unseres Vaterlandes. Jeder von uns wird als Mitkämpfer oder als Zuschauer Zeuge dieses Kampfes sein. . . . Wir grüßen sie über das Jahrhundert hin als Schicksalsverwandte, als Kampfgenossen, die gleiches Schicksal trugen, das auch uns verhängt oder vergönnt ist, die gleichen Kampf mit Todestrotze gewagt, und mit Ehren über Ehren zum siegreichen Ende durchgefochten haben, der auch uns bevorsteht¹⁾. Ihren besonderen Ernst erhalten diese Worte durch die Unterschrift: am 20. 8. 1914 starb den Heldentod fürs Vaterland Johann Jakob Brünagel, der Verfasser obigen Vortrages.

Es läßt sich nichts dagegen sagen, daß ein Mensch nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts einmal einen Blick in das Buch der Geschichte tun kann. Damit unterschreiben wir indes nicht Kemmerichs Satz, der sein Buch schließt: Der Glaube an Prophetie ist kein mittelalterlicher Aberglaube. Es ist eine neue Wahrheit, die wir erstmalig zwingend erwiesen haben. Es ist nicht mehr als ein Bild, wenn Gerling (S. 5) meint: Würde jemand mit einem guten Fernglas bewaffnet, einer Schar Botokuden mitteilen, er sähe Feinde in den für das unbewaffnete Auge noch nicht erkennbaren Fernen, so würden vielleicht auch die Botokuden von Unsinn und Schwindel reden, wenn diese Worte in ihrer Sprache existieren.²⁾ Wir möchten uns von allen spiritistischen, okkultistischen und ähnlichen Versuchen, die Zukunft zu erraten, aufs bestimmteste trennen³⁾.

II. Eigentlicher Kriegsaberglauben. Von altersher hat es Schwertsegen gegeben; so hießen sie in der Zeit vor Aufkommen der Feuerwaffen. Von den Merseburger Zaubersprüchen, von den Klagen über derlei Dinge auf der Synode von 745 an⁴⁾ hat man derlei Dinge bei sich getragen. Die Feuerwaffen und das Landsknechtsunwesen gaben den denkbar günstigsten Nährboden für ihre Ausbildung und Verbreitung. Im dreißigjährigen Kriege erreichte dieser Aberglauben ihren Höhepunkt. Es hat sich bis in

¹⁾ Jahresbericht des städtischen Realgymnasiums zu Köln. Nippes, 1914/15 S. 6. — Vgl. Daheim, Kriegsnummer 68 20. 11. 1915.

²⁾ Gerling S. 5.

³⁾ Viel zu weit geht anderseits, Reiners S. 10–19.

⁴⁾ Kronfeld S. 20.

unsere Tage in den Heimatsbriefen erhalten¹⁾. So schrieben verschiedene Zeitungen 1870, daß bei einzelnen Regimentern derartige Schutzbriefe bekannt seien. Nach meiner Erfahrung sind sie viel verbreiteter, als man zumeist meint. Ich habe schon im Frieden eine Anzahl gedruckter und geschriebener Himmelsbriefe mit und ohne Bild verschiedenster Art gesammelt.

Jetzt im Kriege ist der Himmelsbrief, fast möchte ich sagen, soweit ich wahrnehmen konnte, allgemein verbreitet. Über die äußere Gestaltung eines solchen Briefes brauche ich nach den mancherlei Arbeiten darüber namentlich auch in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde²⁾, und da hin und her jetzt im Kriege solche abgedruckt worden sind³⁾, nicht viel zu sprechen. Ein besonders tönlicher ist hier abgedruckt⁴⁾.

¹⁾ vgl. dazu Olbrich. Über Waffensegen Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 1897 IV, 1 S. 88 ff; Kronfeld S. 102—104: Himmelsbriefe jetzt und in früheren Kriegen.

²⁾ Am umfangreichsten und gründlichsten in der Literaturangabe ist W. Vogt. Die Schutzbriefe unserer Soldaten. Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. 1911—1912. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau S. 586—620.

³⁾ Bächtold S. 17 ff. Christaller, Der Himmelsbrief. M. Warneck. Das monistische Jahrhundert Jahrg. IV 1914 S. 181 ff: Ein merkwürdiges Kulturdokument. Deutsche Gaue Zeitschr. f. Heimatf. 15 1914 S. 4 181 ff. Kriegsgebete. Grabinski S. 60—64. Hellwig S. 35 bes. 42—52. Kronfeld IV. Festmachen und Freikugeln (Passauer Kunst S. 81—119. 102 f. Himmelsbriefe von 1914/15 und 1870: Sökeland 2 Himmelsbriefe von 1815 und 1915 in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Bd. 25 S. 241—259. Zur Bensen S. 63 f. Treblin, Kriegsaberglauben in Ev. Freiheit Bd. 15 S. 248 ff.

⁴⁾ Schutzbrief. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. So wie Christus im Ölgarten stille stand (über Stillstand der Natur vgl. die interessante Parallelen A. Marmorstein, Legendenmotive i. d. rabbinist. Literatur Archiv. f. Relwiss. 17, 137 f.), soll alles Geschütz stille stehn. Wer dieses Geschrieben bei sich trägt, soll nicht schaden. Es wird ihm nichts schaden. Pistolen und alle Gewehre durch des heiligen Geistes und Engel Michael. Gott sei mit mir. Felix Bradler. Wer diesen Brief bei sich trägt, wird vor Gefahren beschützt bleiben. Wer diesen Brief nicht glauben tut, der schreibe ihn ab und hänge dem Hund um den Hals und schieße nach ihm. So werdet ihr sehen, daß es ihm nichts schadet. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen noch durch des Feindes Geschütz verletzt werden. Amen. Sowahr ist alles daß, Jesus Christus gestorben und gen Himmel gefahren ist. Sowahr er auf Erden gewandelt hat, kann nichts getan, gestochen noch verletzt werden. Leib und Gedärm alles wird unverletzt bleiben. Ich beschwöre alle Waffen und Gewehre auf dieser Welt beim lebendigen Gott, Vater Sohn und heiliger Geist. Ich bitte im Namen meines Sohnes Felix Bradler

Man hat von jeher gemeint, man könne den Kämpfer kugelsicher machen, wie es im Mittelalter hieß, die Passauer Kunst anwenden. So wie Wallenstein und der alte Dessauer als fest galten, so jetzt Graf Hülsen-Häseler, der zu Beginn des Krieges wie kein anderer von der Sage umwoben wurde (vgl. Kronfeld 82 ff. Bächtold S. 22).

Nicht nur der Himmelsbrief schützt die Soldaten, sondern auch das Amulett¹⁾. Hellwig, der sonst dem Kriegsaberglauben sehr skeptisch gegenübersteht, sagt davon: „ein Bild von Weib und Kind, von der Liebsten, von den Eltern hat ein jeder von uns bei sich. Gar mancher auch eine Locke, einen alten Familienring, eine Feldbinde, die der gefallne Bruder getragen, einen Anhänger aus einer Kugel, die beinahe den Lebensfaden abgeschnitten hätte, einen Ring aus einer Patronenhülse oder was dergleichen Gegenstände mehr sind.“ Von einem eigentlichen Amulett freilich wird man nur reden dürfen, wenn die Soldaten oder doch ihre Angehörigen glauben, daß es seinen Träger vor allerlei Ungemach zu beschützen

des Herrn Jesus und sein Blut, daß mich Felix Bradler keine Kugel treffe sei von Gold, Silber oder Blei. Gott im Himmel macht mich vor allem sicher und frei. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Des Sonntags sollt ihr in die Kirche gehen und mit Andacht beten. Und werdet ihr das nicht tun, so will ich euch bestrafen mit teuren Zeiten, Pestilenz und Krieg. Scheut Menschen-List und Begierde. So geschwinde wie ich Euch geschaffen habe, kann ich Euch wieder verschütten. Seid nicht mit der Zunge falsch. Ehret Vater und Mutter und redet nicht falsch Zeugnis wider Euren Nächsten. Da gebe ich euch Gesundheit und Frieden. Wer diesen Brief nicht glaubt und wer nicht glaubt, der wird von mir verlassen und wird keinen Segen und Glück haben. Ich sage Euch, daß Jesus Christus diesen Brief selber geschrieben hat. Wer diesen Brief widerspricht, der ist verlassen und soll keine Hilfe haben. Wer diesen Brief nicht offenbart, der ist verflucht von der christlichen Kirche. Diesen Brief soll einer dem andern offenbaren. Und wenn Ihr soviel Sünde getan wie Sand im Meere, so sollen sie euch vergeben werden. Wer nicht glaubt, soll des Todes sterben. Haltet seine Gebote, die ich euch durch meinen Engel gesandt habe. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Sei mit mir Felix Bradler. Im Kriege wie im Frieden zu Lande und zu Wasser und wo es auch immer sein mag. Amen. So geh mit Gott, vertrau auf Gott. Deine Dichliebende Mutter. Trennung unser Loos. Widerschen unsere Hoffnung.

¹⁾ Hellwig S. 26—35. Aus aller Welt und Zeit Kronfeld III. Amulette und Talisman S. 40—80. Hier darf auch die Satorformel genannt werden, die heute allerdings nur historischen Wert hat. Hessische Blätter f. Volkskunde XIII, 154 ff. S. Seligmann.

imstande sei. In der Regel werden aber derartige Stücke eben nur ihres Erinnerungswertes wegen getragen, können also nicht als Beweis für den Aberglauben im deutschen Heere gelten. Sonst würde es wohl nicht einen einzigen Soldaten geben, der nicht vom Aberglauben befangen wäre. Hierher gehört die sehr hübsche Geschichte (vielleicht zu hübsch, um wahr zu sein) von dem vierblättrigen Kleeblatt, das die Tochter des Hofrates Schneider dem König Wilhelm vor seinem Auszuge in Feindesland 1870 gegeben und mit warmem Danke nach dem Kriege von dem Kaiser, der es stets getragen habe, zurück erhalten haben soll. Zu Beginn dieses Krieges soll unser Kaiser dies Kleeblatt von dem Patenkinde des Fräulein Schneider wiedererhalten haben (Kronfeld S. 246). Hellwig (S. 30) bemerkt dazu: Sollte unser allerhöchster Kriegsherr in der Tat das vierblättrige Kleeblatt mit der Haarsträhne seines Großvaters mitgenommen haben, so würde der Talismansgedanke mit dem Erinnerungszeichen so eng verschmolzen sein, daß es schwer wäre, den wirklich maßgebenden Gedankengang festzustellen¹⁾.

So weit verbreitet die Amulette sind, sofern sie Erinnerungsstücke darstellen, so ist nach neueren Beobachtungen der Gebrauch bestimmter Amulette gegen früher zurückgegangen, hat vielmehr den Himmelsbriefen den Platz geräumt. Von etwas ähnlichem wie den Mansfelder Talern (Kronfeld S. 97) habe ich, wenn man von Skapulieren und gesegneten Medaillen absieht²⁾, nichts gefunden; doch ist es sicher, daß im Leben sonst geübter Aberglaube auch gegen die Kriegsgefahr angewendet werden mag. Bächtold (S. 15 ff.) führt eine größere Zahl abergläubischer Bräuche zum Schutze des Lebens der Krieger an. Der Sonderbarkeit wegen sei mitgeteilt, daß manche Gelehrte sogar meinen, das Zeichen des Islam, der Halbmond, sei eine Umbildung des allbekannten Glückszeichens, des Hufeisens, oder es bedeute das bekannte Sinnbild einer Klaue (Kronfeld S. 44). Nach jetzt verbreiteter Ansicht ist indessen dies Zeichen wohl weder so zu deuten noch auch als erstehender Mond, sondern als Schwert des Muhamed, der mit Feuer und Schwert seine

¹⁾ Hier sei auf die hübsche Geschichte von dem vierblättrigen Kleeblatt hingewiesen, die den Dichter Hermann Allmers zu seiner sehr gelungenen Ballade veranlaßt hat, vgl. Theodor Siebs, Hermann Allmers. Berlin 1915. Seite 347.

²⁾ Wie sehr man damit anstoßen kann, vgl. Grabinski S. 84. Westfäl. Volksblatt 6./5. 1916.

Religion ausbreitete, hat also mit dem, was wir hier behandeln, nichts zu tun.

Bei den Fliegern scheint der Aberglaube mehr zu Haus zu sein als bei anderen Waffengattungen. Sie nehmen — nach meiner Beobachtung — in die Lüfte oftmals nicht nur einen Hund, sondern eine schrecklich aussehende Puppe, ein Glücksmännlein¹⁾ mit, das sie da oben schützen soll (vgl. Kronfeld, S. 53). Ich habe einen schrecklich gestalteten Glücksgötzen von einem Flieger aus Frankreich erhalten. Während man Himmelsbriefen und Amuletten schützende Wirkung zuschreibt, hält man Spielkarten für gefährlich. So werfen, erzählte mir ein befreundeter Pastor, die Soldaten vor einem Sturmangriff ihre Spielkarten weg. (Bächtold S. 27 ff.).

Zu Beginn des Krieges fand das Kettengebet weite Verbreitung (Kronfeld S. 66, Bächtold S. 22 ff.). Ich habe einige solcher Gebete erhalten²⁾. Manche schwache Menschen sind durch solche Dinge innerlich nicht wenig erregt worden³⁾. Wie sich oft Verschlagenheit und Gaunerei zur Erreichung materiellen Vorteils solchen Glaubens bedient, das zeigt Bächtold⁴⁾ an einem Kriegs-Kettengebet aus der Schwäbischen Alb, das nicht nur fleißiges Abschreiben und Versenden während neun Tagen verlangt, sondern am Schlusse das Gebot enthält, daß „an jedem Tage wenigstens ein frisches Ei unter dem Busche bei's . . . bauren Acker zu legen“ sei. „Wer das nicht tut, der hat kein Glück“.

Manchmal wird heute in abergläubischer Art die Bibel zur Deutung der Zukunft benutzt, indem man Stellen derselben, zu meist aus Daniel oder der Offenbarung (Hellwig S. 85) zusammenhanglos für unsere Zeit umzudeuten sucht. Diese Art der Auslegung der Schrift ist sehr alt, wird aber jetzt wieder besonders

¹⁾ Über Galgen- oder Glücksmännlein vgl. Kronfeld S. 53.

²⁾ Ein solches lautet: Ein altes Gebet. O. Jesus Christus, wir erblehen von Dir: Segne das Menschengeschlecht! Hilf alles Böse zu vermeiden und gewähre uns wieder, im alten Frieden mit Dir zu leben. Jeder, der dies Gebet erhält, soll es neun Tage lang abschreiben, einem anderen lieben Menschen zuschicken, dann wird er Glück, sonst aber nach neun Tagen schweres Unglück haben. Die Karte darf nicht zerrissen werden. Ohne Unterschrift.

³⁾ Eine an den Händen gelähmte alte Frau kam weinend zu meinem Schwiegervater und bat ihn, er möge doch neunmal das Gebet abschreiben, damit ihr nichts Schlimmes begegne. Ähnliches habe ich auch in meiner Amtsführung erlebt.

⁴⁾ Bächtold S. 23.

gern betrieben. In Krieg und Revolutionszeiten haben Schwarmgeister in apokalyptischen Offenbarungen über die Zukunft phantastische Träumereien unter die leichtgläubigen, wundersüchtigen Massen verbreitet (Reiners S. 86 ff.). Die Bibel ist aber kein Zauber- und Wahrsagebuch. Schon das Wählen bestimmter Losungen auf einen besonderen Tag, von denen die Zeitungen am Anfang des Krieges wunderbare Fälle berichteten, wie Mt. 4, 13; Jes. 27, 1 an Kriegsbeginn als Losung aufgeschlagen, hat gewiß manches Bedenkliche. In etwas anderer Art versuchen bestimmte Sekten, wie die Adventisten, aus der Schrift die Zukunft zu deuten. So wird gern nachgewiesen, daß wir uns in der 12. Stunde des Weltgeschehens, dicht vor Weltuntergang, befänden¹⁾. Die Andeutungen der Bibel erfüllten sich jetzt; großer Verstand herrsche unter den Menschen (Dan. 12, 4), was man füglich bestreiten könnte; das Evangelium werde allen Völkern gepredigt (Mt 27, 14), was auch durchaus kein Zeichen der Gegenwart ist usw.

Ein ganz anderes Gebiet bildet der noch im Denken des Menschen begründete und nicht durch gegenständliche Mittel wirkende Kriegsaberglaube. Hier kommen Ahnungen, Träume usw. in Betracht.

Ahnungen fallen natürlich nur zu einem Teil in das Gebiet des Aberglaubens. Über seelische Fernwirkungen im Kriege ist oftmals in den Zeitungen geschrieben worden³⁾; öfter noch wird der einzelne derlei Dinge erlebt, noch häufiger gehört haben. Über Wert und Bedeutung der Ahnungen ist hier nicht der Ort zu sprechen, ich will nur einige bezeichnende Fälle erwähnen. Ich berichte nur von Ahnungen, die mir begegnet sind.

Als ich in Petersdorf i. R. zu einer Frau ging, deren Sohn gefallen war, erzählte sie mir, sie habe vor einiger Zeit des nachts gehört, wie er sie gerufen und geklopft habe. Freudig bewegt sei sie hinausgegangen, ihm zu öffnen, aber niemand sei da gewesen. Wie ich unvermerkt im Gespräch feststellen konnte, war es zu der

¹⁾ z. B. O. Feuerstein in Degerloch bei Stuttgart: Mit dem Weltkrieg hat das Weltgericht begonnen, und anderes mehr.

²⁾ z. B. K. Peikert, Ernste Fragen in ernster Zeit 1916. Reiners, S. 59 bis 85. Weder sehr klar noch einleuchtend. Grabinski, Ahnungen, Vorausempfinden von Todesfällen S. 105—131, Telepathie S. 132—159; Hellschen, Prophezeiung S. 260—211.

³⁾ Türmer, 17. Jg. Apr.—Sept. 1915. S. 700 Dr. Lehmann, Seelische Fernwirkungen. Daberna, 50. Kriegsnummer, 51. Jg. 17/7. 1915 Wahrträume. Tägliche Rundschau 24. 5. 1916. Beilage.

Zeit, als der Sohn draußen fiel¹⁾. Eine durchaus vertrauenswürdige Dame meiner Gemeinde erzählte mir, sie habe es genau gewußt, als ihr Mann draußen schwer verwundet wurde²⁾ und es ihren Angehörigen mitgeteilt. Mein Schwager hat an dem Tage, ehe er fiel, die Sachen gepackt, weil er wußte, daß sein Leben abgeschlossen war. Die Kameraden haben am nächsten Tage dem Gefallenen die Sachen abgenommen und so, wie er sie verpackt hatte, nach Hause geschickt. Dabei ist er nicht in einer Schlacht oder einem Kampf gefallen, sondern hinterrücks vom Baum herab erschossen worden. Mein gefallener Bruder erzählte mir, er habe genau gewußt, daß er aus der Winterschlacht in der Champagne zurückkehren würde, aber ebenso bestimmt habe es ihm am 21. Februar geahnt, daß er an diesem Tage schwer verwundet werden würde³⁾.

Hier liegt allerdings die Gefahr sehr nahe, sich falschen Ahnungen hinzugeben, mit Unglückstagen zu rechnen. So erzählte mir sowohl einer meiner Brüder als auch mein Schwager, daß sie den Sonntag als Unglückstag fürchteten. Einige Male war ihnen an diesem Tage etwas Unangenehmes begegnet, sodaß sie auf ihn besonders achteten. Kronfeld handelt besonders von solchen Unglückstagen (Kronfeld S. 161 ff.) Wie sehr die Krieger auf alle möglichen an sich ganz gleichgiltige Dinge achten, davon gaben mir meine Angehörigen im Felde mehr als einen Beweis.

Mit noch größerer Zurückhaltung als von den Ahnungen müssen wir von Träumen reden (vgl. Reiners, S. 62 ff., Grabinski S. 85 ff.) Daß es zu jeder Zeit Menschen gegeben hat, die Wahr- und Warnträume gehabt haben, wie sie die Wissenschaft nennt, ist uns von den Klassikern⁴⁾ wie in der einschlägigen Literatur⁵⁾ bekannt und

¹⁾ Das gleiche erzählt der Türner, S. 700 ff. Aug. 1915.

²⁾ Ein besonders eigenartiger Fall von Telepathie und Ahnung. Daheim 54, 14/8. 1915.

³⁾ Ein Offizier meiner Gemeinde nannte mir sogar einen derben, aber bezeichnenden terminus technicus der Soldatensprache.

⁴⁾ Vgl. z. B. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit von R. Pissin 123 f. Daß ich von dieser Zeit mein ganzes Leben hindurch voraussagende Träume behielt, die mir zu einer wahren Qual im Leben wurden, einer Qual, die ich keinem im Leben wünsche, und die mich praktisch kennen lehrten, welch ein Unglück es für den Menschen wäre, hätte ihm Gottes weise Hand die Zukunft nicht verschlossen.

⁵⁾ z. B. Lehmann, S. 504. Bei einigen wirklich festgestellten Träumen scheint man jedoch nur die Wahl zu haben zwischen einem wunderbaren Zufall oder telepathischen Kräften.

von mir mehrfach erlebt. So mögen sie auch hier und da in der Gegenwart aufgetreten sein. Nun ist es aber einmal unmöglich, genau festzustellen, wie der Traum gelaftet hat. Auch werden nicht zutreffende Träume oft mit großem Nachdruck wiedergegeben¹⁾. Daß es sehr klare und lebhaftere Träume gibt, ist sicher²⁾ und daß man ihnen eine besondere Bedeutung zumessen möchte, nur verständlich³⁾.

Eine weitere Art des Aberglaubens, die, soweit ich sehen kann, am wenigsten bekannt und in der Literatur unserer Tage noch unberücksichtigt ist, ist der Brief an Tote. Mein Bruder teilte mir aus Rußland mit, daß dort hin und wieder Frauen an ihre gefallenen Männer schreiben und bitten, diesen Brief an das Grabeskreuz anzuheften⁴⁾. Nach Ton und Inhalt enthält er Abschiedsworte, Bibeltellen, Abbitte und ähnliches. Die Frauen glauben auf diese Weise eine Beziehung zu ihren verewigten Männern herstellen zu können.

Gelegentlich werden Vorgänge der Natur, die an sich mit dem Kriege nicht das Geringste zu tun haben, heute, wo man doppelt aufmerksam auf alle Zeichen der Zeit achtet, auf den Krieg gedeutet. Viele Dinge, die schon in ruhigen Zeiten als Vorzeichen angesehen wurden, bestimmte Tiere, Erscheinungen ganz zufälliger

¹⁾ Einen traurigen Fall erlebten wir beim Tode unseres Bruders im vergangenen Jahre. Eine Pflegerin, die ihn in Stuttgart gepflegt, schrieb uns auf die Mitteilung hin: Warum soll ich mit Worten ein Beileid aussprechen, was ich nicht fühle. Ihr Sohn lebt und kann es Ihnen nur nicht mitteilen. Ich habe ganz deutlich im Traume einen Brief von ihm gelesen, in dem er schreibt, ich bin nicht tot, sondern in Gefangenschaft.

²⁾ Mir träumte neulich, ich hatte mich im Walde verirrt. Plötzlich erblickte ich durch eine Lichtung den schneebedeckten Kamm des Riesengebirges und wußte, wo ich war. Im selben Augenblick zeigte sich in dieser Lichtung eine mächtige Anlage von Eichen und anderen starken Bäumen, die alle bekränzt waren. Während ich noch über die Bedeutung dieser sonderbaren Erscheinung nachsann, kam mein gefallener Bruder, das einzige Mal, daß er mir bisher im Traum erschienen ist, aus dem Eichenhain hervor und sagte freudig lächelnd: das ist das Sinnbild des neuen deutschen Reiches und eine Stimme erklang, und er hat es auch mit geschaffen!

³⁾ Vgl. Bismarcks nur sehr allgemeinen, durch seine Gedankengänge beeinflussten Traum, den er am 18. 12. 1881 seinem Kaiser erzählt. Ged. u. Erg. 26. IV. Mitte. Cotta II, 193 f.

⁴⁾ Ein solcher Brief, aufgeschrieben auf ein als Herz ausgeschnittenes Stück Papier lautet: Lieber Vater! Ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir sind, die du mir gegeben hast. Deine lieben Eltern, Frau Luise und dein kleiner Fritz v. St. W aus Deutschland.

Art, werden in Kriegszeiten als besonders bedeutungsvoll angesehen. Bächtold nennt eine Anzahl zumeist von früher bekannter Vorzeichen, deren Bedeutung man jetzt wieder zu ergründen sucht (Kronfeld Orakel, Prophezeiungen usw. S. 120 ff., Bächtold S. 4, 13 ff.). Oft wird von Bäumen gesprochen, an denen man in dieser Kriegszeit dieselbe Absonderlichkeit gemerkt habe wie 1870. Ich erinnere mich an die Linde in Gröbnig bei Leobschütz O/S., von der es hieß, sie habe 1916 ebenso wie 1871 geblüht, ehe sie Blätter hatte, was als sicheres Zeichen für das Ende des Weltkrieges angesehen wurde¹⁾. Eine hierher gehörende Geschichte brachte die Tägliche Rundschau am 28. 10. 1914. Eine Insel im Hautsee in Thüringen nicht weit von der Wartburg habe jedesmal dann ihre Lage geändert, wenn ein weltgeschichtliches Ereignis bevorstand. So sei es zur Zeit Napoleons, 1870 und bei Beginn dieses Krieges beobachtet worden. Die großherzogliche Forstverwaltung teilte der Rundschau auf ihre Anfrage mit, die Insel habe jetzt allerdings ihren Platz geändert und befinde sich fast am Ufer. Zur Erklärung der Tatsache sei hervorgehoben, daß die Insel nachweislich auch zu anderer Zeit ihren Platz geändert hat und es auch diesmal der Vergessenheit anheim gefallen wäre, wenn nicht ein wichtiges Ereignis zufällig mit dieser Naturerscheinung zusammen gefallen wäre. Etwas ähnliches erlebte ich in Petersdorf i. R. In dem sehr trockenen Frühjahr 1915, als wir auf jede Naturerscheinung achteten, um den Regen herabzuzwingen, auf Mondwechsel und Windrichtung, hieß es auf einmal im ganzen Riesengebirge, der kleine Teich habe gewellt. Er hatte das letzte Mal 1898 vor dem großen Hochwasser Wellen geschlagen. Das war für die Gebirgsbewohner das sicherste Anzeichen für ein neues Hochwasser. Es ist nicht eingetreten, ja, es hat nicht einmal geregnet, und darum hat man davon geschwiegen. Anderenfalls wäre der kleine Teich wegen seiner prophetischen Eigenart vielleicht als ein Weltwunder angestaunt worden. So brachte die Tägliche Rundschau (am 24. 5. 1916 Beilage) unter der Überschrift „die Prophetische Quelle“ einen Bericht des „Gaulois“ von einer Quelle, aus der das Schlachtenroß der Jeanne d'Arc getrunken habe; diese Quelle aber sei zwei bis drei Monate vor Friedensschluß 1871 versiegt. Da sie jetzt wieder von neuem zu plätschern begann, schloß

¹⁾ Etwas ganz Entsprechendes vom Blühen der alten Fehmarn Pappel 1870 und 1916 als Anzeichen für das Kriegsende. Tägliche Rundschau 1. 7. 1916 Beilage, vgl. Bächtold, S. 6 f.

man allenthalben auf den nahenden Frieden. Ähnliche Dinge gibt es in großer Zahl. Grobe Wutischki (S. 37—50) redet in einem besonderen Kapitel von allgemeinen Vorzeichen über Blut- und Kriegsseen, Kriegs- und Totenvögel und kommt zu dem eigenartigen Schluß, die Tiere mit ihrem erstaunlichen Witterungs- und Ahnungsvermögen empfänden die disharmonischen Störungen in der Völkerwelt.

Ja, man hat nicht nur einzelne Teile der Natur als bedeutungsvoll für den Krieg angesehen, sondern die gesamte Erde. Mit dem wissenschaftlich klingenden Titel „Geosophische Kriegsursachen“ erweist Max Sewaldt (Neue metaph. Rundschau S. 201 ff.) an der Hand eines Bildes der azimuthalen Kontinentalerdkhalbkugel im Horizont von Rom mit Projektion der Ecken und Kanten des Erdkernkristallpentagondodekaeders in fast bewunderungswürdiger wissenschaftlicher Naivität: Es ist geologisch geschaut ganz klar, daß auf Deutschland und Österreich in den Symmetrierichtungen von Südost (Serbien, Montenegro), Nordost (Rußland), Südwest (Frankreich) und Nordwest (Belgien und England) ein Vorstoß erfolgen mußte. Italien und Skandinavien liegen auf dem indifferenten Schwingungsmeridian der Neutralen. Glücklicherweise ist diese „wissenschaftliche“ Abhandlung geschrieben, ehe Italien aus dem indifferenten Schwingungsmeridian der Neutralen heraustrat.

Wie weit sich der Mensch in solchen Gedankengängen verirren kann, zeigt die „esoterische Beleuchtung“ des Weltkrieges, die man aufgrund der merkwürdigen Geschichte 1. M. 14 vornehmen zu dürfen gemeint hat. Im Urgrund der Siddis¹⁾ finden wir in der Bibel einen Aufriß unseres heutigen Völkerringens, gleichsam nach jenem Satze von der Wiederkehr alles Gleichen. Auch fehlen hier nicht die kosmischen Komponenten. Die Erzählung selbst zeigt einen astropsychologischen Einschlag, der uns auf eine noch ältere Fassung im Totenbuch der Ägypter (Kap. 42) zurückweist. Die ganze Erzählung sagt uns so im esoterischen Sinne zunächst nichts anderes, als daß ebenso wie in den ersten Tagen des Augustes unseres Jahres die Planeten in diesem Urgrunde zusammenkamen und stritten und damit das Fanal zu diesem großen Kampf der Könige gaben. Die innerste Zone des Welteis liegt nach der alten Astrallehre im Zeichen Wassermann und Löwe, die sich im Zodiakus

¹⁾ Würde er sagen „von Siddim“, so wäre es wenigstens grammatisch richtig.

gegenüberstehen als die beiden Zentralhälften des kosmischen Lichtes (oder embryonalen Lichtes) aber ein ganzes bilden. Die biblische große Schlacht im Urgrund des Siddhis, die der Seher Abram sah, wird sich heute erfüllen.

Derartige Dinge stehen dem Gebiete der Astrologie nahe. Daß man auf besondere Zeichen am Himmel achtet, ist verständlich. So bezeichnet nach dem Volksglauben Morgenrot am Neujahrstage Blut und Blutvergießen (Kronfeld S. 147). Und am 1. 1. 1915 ging die Sonne ja mit besonderer Glut auf. Ebenso verstehen wir, daß das Volk im Kometen eine Zuchtrute Gottes zu erblicken geneigt ist (Seitz S. 399, Grabinski S. 60). Und wir haben 1914 den Kriegskometen gesehen, der allerdings in keinem Verhältnis zur Schrecklichkeit des Weltbrandes gestanden hat. Der Volksglaube empfindet, wie Schiller den Kapuziner in Wallensteins Lager vom Herrgott sagen läßt: „Den Kometen steckt er wie eine Rute drohend am Himmelsfenster raus.“ So sagte mir eine alte Frau meines Heimatdorfes in Lichtenau o/L. Es wird kein Krieg; denn das Nordlicht hat sich noch nicht gezeigt, wie es von Oktober 1870 her noch in lebhafter Erinnerung ist¹⁾.

Nun gibt es aber heutzutage Leute, die astrologische Mutmaßungen über den Krieg der Deutschen 1914, seine Ursachen und Folgen schreiben (Tiede), die „hochinteressante“ Büchlein verfassen über das Thema „das Jahr des Friedens und des Sieges 1916. Astrologische Mutmaßungen“ (E. Courbiner, Neuzeitlicher Buchverlag. Berlin-Schöneberg). Peinlich für die Astrologen ist nur, daß der Nestor ihrer Zunft, Zadkiel, ein Engländer ist, der seinen Kalender 1915 so gehässig gehalten hat, daß „nichts hier abgedruckt werden kann und daß er jeden wissenschaftlichen Wert verliert!“, wie seine deutschen Schüler sogar sagen. Es müßte doch auch einem ganz überzeugten Astrologen Zweifel an der Möglichkeit seiner Kunst kommen, wenn er sein Werk anfangen muß, „nicht gerade zum Lobe der Astrologie sei es eingestanden, jeder gab zu Beginn des Kriegs ein anderes Urteil über die Frage, wie stehn die Sterne!²⁾“. Man glaubt sich wirklich um einige Jahrhunderte zurückversetzt, wenn man vom Horoskop der Nativitäten der Herrscher liest und aus der

¹⁾ Von anderen sonderbaren Erscheinungen am Himmel wird mancherlei berichtet.

²⁾ Neue metaph. Rundschau S. 217, 232

Ascendenz des Saturn, der Quadratur des Cancer mit der Sonne im Sesquiquadrataspekt mit der Sonne und biquintil mit dem Monde, während Gemini im 5. Hause steht, auf unheilverkündende Unruhe schließt.

Hier ist die Kabbala zu nennen. Sie gehörte im Mittelalter mit der Astrologie zusammen und ist heute mit ihr wieder aufgelebt²⁾. Durch die verschiedenste Rechnungsart glaubt man bestimmte Daten errechnen zu können. Die beiden bekanntesten derartigen Beispiele sind wohl 1) 1849 wurde dem König die Kaiserkrone angetragen. Quersumme 22, addiert: 1871 wurde das deutsche Reich begründet, Quersumme 17, addiert: 1888 das Dreikaiserjahr, Quersumme 25 addiert: 1913: „das letzte Friedensjahr“, da „das erste Kriegsjahr“ leider nicht stimmte³⁾.

In umständlicherer Art versucht die Kabbalistik durch Addition von 11 oder 22 durch Feststellung der Siebnerperiode und was derlei Dinge mehr sind, bestimmte Daten zu errechnen. So erklärt Grobe Wutischki, nachdem er in unglaublicher Torheit die Zahlen 1812, 1823, 1837, 1857, 1871, 1891, 1914 errechnet hat, der Kenner der Geschichte wird außer den unterstrichenen auch die Zwischenzahlen als bedeutungsvoll erkennen. Ja, welches Jahr wäre nicht bedeutungsvoll für Deutschland gewesen?

2) Das Datum des Friedensschlusses 11. 11. 1915. $1870 + 1870$ ergibt 3741. Davon die Quersumme der Zweierzahlen 10. 5., das Datum des Friedensschlusses 1871. Ebenso $1914 + 1915 = 3829$. Die Quersummen 11. 11⁴⁾.

Ebenso eigenartig wie diese gelehrte Errechnung bestimmter Tatsachen ist die Naivität, mit der das Volk bestimmte Daten des Friedensschlusses festzuhalten imstande ist. Das erste feste Datum, nachdem die Blätter gefallen waren und als die Kirschblüte vorüber war, das man für den Friedensschluß angab, war der 27. 4. 1915. Wie weit dieser bestimmte Tag als der des kommenden Friedens verbreitet war, ersah ich aus einer Nachricht, die mir mein Bruder aus dem Felde schrieb, wenn am 28. 4., so hieß es da, nicht Frieden

²⁾ Grabinski, S. 238—244, Hellwig, S. 76—85, Seitz, S. 461 ff.

³⁾ Vgl. Zentralblatt f. Okkult. Febr. 1911, S. 476, Niemeyer, Magie der Zahl (Baumann 15 f.) Grobe Wutischki 55 ff., Zur Bonsen 26, Gerling, 24 f. usw.

⁴⁾ Abgedruckt z. B. Frankfurter Zeitung 16. 4. 1915; Hellwig, S. 132 Zur Bonsen, S. 67, Bächtold, S. 9 f.

werden würde, würden viele Soldaten sehr unzufrieden werden. Auch in Zeitschriften wandte man sich gegen diesen bestimmten Tag, der allgemein als Friedensschlußtag verbreitet war¹⁾. Auch Hellwig erwähnt dieses Datum²⁾. Dann hieß es im Herbst 1915 allgemein, Hindenburg habe erklärt, jeden Schuß, der nach dem 11. 11. falle, bezahle er. Weiter wurde der 22. 12. als sicherer letzter Termin des Friedensschlusses angegeben. Im Mai 1916 machte dann eine Prophezeiung die Runde durch die Blätter, nach der ein Wiener Anthropologe, Prof. Kurt Zanowski in der Kölnischen Zeitung in einer längeren Prophezeiung verschiedene Daten im Weltkrieg, und den Friedensschluß im voraus auf den 17. 8. 1916 angegeben hatte. Diese Weissagung war mir in mehreren Exemplaren zur Beurteilung zugegangen. Auch Grabinski (S. 245) führt sie an. Auf meine Nachfrage erhielt ich von der Kölnischen Zeitung die Nachricht, daß dort diese Prophezeiung nicht veröffentlicht, auch ein Professor Zanowski dort nicht bekannt sei.

Daß das Volk, das den Frieden ersehnt, sich an solche Dinge hält, ist verständlich. Auffällig ist allerdings, daß das letzte allgemein genannte Datum des Friedensschlusses nun schon über zwei Jahre zurückliegt. Der Eifer hat also auch hier nachgelassen. Weniger begreiflich ist, daß man solchen Unsinn mit dem gedruckten Wort vertritt. „Bei der Aufhellung der biologischen Probleme der Reinkarnation wie zum Verhältnis der Periodizität im Weltgeschehen kann uns die Zahlenmystik wahrscheinlich die größte Hilfe leisten.“ Und Grobe Wutischki (S. 86) schließt eine sehr törichte Zahlenberechnung mit den begeisterten Worten: Die Siebnerperiode ist geschlossen. Seitz hat recht, wenn er all das nur Spielerei nennt, ebenso Hellwig (S. 76/32), der zufügt, der Eifer wäre einer besseren Sache würdig wie einer solchen Spielerei. All diese Zahlenscherze haben vor der alten Pythia nur das voraus, daß sie sich mit positiven Zahlenangaben blamieren. Ein derartiger Zahlenscherz hat vor nicht langer Zeit die Gemüter erregt und wurde auch von angesehenen Zeitungen als Laune der Zahl weiter gegeben, so auch in der Täglichen Rundschau vom 13. 6. 1916. Da hieß es, die Summe der Zahlen, die Geburtsjahr, Regierungsantritt, Regierungszeit und Lebensalter unseres Kaisers und Kaiser Franz Josephs angeben, be-

¹⁾ Vgl. Ev. Gemeindeblatt für das Riesengeb. 11. 4. 1915.

²⁾ Hellwig, S. 125 ff.

trüge 3832, wovon die Hälfte 1916 sei. Mithin sei dies Jahr entscheidend für die beiden Reiche. Abgesehen von der Mangelhaftigkeit der Logik in diesem Schluß übersah man, daß das die Eigenart unserer Zählung ist, daß das Geburtsjahr und das Lebensalter immer das gegenwärtig gezählte Jahr ergeben muß. Darin besteht ja der ganze Sinn unserer Rechnung¹⁾.

Während des Krieges ist eine abschließende Behandlung des so ausgedehnten Gebietes des Kriegsaberglaubens nicht möglich, ich wollte jedoch den mannigfachen Bitten um Stoff zur soldatischen Volkskunde entsprechen und Anregung zur Weiterarbeit geben und erhalten²⁾.

¹⁾ Vgl. Leobschützer Zeitung vom 2. 7. 1916 nach der schles. Volkszeitung.

²⁾ Vgl. das überreiche Material im Archiv für Religionswissenschaft z. B. Bedeutung der Planeten bei den alten Indern: Scheftelowitz, Fischsymbol im Judentum u. Christentum. AfR. 14, 41. In der syrischen Religion C. Leopold, Syrische Religion AfR. 16, 567. J. Scheftelowitz, Fischsymbol im Judentum u. Christentum 14, 386 usw.

Literatur.

- K. Hellwig, Zur Psychologie des Aberglaubens, Dissertation Kiel 1911.
 A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Deutsch v. Petersen. Stuttgart 1908.
 A. Nitzsch, Lehrbuch der ev. Dogmatik, herausgeg. v. H. Stephan. Religion in Geschichte und Gegenwart II 1909.
 H. Bächtold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube. Straßburg 1917.
 F. E. Braumann, Kriegsprophezeiungen 1914/15.
 F. zur Bonsen, die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914—16.
 H. Gerling, Der Weltkrieg 1914 15 im Lichte der Prophezeiung.
 R. Grabinsky, Neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben und im Lichte der Prophetie 1916.
 A. Grobe Wutischky, Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie 1915.
 A. Hellwig, Weltkrieg und Aberglaube 1916.
 Kemmrich, Prophezeiungen alter Aberglaube oder neue Wahrheit.
 E. M. Kronfeld, Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben.
 A. Reinert, Prophetische Stimmen und Gesichte über den Weltkrieg 1914/16. München.
 A. Seitz, Kriegsprophezeiungen in „Der Fels“ 1915 August u. September.

- S. Malachiae Prophetia MDC XLII.
 A. Kniepf, Die Weissagungen des altfranzösischen Sehers Michel Nostradamus und der jetzige Weltkrieg 1914.
 F. Kampers, Die Lehninsche Weissagung über das Haus Hohenzollern, Geschichte, Charakter und Quellen der Fälschung 1897.
 F. zur Bensen, Die Völkerschlacht am Birkenbaum 1916.
 E. Böckel, Die deutsche Volkssage 1909.
 P. Zillmann, Die Weissagungen auf den Weltkrieg, Neue metaphys. Rundschau XXI 1914 S. 233 ff.
 K. Helm, Kriegs- und Friedensprophezeiungen 1914/15. Hess. Blätter für Volkskunde XIII/1914. S. 195 ff.
 R. Andree, Braunschweiger Volkskunde.
 K. Peikert, Ernste Fragen aus ernster Zeit.
 Offener Brief an alle Deutschen ohne Ausnahme, Zittau.
 Der gegenwärtige Krieg und sein Ausgang breits 1911 offenbart, Zittau.
 Der kommende Krieg (La guerre qui vient) Berlin 1916.
 A. Conan Doyle, Der Tauchbootkrieg.
 Christaller, Der Himmelsbrief Warneck.
 Deutsche Gaue 1914 S. 4 181 ff.
 Ev. Freiheit 1915 S. 248 ff. Treblin, Kriegsaberglauben.
 Monistisches Jahrhundert 1915 S. 181 ff. ein merkwürdiges Kulturdokument.
 Mitteilungen d. Schles. Gesellschaft für Volkskunde 1897 Band VI, 1 88 ff.
 K. Olbrich, Über Waffensegen, und Band XIX, 1911/12 S. 580—620.
 Vogt, Die Schutzbriefe unserer Soldaten.
 Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 25 S. 241—259.

Register.

- | | | |
|-----------------------------|------------------------|----------------------------|
| Adventisten 61. | Bismarck 48. 54. | DreiBigj. Krieg 41. |
| Ahnungen 61 f. | Blutsee 65. | Erfahrungen: Eigene 57, |
| Alexis 54. | Brief an Tote 63. | Familie 62 f. [60. |
| Allmers 59. | Brünagel 55 f. | Flieger 60. |
| Altötting 49. | | Leobschütz 64. |
| Amulett 58. | Civrieux 46. | Lichtenau 66. |
| Astrologie 66. | | Petersdorf 51 f. 61 f. 64. |
| | Daten des Friedens- | Schreibendorf 62. |
| Bäume 64. | schlusses 67. | Esoterische Betrachtung 65 |
| Beobachtung d. Natur 63 ff. | Deluisi 55. | Eucken 54. |
| Bibel 60 f. | Delph. Orakel 42. | Freimarken 53. |
| Birkenbaum 46 f. | Dessauer, der alte 48. | |

- Gaulois 53. 64.
 Geibel 54.
 GenKomm 53.
 Geosophie 65.
 Glücksmännlein 60.
 Goethe 54.
 Gralsorden 48.
 Große Pyramide 48.
 Gustav Adolf 41.

 Halbmond 59.
 Hamerlings Gedicht 48 f.
 Hebbel 55.
 Himmelsbrief 57 f.
 Hülsen-Häseler 58

 Jeanne d'Arc 64.

 Insel 64.
 Ital. Kriegserklärung 42.

 Kabbala 67.
 Kalender hundertj. 50.
 Kaufmann 54.
 Kavacami 53.
 Kerner 62.
 Kettengebet 60.
 Kirschblüte 51. 67.
 Kleiner Teich 64.
 Komet 66.
 Korceniecki 48.

 Kriegssee 65.
 Kriegsvogel 65.

 Lamprecht 54.
 Lehnin 45 f.
 Losung 60 f.
 Luther 41.

 Malachias 43.
 Mansfelder Taler 59.
 Medaille gesegnete 59.
 Mihailowicz 48.
 Merseburger Zaubersprüche 56.
 Morgenrot 66.

 Nordlicht 66.
 Nostradamus 43 f.

 Okkultismus 50. 53.

 Paracelsus 42.
 Pinski Schlacht 48.
 Polen 42.
 Prinz Heinrich Baude 55.
 Propheten 54 f.

 Quelle 64.

 Schiller 54. 66.
 Schleiermacher 54.
 Schwertsegen 56.
 Serbiens Schicksal 48.
 Siegfried 47.

 Skapuliere 59.
 Soldatenstand abergläubisch 41.
 Spielkarten 60.
 Spiritismus 48.
 Spökenkieker 47.

 Thebes 47 f.
 Theosophen 48.
 Tolstoi 48.
 Totenvogel 65.
 Träume 62.

 Unglückszahl 53.
 Unwahre Weissagung 48 ff.

 Wahrsagerin 52 f.
 Wal 47.
 Wallenstein 42. 58. 66.
 Weissagung 42 ff.
 Möglichkeit ders.
 Weisser Fürst 46.
 Wilhelm I. 59.
 " II. 46. 50. 59. 68.
 Wilhelmsgedicht 49 f.

 Zahl 1913 Kriegsjahr 53.
 1915 Schicksalsjahr 53.
 Zweites Gesicht 47.
 Zadkiel 66.

Schlesische Iweinbilder aus dem 14. Jahrhundert.

Mit einer Bildtafel.

Von Dr. Paul Knötel in Kattowitz.

Nachdem der Bober unterhalb von Hirschberg zwischen schroffen Felsen die Sattlerschlucht durchflossen hat, trennt er das Dorf Bober-Röhrsdorf in zwei Teile. Dieses zieht sich in langgestreckter Mulde von Nordosten nach Südwesten hin. Durch seinen Namen (Rudgersdorf)¹⁾ und seine Anlage gibt es sich als eine deutsche Gründung zu erkennen. Drei Gebäude bestimmen hauptsächlich sein Bild in der Landschaft. Zunächst die katholische Kirche, die mit dem niedrigen Turme, Langhaus und Chor den Typus einer schlesischen Dorfkirche darstellt²⁾. Oberhalb von ihr gibt sich ein Gebäude mit Walmdach und Dachreiter in der Mitte der First als eine jener saalartigen evangelischen Gotteshäuser zu erkennen, wie sie nach der Besitzergreifung Schlesiens durch den großen Friedrich in größerer Anzahl, besonders auch in den vorwiegend protestantischen Landschaften am Fuß des Riesengebirges, z. B. in Hermsdorf u. K. und in Petersdorf, zunächst als Bethäuser entstanden sind.

Gerade am Ufer des Bober, dort wo ihn die Dorfbrücke überquert, zieht ein drittes turmartiges Gebäude die Blicke auf sich. Es liegt neben dem Wohngebäude, das zu dem in Gräflisch Schaffgotschem Besitze befindlichen Dominium gehört. Wir haben in ihm einen sogenannten Wohnturm vor uns. Gegenüber den sonstigen mittelalterlichen Burgen sind solche Wohntürme immerhin selten;

¹⁾ Es wird um 1305 zum ersten Male erwähnt Liber fundationis episc. Vratisl. (Cod. dipl. Siles. 4. Bd.) S. 137.

²⁾ Nach Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens, 3. Band, S. 471 aus der Mitte des 16. Jahrh. Doch scheint mir das von ihm nicht erwähnte Gewände des Südportals älter zu sein. Die Kirche wird urkundlich 1399 zum ersten Mal erwähnt (Neuling, Schlesiens Kirchorte, 2. Aufl. S. 261).

in Schlesien ist mir nur noch einer bekannt, in Eckersdorf (Landkreis Breslau)¹⁾.

Diese Wohntürme sind ein Mittelding zwischen Palas und Bergfried²⁾. Sie verbinden dessen Höhe und Mauerstärke mit der Geräumigkeit eines Palas. Das machte sie zur passiven Verteidigung und damit zu einem Kern- und Rückzugsbau besonders geeignet. An sie schloß sich entweder ein größerer Burgbau an, oder sie hatten, besonders in der Ebene, neben einer Ringmauer und -graben nur unbedeutende Anbauten³⁾. Als Wohngebäude hatten sie zweckentsprechend fast immer geviertförmige Gestalt und waren mit einem einfachen Zelt oder Walmdach geschlossen⁴⁾. Diese Schilderung, die der beste gegenwärtig lebende Burgenkenner Piper von dem Wesen des Wohnturms gibt, trifft auf unser Bober-Röhrsdorfer Bauwerk fast völlig zu, und wir werden in ihm auch noch andere Eigentümlichkeiten, die er hervorhebt, verkörpert finden⁵⁾.

Am Ende des großen Gutshofes liegt ein niedriges Wohngebäude. Mit einem schmalen Seitenflügel, einer Mauer und dem Wohnturme schließt es einen kleinen Hof ein. Auf drei Seiten ist diese Anlage noch von dem ursprünglichen Wassergraben umgeben, während der Teil längs des Wohnhauses zugeschüttet ist. Daraus ergibt sich, daß früher nur unbedeutende Baulichkeiten, Ställe u. a., hier gestanden haben können und der Turm fast allein Wohn- und Verteidigungszwecken diente. Die früher das Ganze umschließende Mauer in der Höhe von etwa 12—14 Fuß ist in ihren letzten Resten in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts abgetragen worden⁶⁾. Das Bauwerk ist auf rechteckigem Grundriß aus Bruchsteinen aufgeführt und auf einer Grundfläche von 14 : 21 m errichtet. Die Mauerstärke beträgt 2 m, seine Höhe bis an das Dach-

¹⁾ Abbildung: Schlesien 2. Bd. S. 411. Vergl. Lutsch, a. a. O. 2. Bd. S. 440.

²⁾ O. Piper, Burgenkunde. 3. Aufl. S. 237.

³⁾ Piper, a. a. O. S. 244.

⁴⁾ Piper, a. a. O. S. 241 und 243.

⁵⁾ Abbildungen des Turmes: 1) W. Klose, Das Schloß zu Bober-Röhrsdorf Tafel I in Schles. Vorzeit in Bild und Schrift, 4. Bd. S. 595 ff. (Der Aufsatz wird weiterhin unter Klose angeführt), 2) F. Schroller, Schlesien, 2. Bd. 1. Tafel, 3) V. Schätzke, Schles. Burgen und Schlösser (nach Photogr.) zu S. 7 ff., 4) Zeichnung von 1761 in dem compend. Siles. (Breslauer Stadtbücherei Nr. 550 Tafel 11) 5) Zeichnung von 1766 in der Topogr. Siles. (ebenda Nr. 551—555, IV 95.)

⁶⁾ Klose, a. a. O. S. 599.

gesims 19 m. Geschlossen ist er von einem schindelgedeckten, abgewalmten Satteldache. Obwohl der Turm Wohnzwecken diente, fällt uns doch die Kleinheit und geringe Zahl der Fenster auf und macht damit seinen Verteidigungszweck noch klarer kenntlich, wenn auch der Unterschied vom Bergfried, der nur ganz winzige Öffnungen hat, scharf hervortritt.

Schon sein Äußeres läßt erkennen, daß er außer dem Erdgeschoß drei Stockwerke enthält¹⁾. Der Zugang zu dem Turm in der Südseite wird durch eine Spitzbogentür mit einfachem Gewände umrahmt. Rechts von dieser Tür wird das Erdgeschoß durch eine Mauer in zwei Teile getrennt, einen größeren westlichen und einen kleineren östlichen. Dieselbe Einteilung wiederholt sich im ersten Stockwerk. In ihm befand sich früher ein dunkelfarbig glasierter Kachelofen mit Reliefs aus dem 16. Jahrhundert. Er ist in neuerer Zeit auf eine andere Besetzung der Grafen Schaffgotsch gebracht worden. Im zweiten und dritten Stock fehlt die Zwischenwand, doch muß früher, wie wir noch sehen werden, mindestens im zweiten, eine leichtere Wand vorhanden gewesen sein²⁾. Die Treppenanlagen sind nicht mehr die ursprünglichen, ebenso sind die flachen Decken neu eingezogen. Gegenüber den anderen Geschossen weist das zweite gewisse Eigentümlichkeiten auf, die in ihm den eigentlichen Wohnraum des Burgherrn erkennen lassen. Scheinbar besitzt es in dem ursprünglich abgetrennten westlichen Raum drei Fensteröffnungen, eine in der Südseite nahe der Südwestecke, zwei in der Nordseite. Die nordwestliche Öffnung aber, die durch eine hölzerne Umrahmung mit rechtwinkligem Abschluß und vorgekragten Ecken umrahmt wird, war, wie die Kragsteine an der Außenseite, je zwei übereinander, ergeben, früher der Ausgang zu einem Abort³⁾. An der

¹⁾ Der Wohnturm der in Böhmens Geschichte so bedeutungsvollen Burg Karlstein und der der Wasserburg Lechenich in der Rheinprovinz (Kreis Euskirchen) haben 5 Stockwerke. (Piper a. a. O. S. 237.) Plan und Abbildungen der Burg Lechenich und des Wohnturmes allein in den Kunstdenkmälern der Rheinprovinz 4. Bd. IV. (Kreis Euskirchen) Tafel VIII und IX und Seite 120 u. 121.

²⁾ Innere Scheidewände finden sich schon in romanischer Zeit. Sie bestanden entweder nur aus Brettern oder Balken oder aus Fachwerk, welches einfach mit Stückflecken und Strohlehm, nur ausnahmsweise mit Mauerwerk, ausgefüllt war (Piper a. a. O. S. 471).

³⁾ „Die Aborte sind bei Burgen mit einer erstaunlichen Einfalt und Offenheit angelegt.“ (Bergner, Handbuch der bürgerl. Kunstalt. Deutschlands, 1. Bd. S. 104).

Ostseite sind die Reste einer Heizanlage erhalten, also in dem ehemals abgetrennten kleineren Raume.

Die Fenster sind hier wie in den anderen Stockwerken unsymmetrisch angebracht, wie sie eben den Bedürfnissen entsprechen¹⁾. Das Südfenster liegt nahe der Südwestecke, das Nordfenster bei der wie erwähnt vorauszusetzenden ehemaligen Zwischenwand. Beide Fenster sind gleichartig behandelt. Rechts und links von der Fensteröffnung sind in der Tiefe der Mauer in der Fensternische gemauerte Sitzbänke angebracht. Solche hat schon der aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammende bewohnbare Bergfried von Hohenklingen. Allgemeiner gebräuchlich werden sie erst im 13. Jahrhundert und erhalten sich dann bis zum Ende des 15. Jahrhunderts²⁾. Der schmale Fensterschlitz ist von einem Steingewände umrahmt, das oben mit einem runden Kleeblattbogen umschlossen ist. Es ist also, wie schon gesagt, kein Zweifel, daß wir hier im zweiten Stockwerk die Wohnräume des Burgherrn zu erkennen haben. Ihre höhere Lage bot jedenfalls größere Sicherheit gegenüber den unteren Geschossen. So gibt sich z. B. das dritte Geschoß des schon erwähnten Wohnturms von Lechenich durch seine größeren Fenster als demselben Zwecke dienend zu erkennen. In Karlstein liegt die zu schützende Kapelle im dritten Stockwerk³⁾.

Zur völligen Gewißheit aber erhebt unsere Annahme der Bilderschmuck der Wände. Das Verdienst seiner Aufdeckung gebührt dem † Rechnungsrat Klose; in dem erwähnten Aufsatz gibt er Rechenschaft darüber. Bei einem Besuch des Turmes in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er am unteren Teil der Wände Reste roter Bemalung bemerkt; bei näherem Zusehen fand er an der Südwand zwischen den weit von einander abstehenden Fenstern des Gesamtraumes in ungefährer Höhe von $1\frac{1}{2}$ m die Majuskeln AL SO . . . EWE. Mit Unterstützung des Rentmeisters Menzel gelang im Laufe der Zeit die Loslösung des Kalkbewurfs, und es zeigte sich, daß einen Meter vom Fußboden ab die Wandfläche bis zu der $4\frac{1}{2}$ m hohen Decke mit Gemälden geschmückt war. Allerdings vom südwestlichen Fenster aus nur in der Breite, die dem

¹⁾ Piper, a. a. O. S. 455.

²⁾ Piper, a. a. O. S. 453. So auch in dem Wohnturm von Eckersdorf.

³⁾ Piper, a. a. O. S. 237. In dem 1182 erbauten Wohnturme von Thun in der Schweiz liegt der fast 7 m hohe Saal im vierten Stockwerk. (Vergl. die kleine Burgenkunde von Piper in der Sammlung Götschen S. 54.)

größeren Gemach der unteren Stockwerke entsprach. Daraus ergab sich, daß auch hier, wie schon erwähnt, eine Querwand gewesen sein mußte. Die Gliederung der bemalten Wandfläche ist derart, daß zunächst von der Querwand an je zwei männliche und weibliche Gestalten dargestellt sind, deren jeder eine unter ihren Füßen kauende Figur entspricht; dann folgt eine hl. Jungfrau mit dem Kinde in der Höhe von $2\frac{1}{2}$ Meter. Das ist ungefähr die Hälfte der Südwand zwischen der verschwundenen Querwand und der Fensternische. Von da an ist die Fläche in zwei gleiche Streifen über einander geteilt; nur auf dem unteren sind die Bilder erhalten oder bisher aufgedeckt. Die Fläche in Höhe von etwas über einem Meter vom Boden weist keine Bilder auf und sollte ursprünglich vielleicht mit Teppichen verhängt werden. In seinem Aufsatz sieht Klose die vier Gestalten links, die er alle für männlich hielt, als die Evangelisten an, für die rechts der Madonna befindlichen Vorgänge auf dem unteren Streifen weiß er keine Erklärung zu geben. Die Abbildung, die er von den aufgedeckten Bildern auf der zweiten Tafel seines Aufsatzes beibringt, ist recht unvollkommen, zum Teil ganz mißverstanden, bot aber bisher die einzige Anregung, sich mit dem Werke zu beschäftigen und zum Versuch einer Erklärung zu gelangen.

Auch Lutsch gibt keine Erklärung und spricht bei seiner Schilderung nur von einem Turnier, ebenso wenig tun es Schätzke in seinem Burgenbuche und G. Malkowsky¹⁾. Dieses Schweigen ist auch ganz begreiflich. Sehen wir von der Figur der Gottesmutter, die sich selbst erklärt, und vorläufig auch von den vier Gestalten links von ihr ab, so ergibt sich auf den ersten Blick, daß die bildlichen Schilderungen rechts rein weltlichen Charakter tragen. Indem die kirchliche Kunst gewisse Gestalten der Bibel, der Kirchengeschichte und Legende immer und immer wieder darstellte, hat sie im Laufe der Zeit gewisse Typen geschaffen, die in Abwandlungen immer wiederkehren. Wenn es sich nicht um recht seltene Heilige und Bilder aus ihrem Leben handelt oder die sie bezeichnenden Beistücke bei plastischen Gestalten verloren gegangen sind, so haben wir meist die Möglichkeit, solche kirchliche Darstellungen zu erklären, und ein reiches Schrifttum von sogenannten Heiligen-

¹⁾ Schätzke, a. a. O. S. 74; A. Malkowsky, Schlesien in Wort und Bild, S. 158.

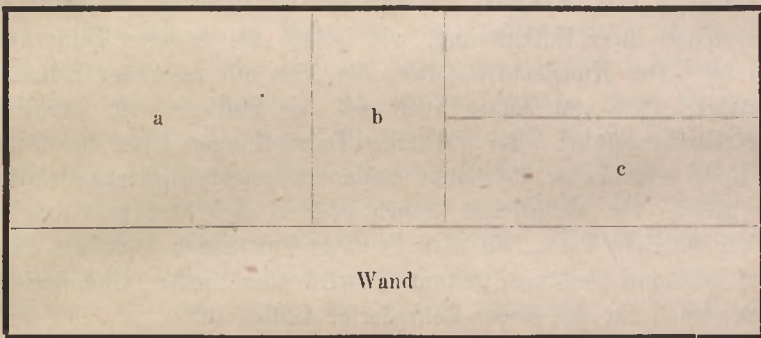
ikonographien bietet auch für seltenere die Mittel dazu. Anders bei weltlichen Darstellungen, mit Ausnahme der Miniaturen von Handschriften, durch deren Texte der Bildinhalt festgelegt ist. Hier war eine derartige Typenbildung fast ganz ausgeschlossen¹⁾. Daraus aber ergibt sich dann auch von selbst die Schwierigkeit, ja oft Unmöglichkeit, zu einer wissenschaftlich einwandfreien Erklärung weltlicher Bilder und Bilderfolgen zu kommen. Und zwar um so mehr, je weniger es zunächst feststeht aus welchem Kreise (Geschichte, Sage, Dichtung) die Vorgänge entnommen sind. Oft bringen ja Spruchbänder auf die Spur oder sagen ganz deutlich, um was es sich handelt; in manchen Fällen fehlen sie ganz oder widerstehen ihrer Entzifferung, wie beides bei unseren Bildern der Fall ist. Der Kunstschriftsteller, der sich mit religiöser Kunst beschäftigt, wird von selbst auch auf das Studium der kirchlichen Bilderkunde geführt. Bei weltlichen Darstellungen kann davon nicht die Rede sein, da es überhaupt keine umfassende Bilderkunde dieser Art gleich der kirchlichen geben oder es sich höchstens um Teilgebiete handeln kann. So wird es unter Umständen Sache des Zufalls sein, ob eine Deutung gewonnen wird oder nicht. Und das trifft gerade auch für die Bober-Röhrsdorfer Bilder zu.

In Bergners Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer findet sich ein Holzschnitt mit Darstellungen aus den Iweinbildern im Hessenhofe zu Schmalkalden²⁾. Unter anderem sieht man auf diesem Bruchteil, wie die trauernde Laudine am Totenbette ihres von Iwein getöteten Gemahls steht und diesen beklagt. Dieser Vorgang rief in mir die dunkle Erinnerung an eine ähnliche Darstellung hervor, ohne daß ich mir zunächst klar wurde, worum es sich handeln könnte, bis mir dann endlich unsere Bober-Röhrsdorfer Wandgemälde einfielen. Das Typische liegt hier in dem Vorgange selber, aber beide Bilder brauchten deshalb noch nicht dasselbe darzustellen. Daß es aber wirklich der Fall war, ergab sich bald bei der weiteren Vergleichung der beiden Bilderreihen und der Lesung der entsprechenden Stellen des Iwein von Hartmann von Aue. Durch meine Entdeckung veranlaßt, hat dann Herr Prof. Dr. Seger als Vorsitzender des Schlesischen Altertumsvereins vor allem für eine sachgemäße Aufnahme der freigelegten Bilder gesorgt. Das hierbei angewandte,

¹⁾ Zum Beweise, daß es doch dazu kommen konnte, sei auf die Rolandbildsäulen hingewiesen.

²⁾ 2. Bd. S. 593.

von Herrn Prof. Dr. Kautzsch angegebene Verfahren bietet jede nur mögliche Gewähr für wissenschaftliche Treue. Es besteht darin, daß die Umrisse der Bilder zunächst in voller Größe durchgepaust werden; die Pausen werden auf photographischem Wege verkleinert und die Verkleinerungen wieder angesichts der Originale farbig ausgeführt. Unsere Tafel bringt in starker Verkleinerung photographische Wiedergaben der im Besitz des Schlesischen Altertumsvereins befindlichen Aquarelle. Die Anordnung der Bilder an der Südwand des Turmes ist aus dem folgenden Schema zu ersehen. Der Schlesische



Plan der Gemälde der Südwand
(vergl. die Buchstaben der Bildtafel).

Altertumsverein beabsichtigt ferner, die noch unter der Tünche verborgenen Malereien aufdecken und in derselben Weise aufnehmen zu lassen, und er hat sich für diese ebenso mühsame wie kostspielige Arbeit der Zustimmung und Unterstützung des Herrn Reichsgrafen Schaffgotsch auf Warmbrunn versichert. Seit Kloses Veröffentlichung ist keine weitere Aufdeckung größeren Umfangs erfolgt. Nur an der Südwand hat vor Jahren ein Wirtschaftsschüler in freilich unbefugter und roher Weise die unter der Tünche hervorschim mernden Umrißlinien zweier gegen einander anreitenden Ritter und einer Doppelgruppe mit schwarzer Farbe nachgezogen. Nach diesem Machwerk sind die Textabbildungen Seite 83 und 85 hergestellt.

Wenngleich es natürlich erwünscht gewesen wäre, die vollständige Freilegung der Gemälde abzuwarten, so schien es bei der Bedeutung, die dieser Bilderkreis für Schlesien insbesondere, aber auch für den Niederschlag deutschmittelalterlicher Dichtung in der Kunst überhaupt

hat, doch angezeigt, schon jetzt einen Vorbericht darüber zu geben und die Öffentlichkeit auf ihn aufmerksam zu machen.

Hartmanns Epos Iwein erfreute sich einst großer Beliebtheit und Anerkennung. Dafür sprechen die zahlreichen Handschriften, die von ihm vorhanden sind, abgesehen von den Anlehnungen und Entlehnungen jüngerer Dichter¹⁾. Unter ihnen aber gibt es keine einzige, die mit Bildern geschmückt ist. An ihrer Stelle besitzen wir dagegen zwei Bilderfolgen, deren wichtigste und umfassendste sich in dem schon erwähnten Hessenhofe in Schmalkalden als Wandgemälde befindet²⁾.

Der Hessenhof lag ursprünglich im Mittelpunkt des Stadtteils von Schmalkalden, der sich jenseits des Grabens vor den Mauern der Altstadt entwickelte, und war zuerst wohl Sitz des langgräflich-thüringischen Verwalters, vom 14. Jahrhundert an Amtshaus des landgräflich-hessischen Verwalters, schließlich im 16. Jahrhundert zeitweilig Wohnsitz der Schwester des Landgrafen Philipp von Hessen. Die Wandgemälde befanden sich ursprünglich in einem mit einem Tonnengewölbe geschlossenen Raume des Erdgeschosses; durch die allmähliche Erhöhung der Straße ist er aber zum Keller geworden. Die Bilder bedecken in 5 Streifen das Tonnengewölbe, je zwei Wandstreifen darunter und das eine Bogenfeld. An dieser Stelle ist das Hochzeitsmahl bei der Vermählung Iweins mit Laudine dargestellt. Die Wahl des Gegenstandes erinnert uns an die Bilder des hl. Abendmahls oder der Hochzeit von Kanan in den Speisesälen von Klöstern und ist hier in ähnlicher Weise durch die Bestimmung des Zimmers als Trinkstube bedingt, wie es Weber nachgewiesen hat. Von dem ganzen Inhalt des 8166 Verse langen Gedichtes Hartmanns umfassen die Bilder die Verse 77 bis 3864, also noch nicht die Hälfte³⁾. Das erste Bild zeigt, wie sich König Artus mit seiner Gemahlin in die Kemenate zur Ruhe zurückzieht, das letzte erhaltene (etwa vier sind zerstört) führt den Drachenkampf vor. Die

¹⁾ Hartmann von Aue, herausg. v. Fedor Bech (in F. Pfeiffer, Deutsche Klassiker des Mittelalters) 3. Teil, Iwein oder der Ritter mit dem Löwen, 2. Aufl. S. XIV f. — Desgl. die Ausgabe von Emil Henrici 1. Teil S. XII ff.

²⁾ P. Weber, Die Iweinbilder aus dem 13. Jahrh. im Hessenhofe zu Schmalkalden (Lützows Zeitschr. f. bild. Kunst. Neue Folge 12. Jahrg.) 1901. — Derselbe in den Bau- u. Kunstdenkm. im Reg.-Bez. Kassel, 5. Bd. Kreis Herrschaft Schmalkalden, Textband S. 208 ff., Tafelband, Tafel 120—122. Marburg 1913.

³⁾ Vor dem Verse 3824 sind außerdem 900 Verse ausgelassen.

nach Webers Ausführungen dem 13. Jahrhundert angehörigen Gemälde sind zuerst von Dr. Otto Gerland als der Iweindichtung entnommen erkannt und erklärt worden¹⁾, während Hase in ihnen Vorgänge aus dem Leben der hl. Elisabeth sehen wollte²⁾.

Wir gehen zum zweiten Bilderkreis aus der Iweindichtung über, wenn wir überhaupt da von einem Kreis reden dürfen, da er nur zwei Bilder umfaßt. Aber gerade dieser Umstand erscheint wichtig, da er beweist, wie zwei ganz vereinzelte Bilder aus ihm an sich verständlich waren, und das spricht für die weit verbreitete Kenntnis des Inhalts. Unerörtert bleibt dabei vorläufig die Frage, ob sich diese Kenntnis gerade auf Hartmanns Gedicht stützen muß; wir kommen darauf noch später zu sprechen.

Hier handelt es sich um den sogenannten Maltererteppich in der städtischen Altertümersammlung in Freiburg i./B.³⁾. Dieser Teppich ist eine Stiftung des Freiburger Bankiers Johann Malterer, der ihn wahrscheinlich um 1330 anfertigen ließ und dem Katharinenkloster daselbst widmete. Am Anfang und Ende sehen wir das Maltererwappen, zwischen ihnen, wie sie in Vierpässen, folgende Darstellungen. 1a Simson den Löwen tötend. 1b Simson unter dem Scheermesser der Delila, 2a der weise Aristoteles mit Phyllis kokettierend, 2b Aristoteles von Phillis als Reittier benützt, 3a Virgil schleicht sich zur Tochter des Kaisers Augustus, 3b er wird von ihr im Korbe in halber Höhe des Turmes dem Gespötte der Menge preisgegeben, 4a Iwein kämpft mit Askalon am Zauberbrunnen, 4b Iwein wird von Lunete zu Laudine geführt. 5. Eine Jungfrau mit dem Einhorn. Im Zusammenhange mit den übrigen Bildern erscheint also hier auch Iwein als einer von den tapferen, starken oder weisen Männern, die durch irdisch-sinnliche Liebe zum Weibe verführt werden. Dieser gegenüber steht die himmlische Liebe, die durch die Jungfrau mit dem Einhorn, dem Sinnbilde der Jungfrauenschaft, verbildlicht ist⁴⁾.

¹⁾ Dr. Otto Gerland, die spätromanischen Wandmalereien im Hessenhofe zu Schmalkalden. Leipzig 1896.

²⁾ Schnütgens Zeitschrift für christl. Kunst, Düsseldorf 1893, Bd. II Spalte 121—128.

³⁾ H. Schweitzer, die Bilderteppiche und Stickereien in der städt. Altertümersammlung zu Freiburg i./B. S. 35 ff. der Zeitschrift Schau-ins-Land des Breisgauvereins Schau-ins-Land, 31. Jahrgang 1904.

⁴⁾ Im Gegensatz zu dem Verfasser des angeführten Aufsatzes halte ich die Anna, deren Name zu beiden Seiten des ersten Wappens steht, nicht für

Der Vergleich der Hessenhofbilder mit den beiden Iweinbildern auf dem Maltererteppich läßt sofort erkennen, daß hier, wie schon im allgemeinen erwähnt, von Typenbildung nicht die Rede sein kann. Dort kämpfen Laudinens Gemahl und unser Held zu Pferde miteinander, hier zu Fuß; dort ruht das viereckige Becken des Zauberbrunnens auf vier Säulen (zwei sichtbaren), während das Schöpfgefäß an einem Baume hängt, hier erscheint der Brunnen amboßartig, ein rundes Becken auf viereckigem Sockel, aus dem unten Wasser herausfließt. Eine dritte Abwandlung zeigen unsere Bober-Röhrsdorfer Gemälde, denen wir uns jetzt zuwenden.

Zum besseren Verständnis der dargestellten Vorgänge sei kurz der Inhalt der bezüglichen Stellen aus Hartmanns Werke angeführt: Am Hofe des Königs Artus erzählt Ritter Kalogreant, wie er im Walde von Breziljan den Zauberbrunnen gefunden und dort von dem Herrn des Waldes, einem gewaltigen Ritter, besiegt worden sei. Noch ehe Artus, der mit all seiner Macht zu dem Abenteuer ausziehen will, sein Unternehmen in Angriff nimmt, macht sich Iwein heimlich auf den Weg. Wie Kalogreant trifft er mit dem Ritter, der kein geringerer als König Askalon ist, zusammen und verwundet diesen auf den Tod. Während der Sterbende noch den Burghof erreicht, wird Iwein zwischen dem äußeren und inneren Tore eingeschlossen. Seine Rettung vor den Bewohnern der Burg verdankt er nur dem Mitleid Lunetens, des Kammerfräuleins der nun verwitweten Königin Laudine, indem jene ihm einen unsichtbar machenden Zauberring gibt. Unsichtbar sieht er dann von einem Ruhebette aus, wie Laudine um den Gefallenen klagt, und die Liebe zu der schönen Frau zieht in sein Herz ein. (V. 1—482) Daß unser Held dann, wieder mit Hilfe Lunetens, die Hand der Witwe erwirbt, sei nur noch ergänzend bemerkt. Im Hessenhofe sind diesem Teile des Epos sechs Bilder entnommen. Iwein trinkt am Zauberbrunnen, er kämpft mit Askalon, er verfolgt ihn in seine Burg, Lunete reicht ihm den Zauberring. Laudine beklagt den Toten, die Mannen des Königs suchen vergeblich nach dem unsichtbaren Iwein. Der Maltererteppich enthält daraus, wie schon gesagt, den Kampf am Zauberbrunnen, und wie Iwein von Lunete zu der Königin geführt wird.

Durch eine Anzahl blattförmig gebildeter Bäume ist unser Bildstreifen in vier Teile geteilt, 1. ein Ritter, 2. eine liegende Gestalt, über die sich eine zweite neigt, 3. ein sitzender Ritter, zu dessen Füßen ein oben vierseitig umrahmter Gegenstand sichtbar ist, 4. ein

die Gemahlin des Malterer, sondern für die eine seiner drei Schwestern, die im Katharinenkloster Nonne war. Bei der Gattin müßten wir ihr Familienwappen voraussetzen. Gerade der Bilderkreis scheint auf den Beruf der Nonne hinzuweisen. Während die sinnliche Liebe, wie die Bilder zeigen, unholdo Folgen nach sich zieht, hat sich Anna als ewig jungfräuliche Ordensschwester der wahren himmlischen Liebe zugewandt. Möglich, daß die Stiftung des Teppichs bei ihrem Eintritt in das Kloster erfolgte.

Kampf zweier Ritter. Der letzte Ritter trägt als Helmschmuck ein fuchsartiges Tier. Derselbe Helm wiederholt sich über der liegenden Gestalt. Daraus geht hervor, daß diese beiden ein und dieselbe Person darstellen müssen. Aus der gleichen Farbe des Lendners (karmoisin) geht aber auch hervor, daß der sitzende Ritter und der andere kämpfende gleich zu setzen sind. Während dieser den rechten Arm mit dem nicht mehr erkennbaren Schwerte zum Schlage aufgehoben hat, zieht sein Gegner erst sein Schwert. (Vgl. Iwein V. 1018 f. *dô muosen si beide zücken diu swert von den sîten.*) Daraus erklärt sich seine Niederlage, die durch sein Daliegen in dem zweiten Bilde noch erkennbarer wird. An einem Baume ist sein Schwert aufgehängt, über seinem Haupt, wahrscheinlich an dem mittleren Baume mit voller Krone befestigt, ein Schild (nach Klose mit einem Hirsch). Besonders fesselt der sitzende Ritter. Sein geneigtes Haupt ruht auf der Rechten; die sich auf das Schwert stützt, während die linke seinen entsprechenden Unterschenkel umfaßt hält. In der ganzen Gestalt drückt sich innige Teilnahme aus. Gegenstücke dazu bieten öfters die Gestalten Mariä und des Evangelisten Johannes unter dem Kreuze¹⁾. Die Teilnahme des Ritters wendet sich sichtlich den beiden mittleren Gestalten zu, und so gehört er mit zu dieser Gruppe und scheidet als selbständiges Bild aus. Unwillkürlich denkt man an Iwein, der, unsichtbar, Laudine belauscht, und in dessen Herz die Liebe zu der schönen Frau einzieht, ganz der Dichtung entsprechend.

dâ ersach si der herre Iwein
und dâ was ir hâr und ir lich
sô gar dem wunsche gelich,
daz im ir minne
verkehrte die sinne²⁾.

In dem Epos geht das alles allerdings in der Burg vor sich. Daran dürfen wir uns aber nicht stoßen. Der Meister der Bober-Röhrsdorfer Bilder hat eben alles auf die einfachste Formel gebracht. Nun erklärt sich auch der Gegenstand zu seinen Füßen, mit dem Klose nichts anzufangen wußte. Er ist nichts anderes als der Zauberbrunnen, um den die beiden Helden kämpfen, und so gehört

¹⁾ Vgl. z. B. die Marien- und Johannesfigur bei A. Schultz, Schlesiens Kunstleben im 13. u. 14. Jahrh. Breslau 1870, Tafel 6 (14. Jahrh.). Über die Bedeutung der Gebärdensprache im Mittelalter: Bergner, Handbuch d. kirchl. Kunstalt. in Deutschland. S. 435.

²⁾ Vers 1332 ff.

er zu der rechten Gruppe. Die Bäume um ihn sollen den Wald Breziljan vorstellen. Wie der kämpfende Iwein hat auch der Ritter links ein weißes Roß, und wir dürfen in ihm wohl auch diesen Helden sehen, vielleicht wie er auf dem Wege nach dem Zauberswalde begriffen ist. Anstößig erscheint ja allerdings die Aufeinanderfolge der drei Vorgänge in der Anordnung 1—3—2. Doch mag das aus kompositionellen Gründen geschehen sein: rechts und links die Berittenen, in die Mitte gerückt der Hauptvorgang: die Klage Laudinens um den verstorbenen Gemahl und der beobachtende



Kampf Iweins mit Key.

Iwein¹⁾. Leider sind gerade diese Gestalten arg zerstört. Askalon stützt sich unbekleidet auf den linken Arm. Das scheint eher für einen Schlafenden zu sprechen. Doch finden wir dasselbe Motiv bei der zweiten Figur unter den vier Einzelfiguren links, und diese ist wie die drei anderen unbedingt als ein Toter anzusehen. Wir kommen noch darauf zurück.

In den neu aufgedeckten Teilen der Westwand sehen wir oben zwei gegeneinander mit Lanzen anstürmende Ritter, deren einer fast völlig zerstört ist. Der andere trägt als Helmschmuck wieder ein fuchsartiges Tier²⁾. Als Askalon darf er aber keineswegs erklärt werden. Vielmehr haben wir in ihm hier sicher Iwein selbst zu sehen. Als Besieger Askalons hat er das Recht, dessen Abzeichen zu führen. Das beweist uns eine Stelle des Meleranz von dem

¹⁾ In den Hessenhofbildern geht umgekehrt wie bei den anderen Reihen die Vorgangsfolge im fünften Streifen von rechts nach links. (Weber, Kunstdenk. d. Reg.-Bez. Kassel, a. a. O. S. 213).

²⁾ Auf unserem Bilde ungenau wiedergegeben.

Pleier¹⁾. Godonas, den Meleranz besiegt, führte auf seinem Helm (und auf dem Knopf seines Zeltes) einen goldenen Adler. Nun heißt es an der angeführten Stelle:

Den arn truoc Godonas,
des dez gezelt ê was
ûf sinem helm, der kuene man.
den schilt solt nû ze rehte hân
Meleranz der wigant.

So hat auch Iwein Schild (Helmschmuck) und Land des Askalon erstritten. Einen weiteren Beleg bietet auch der Bilderkreis des Hessen-



Iwein und der Riese Harpin.

hofes. Dort ist in der fünften Reihe dargestellt, wie Iwein den Ritter Key im Speerkampf aus dem Sattel wirft. Links davon reitet er als Sieger hinweg und führt dabei einen Adler im Schilde, denselben, den Askalon in der zweiten Reihe als Wappen hat. Wenn wir so in dem linken Ritter Iwein zu sehen haben, so dürfen wir wohl der Folge der Ereignisse nach in unserem Vorgange den Kampf mit Key erblicken. Dem Gedichte nach ist König Artus, kaum daß Held Iweins Hochzeit beendet ist, aufgebrochen, um gleichfalls das Abenteuer am Zauberbrunnen zu bestehen. Unbekannt eilt Iwein herbei und sticht Key vom Pferde, der vorher über ihn gespottet hatte²⁾.

Es bleibt nun noch die Doppelgruppe unter dem Zweikampfe zu betrachten. In dem großen hockenden Manne in phantastischer

¹⁾ Herausg. v. Karl Bartsch (Biblioth. des liter. Vereins in Stuttgart, 60. Bd.) S. 295. Vgl. außerdem R. von Retberg, Die Geschichte der deutschen Wappenbilder (Frankf. a. M. 1888) S. 8.

²⁾ Iwein, V. 2454 ff.

Tracht und mit dem Spitzhelm auf dem Haupte haben wir ersichtlich einen Riesen vor uns. Dafür spricht neben seiner Größe vor allem die Keule in seinem rechten Arm¹⁾. Das Schwert unseres Riesen bildet allerdings eine Ausnahme. Ganz klar ist der Zusammenhang der Gruppe nicht. Doch wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Riese von dem Ritter, der ihn am Handgelenk faßt, besiegt ist, und nun, vom Kampf ermattet, den Todesstoß erwartet. Die drei Jünglinge zu Pferde drücken in ihren Gebärden die Freude über diesen Sieg aus, und damit gibt sich der Vorgang ebenfalls als eine, wenn auch freie Übertragung aus Hartmanns Epos in die Sprache der bildenden Kunst zu erkennen²⁾. Es handelt sich um den Riesen Harpin. Der hat die sechs Söhne des Burgherrn, zu dem Iwein nach seinem Abschied von Laudine gekommen ist, gefangen genommen, zwei getötet und das Land verheert, weil ihm jener die Hand seiner Tochter verweigert hatte. Am anderen Tage besteht Iwein den Kampf gegen Harpin, der die Gefangenen auf Pferden gebunden mit sich führt, und tötet ihn mit Hilfe seines Löwen³⁾. Statt vier sind hier nur drei Jünglinge dargestellt.

Endlich findet sich die Einzelfigur eines mit der Lanze anstürmenden Ritters in Höhe von 1,07 vom Fußboden an der Nordwand zwischen der Nordwestecke und der Aborttür. Natürlich gestattet sie in ihrer Vereinzelung keine Deutung.

Wir wenden uns nun den nicht zum Iweinkreis gehörigen Bildern zu. Links von der Madonna erblicken wir je einen jugendlichen Adligen in Friedenstracht; der erste links steht einer Frau, der zweite einer Jungfrau gegenüber. Die Hände sprechen echt mittelalterlich eine beredte Sprache. Leider spotten die Reste der Buchstaben auf den Spruchbändern zwischen ihnen vorläufig noch und wahrscheinlich für immer jeder Erklärung. Unter anderen bogenförmig angeordneten Spruchbändern zeigen sich über eine Brüstung gelehnt vier nackte

¹⁾ Vgl. die 3 Riesen der Waldgemälde des Schlosses Runkelstein von 1388. Seelos u. Zingerle, die Wandgemälde von Runkelstein. Wien; auch im Hessenhofe führt der Riese in der ersten Bilderreihe eine solche Keule. A. Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. 2. Bd. S. 183.

²⁾ Den Hinweis darauf verdanke ich Herrn Prof. Dr. O. Warnatsch in Glogau. Möglich ist es allerdings auch, daß wir in unserem Bilde eine Abwandlung von Hartmanns Darstellung vor uns haben, vielleicht daß Iwein den schlafenden Riesen zum Kampfe weckt.

³⁾ Iwein 4357 ff.

menschliche Gestalten. Die Brüstung selbst ist durch eine Bogenlinie in eine hellere und dunklere Hälfte geteilt. Oben schöne, ihres Lebens sich freuende junge Menschen, unten Tote, die in ihren Stellungen wie unter einem Drucke zu stehen scheinen¹⁾. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir annehmen, daß wir im Sinne des hodie mihi, cras tibi eine der im Mittelalter beliebten moralisierenden Darstellungen vor uns haben. Am bekanntesten ist der eine Teil des Triumphes des Todes im Campo santo zu Pisa. Da zeigt sich uns ganz rechts vor einem grünen Hain eine Gruppe vornehmer Männer und Frauen, von weltlichen Gedanken erfüllt, während von links der Tod als altes schreckliches Weib (*la morte*) mit der Sense heranfliegt, unter ihr in wirrem Durcheinander Gestorbene aus allen möglichen Ständen liegen. Ich weise dann noch als weiteren Vergleichsstoff auf die seit Dürer in Aufnahme gekommenen Darstellungen von Liebespaaren hin, zu denen der Tod unbemerkt herantritt. Als Predigt von der Vergänglichkeit alles Irdischen hat dieser Teil unserer Wandbilder mit den Iweindarstellungen nichts zu tun. Eine Erklärung für ihre Anbringung an dieser Stelle kann aber versucht werden. Diese Bilderpredigt war ursprünglich in der Ecke des Gemaches, dort, wo die verschwundene Querwand an die Südmauer anstieß. Die Breite des Bildes von der Ecke bis zu dem Marienbilde beträgt 2,30 m. Das ist etwa die Länge eines Bettes oder die Breite eines Doppelbettes, in welchem der Herr mit seiner Gattin zusammen zu schlafen pflegte²⁾. Jedenfalls war die Ecke zur Aufstellung des Bettes sehr geeignet, und von ihm aus hatte er die mahnende Bildpredigt immer vor Augen. Unserer Annahme gibt nun das Marienbild eine weitere Stütze, das sonst aus dem Ganzen herausfällt. Darnach war es gerade neben der Schlafstelle angebracht, und zu seinen Füßen mögen der Hausherr und seine Frau des Morgens und Abends niedergekniet sein, um ihre Gebete zu verrichten; dann hatte die Freude am ritterlichen Leben, wie sie aus dem sonstigen Wandschmuck des Gemaches spricht, ihre Berechtigung.

Die Umrisse sind schwarz auf dünnem Kalkgrund aufgetragen und dann mit den Lokalfarben ausgefüllt worden. Das Ganze trägt Reliefcharakter, nur bei dem Zauberbrunnen, der sitzenden Gestalt und den Bäumen haben wir den schlichten Versuch einer Vertiefung

¹⁾ Ich erinnere daran, daß im Mittelalter der Tod und die Toten nicht als Gerippe, sondern als eingetrocknete Leichname dargestellt wurden.

²⁾ A. Schultz, *Höf. Leben*, Bd. S. 81.

in der Fläche vor uns. Diese Beobachtungen geben uns noch keinen Beweis für das Alter der Wandgemälde. Über dieses befragen wir am besten die Trachten der dargestellten Gestalten¹⁾. Die Ritter tragen den Topf- oder Kübelhelm, der auf dem Körper ruht und dem Haupt Bewegungsfreiheit gestattet. Diese Form findet sich von den letzten Jahrzehnten des 13. bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts²⁾. Die schlechte Erhaltung der Bilder läßt Einzelheiten nicht erkennen, desgleichen nicht, ob Helmdecken vorhanden waren; die Gestalt Iweins mit Askalons Helmschmuck scheint allerdings keine aufzuweisen, dagegen finden wir kurze Helmdecken bei dem später noch näher zu behandelnden Wappen in der nördlichen Fensternische. Sie kommen verhältnismäßig spät auf; in Schlesien finden wir sie vielleicht schon 1281, sicher 1312³⁾. Den wesentlichen Schmuck der Helme bildet die Helmzier oder das Kleinod (Zimier), in unserem Falle der Fuchs (dreimal) und das Rad auf dem Wappen in der Fensternische. In Schlesien kommt eine solche auf Fürstensiegeln 1253 zuerst vor, erhält sich natürlich über die Zeit des Topfhelmes hinaus⁴⁾. Auch die Rüstung, die wir natürlich als Kettenpanzer anzusehen haben, läßt Einzelheiten nicht erkennen. Nur bei dem kämpfenden Askalon fallen die Streifen an Armen und Beinen auf. Sie finden sich auch auf einzelnen Blättern der Hedwigslegende⁵⁾, ebenso auf der bekannten Darstellung Herzog Heinrichs IV. in der großen Heidelberger Minnesingerhandschrift und bei anderen Rittern derselben. Diese Streifen bestanden aus Leder, das die Fugen

¹⁾ Klose setzt die Gemälde in die Mitte des 14. Jahrh. (a. a. O. S. 604); Zimmer in seinem Nachtrage zu dessen Aufsatz glaubt sie noch 100 Jahre zurückdatieren zu können (S. 606). Da Lutsch (a. a. O. S. 472) als Bauzeit des Turmes etwa den Ausgang des 15. Jahrh. ansieht, so müßten sie danach bedeutend jünger sein. Malkowsky (a. a. O. S. 158) nimmt dessen Mitte an, Schätzke (a. a. O. S. 74) verhält sich in der Frage neutral und berichtet nur die verschiedenen abweichenden Ansichten.

²⁾ Für Schlesien wichtig ist vor allem der Aufsatz von E. Roehl, Über die Bildnissiegel der schles. Fürsten im 13. und 14. Jahrh. (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. und Altert. Schl. 26. Bd. 1892. S. 305. Weitere Beispiele Luchs, Schles. Fürstenbilder des Mittelalt. Breslau 1872 Tafel 3, 24, 25, 26, 28, 29 a.

³⁾ Roehl, a. a. O. S. 309.

⁴⁾ Roehl a. a. O. S. 306, vgl. auch die angeführten Fürstengrabbmäler aus Luchs, Fürstenbilder, sowie die Schlachtenbilder der Hedwigslegende von 1353 (Herausgeg. von Wolfskron, Wien 1846, ehemals Schlackenwerther, jetzt von Gutmannscher Kodex).

⁵⁾ A. a. O. Blatt 19, Blatt 40.

zwischen den Ringen bedeckte¹⁾. Der sitzende und links heranreitende Iwein scheinen das Härsenier, eine Art Kapuze, die am Panzer hing, über den Kopf gezogen zu haben. Bei letzterem ist der Helm, unklar wo angebracht, rechts davon sichtbar. Dagegen trägt Iwein in dem Vorgange mit dem Riesen eine Eisenkappe, wie sie vor der Entwicklung des Topfhelms allgemein war²⁾. Die Schilde haben die Dreiecksform des 13. und 14. Jahrhunderts, wie wir sie überall auf Grabsteinen und Siegeln sehen. Auffällig ist die Breite des Schildes in der Fensternische, so daß er, abgesehen von der Rundung der Seiten, wie ein gleichseitiges Dreieck erscheint. Doch hat auch das in den schlesischen Fürstensiegeln Gegenstücke³⁾.

Die Pferde haben teilweise Pferdedecken, teilweise nicht. Das entspricht den Darstellungen der Heidelberger Minnesingerhandschrift⁴⁾. In Frankreich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufgekommen, ist der Brauch in Deutschland auf Reitersiegeln erst in den achtziger und neunziger Jahren des Jahrhunderts nachzuweisen. Ganz vereinzelt ist das Siegel Wladislaus' von Oppeln mit solchen vor 1262, dann vergehen beinahe siebenzig Jahre, ehe sie auf dem Siegel Boleslaus II. 1329 erschienen⁵⁾. Vor den zwanziger Jahren dürften also unsere Bilder kaum entstanden sein.

Ich habe bisher hauptsächlich schlesische Denkmäler zum Vergleich herangezogen. Das Gesagte gilt aber für Deutschland überhaupt und beweist, daß unser Land in der Entwicklung der ritterlichen Tracht nicht etwa nachgehinkt ist. Besonders sprechen dafür auch die vergleichsweise schon angeführten Bilder der Heidelberger Minnesingerhandschrift⁶⁾. Diese ist in den ersten zehn bis fünfzehn Jahren des 14. Jahrhunderts entstanden, die letzten Nachträge reichen bis 1330, höchstens 1340 hinauf⁷⁾. Auch die vier Gestalten links von der Marienfigur stimmen in Tracht, Haltung

¹⁾ A. Schultz, hof. Leben, 2. Bd. S. 36, von Wolfskron a. a. O. Text Spalte 113.

²⁾ In der spitzen Eisenkappe des Riesen sowie überhaupt in dessen Kleidung scheint der Maler absichtlich ältere Motive verwendet zu haben.

³⁾ Roehl, a. a. O. S. 311.

⁴⁾ v. Oechelhäuser, die Miniaturen der Universität zu Heidelberg S. 388. Sie fehlen bei N. 50 und 73.

⁵⁾ Roehl, a. a. O. S. 316 f.

⁶⁾ Vgl. außer dem Werke von Oechelhäuser K. Zangemeister, die Waffen, Helmzierden und Standarten der großen Heidelb. Bilderhandschrift.

⁷⁾ Westdeutsche Zeitschrift VII. 1888.

und Gebärde mit zahlreichen Frauen und Männergestalten der Handschrift in Friedenstracht überein, die sie als Mitglieder des Adels erkennen lassen. Ich nenne als Beispiele nur das Bild des von Kürenberg, auch die Frau auf dem Bilde des Dietmar von Aist. Ein Eingehen auf Einzelheiten der Tracht erübrigt sich hier. Das Miparti, das uns bei den beiden Männern entgegentritt, hat sich noch lange erhalten. Von Frankreich her kam seit den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts die Mode auf, die Kleider enger zu gestalten und kürzer zu machen¹⁾. Wenn wir diese neue Tracht in den Bildern der Hedwigslegende sehen, die Nikolaus von Preußen 1353 schuf, so ergibt sich neben den anderen in den letzten Abschnitten dargelegten Gründen, besonders den Ausführungen über die Pferdedecken, daß unsere Bilder nur von dem dritten bis in das fünfte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts entstanden sein können.

Dem entspricht auch der stilistische Charakter unserer Bilder, wenngleich ihre schlechte Erhaltung gerade dieser Bewertung Schwierigkeiten entgegengestellt. Auf die Ähnlichkeiten der vier Männer- und Frauengestalten mit denen der Heidelberger Handschrift habe ich schon hingewiesen. Ihnen gegenüber wird man unsern Gestalten allerdings eine größere Eleganz, besonders den beiden seitlichen Figuren, zusprechen dürfen. Hauptsächlich in Betracht kommt aber die große Marienfigur. Leider versagt gleichzeitiger Vergleichungsstoff fast völlig. Das älteste Tafelbild, die Polaintafel in der Barbarakirche zu Breslau mit dem Schmerzensmann und Johannes dem Evangelisten, ist von 1309²⁾. Wie Schlesien politisch mehr und mehr von Böhmen abhängig wurde, so gewann im Laufe des 14. Jahrhunderts auch die böhmische Kunst wachsend auf die schlesische Malerei Einfluß. Schon die Hedwigslegende steht völlig unter ihm. Dann sprechen davon einzelne jüngere Tafelbilder des 14. Jahrhunderts: die Madonna des Bischofs Przeslaus von Pogarell, eine nahe Verwandte der um 1370 entstandenen Madonna im Stift Hohenfurth in Böhmen³⁾ und eine hl. Anna selbdritt aus Striegau, im Diözesanmuseum und im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau und

¹⁾ B. Köhler, allgem. Trachtenkunde III. 2. Abt. S. 50.

²⁾ Unvollkommene Abb. Luchs, Romanische und got. Stilproben aus Breslau und Trebnitz (Breslau 1859) Tafel III, 1 und X. Bericht des Provinzialkonservators über seine Tätigkeit vom 1. Jan. 1913 bis 31. Dez. 1914 Tafel I.

³⁾ Abb. Fritz Burger, die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance (Handbuch der Kunstwissensch.) S. 142.

ein Dreifaltigkeitsbild (Gnadenstuhl) ebenfalls im Diözesanmuseum¹⁾. Endlich die mit dem aus Glatz stammenden Erzbischof Arnestus von Prag († 1364) in Verbindung stehende Madonna im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin²⁾. Man wird nicht fehl gehen, wenn man auch bei unserm Bilde schon böhmische Einwirkung sieht. Merkwürdig erscheint das Haar der Jungfrau, vielleicht dürfte es aber zum Teil als ein Netz anzusehen sein, aus zierlichstem Goldwerk, wie es die Kronen der Madonnenbilder und andere der böhmischen Schule zeigen. Dazu kommen die mächtigen Heiligenscheine. Während dagegen das Kind bei jenen in Haltung und Bewegung durchaus genreartig kindliches Wesen zeigt, ist bei uns mehr das Göttliche betont, und es stellt so einen älteren Typus dar. Dasselbe gilt von seiner Bekleidung, wohingegen, mit Ausnahme der Glatzer Madonna, sonst die Christusknaben unbekleidet sind. Damit erhalten wir die Berechtigung, die Marienfigur und mit ihr den ganzen Bilderkreis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts setzen zu dürfen, und das entspricht den schon vorher gemachten Feststellungen.

Ob eine oder mehrere Künstlerhände in Bober-Röhrsdorf schöpferisch tätig gewesen sind, läßt sich nach dem bisherigen Bestande nicht feststellen; das kann erst nach der völligen Aufdeckung eine stilkritische Untersuchung aufzuklären versuchen. An die Bestimmung eines Künstlernamens ist selbstverständlich niemals zu denken. Wohl aber kann der Versuch unternommen werden, dem Besitzer des Wohnturmes und Auftraggeber der Wandbilder nachzugehen. Schriftliche Quellen versagen allerdings vollständig für die Zeit ihrer Entstehung. Erst 1461 wird als Besitzer des Dorfes ein Hans von Rade genannt³⁾. Anstelle der fehlenden Urkunden tritt nun aber die schon erwähnte Wappendarstellung, die sich an der rechten Seite der nördlichen Fensternische findet. Klose scheint sie entgangen zu sein, wenn sie nicht erst später aufgedeckt worden ist; auch sonst hat sie bisher keine Erwähnung erfahren. Das Bild zeigt, schrägrechts geneigt, einen Dreiecksschild, dessen oberer Rand länger als seine Achse ist. Im blauen Schilde erblicken wir ein achtspeichiges

¹⁾ Abbildungen in Schles. Vorzeit in Bild und Schrift, neue Folge 5. Bd. 2. und 3. Tafel und S. 73.

²⁾ Abb. zu dem Aufsatz von K. Chytil, das Madonnenbild des Prager Erzbischofs Ernst im Kaiser Friedrich-Museum (Jahrbuch d. Kgl. Preuß. Kunstsammlungen 23. Bd.) Berlin 1907 und bei Burger, a. a. O. S. 144.

³⁾ Klose, a. a. O. S. 597; nach Schätzke a. a. O. S. 74 um 1400.

rotes Rad. Auf dem linken Obereck des Schildes ruht ein Kübelhelm mit kurzen schwarz-weißen Helmdecken. Als Kleinod wiederholt sich das rote Rad; auf ihm ist oben eine Figur angebracht, die zunächst schwer zu erklären scheint, da der obere Teil zerstört ist. Man muß sie wohl für einen Federschmuck halten, vielleicht aber auch für hochstrebendes Wasser, wofür besonders auch die bläulich-weiße Farbengebung sprechen könnte. Ganz unerklärlich bleiben drei Buchstaben C I L unter einem kleineren, bläulich ausgefüllten Kreis, von denen es mir, wegen ihrer Form, überhaupt sehr zweifelhaft erscheint, ob sie ursprünglich sind. Sonst ist die ganze Wappendarstellung ihrem Stile nach jedenfalls als den Wandbildern gleichzeitig anzusehen.

Eine ähnliche Darstellung findet sich in der bekannten Hedwigslegende, die dadurch von Wichtigkeit ist, daß sie 1353, nicht allzulange nach unseren Bildern, entstanden ist. Auf dem Blatte 5, das den Ansturm der christlichen Ritter gegen die Tataren darstellt, reitet rechts vom Herzoge Heinrich II. ein Ritter, der in rotem Schilde ein weißes Rad mit unregelmäßig gezeichneten Speichen führt; über diesem nach der linken Schildecke zu mehrere gebogenen Linien, die wie Hahnenfedern aussehen, aber ebenso gut auch als Wasser zu erklären sein können, besonders, wenn man das Rad als Mühlrad erklären will. Das Schildbild wiederholt sich dann in gleicher Weise als Helmzier über den roten Helmdecken. Ganz ähnlich ist der Federschmuck an dem nicht ganz klar deutbaren Helmschmuck des Ritters an der Nordwand unseres Wohnturmes. Trotz des Farbenunterschiedes möchte ich beide Wappen, das des Wohnturmes und das der Hedwigslegende, als identisch ansehen, da auch sonst die Farbengebung der Schildfelder und Wappenbilder bei diesem Bilde und dem folgenden von der üblichen mehrfach abweicht und hier eigentlich nur eine Farbenumstellung vorliegt, wenn man Blau und Weiß als verwandt und mit einander wechselnd ansehen darf. So erscheint z. B. der schwarze schlesische Adler im herzoglichen Wappen hier wie auch sonst vielfach in der Legende in grauem Felde, die Helmdecken gar grün. Heut gelten diese Wappenbilder nicht mehr wie früher als Quelle dafür, welche adligen Geschlechter an der Schlacht von 1241 teilgenommen haben, sondern höchstens als Niederschlag der seit einem Jahrhundert entstandenen Überlieferung¹⁾. Am besten wird man aber tun, darin eine bild-

¹⁾ H. Luchs, Über die Bilder der Hedwigslegende. Festschrift der

liche Auszeichnung von schlesischen Familien zu sehen, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts einzelnen Zweigen des Piastenhauses, besonders der Brieger Linie, nahestanden.

Nun führen mehrere schlesische Familien Räder im Wappen. Wolfskron weist auf die Weichsner, Jalowka und Spiller hin, von denen letztere als Helmzier einen Mühlstein und Federn führen¹⁾. Tatsächlich wissen wir, daß vor 1672 ein Dorfanteil von Bober-Röhrsdorf einem Spiller gehört hat²⁾, und das Dorf Spiller, von dem das Geschlecht den Namen hat, ist in der Luftlinie nur 7 km. von der Mitte von Bober-Röhrsdorf entfernt. Dagegen aber spricht das Schildbild, eine weiße Lilie und Rose in rotem Felde³⁾. Luchs (a. a. O.) rät ebenfalls auf Jalowka oder auch auf Muchawsky. Da die Betsch und Jesor (Jeser) Zahnräder führen, kommen sie hier nicht in Betracht⁴⁾. Jedenfalls läßt sich so für unser Wappen von dem der Hedwigslegende aus keine Erklärung finden. Seine Farbengebung hat dazu geführt, daß die bisherigen Erklärer an dem Radwappen einer bekannten Adelsfamilie vorübergegangen sind; nämlich dem der Herren von Redern. Diese führen in blauem Schilde ein achtspeichiges silbernes Wagenrad, auf dem Helm einen Pfauenschweif mit demselben Rade⁵⁾. Wir haben in ihm ein redendes Wappen vor uns: *Redir, de rotis*. In Bober-Röhrsdorf ist ja allerdings das Rad rot; damals aber waren die Farben noch nicht fest bestimmt, und wir haben in dem Rot sicher nur einen Ersatz für die braune Naturfarbe des Rades zu sehen, das dann später das vornehmere und heraldisch richtigere Silber erhielt. Dem Geiste jener Zeit haben es wir auch zuzuschreiben, daß der Federschmuck — als solchen haben wir jetzt das unbekannte Etwas anzusehen — auf dem Rade befestigt ist. So wuchsen ja auch die Pfauenfedern der schlesischen Piasten aus dem mit dem Adler bemalten halbkreisförmigen Brett heraus, und ebenso ist es sicher auch mit den

städtischen Töcherschule zu St. Maria-Magdalena in Breslau zum fünfzigj. Jubiläum der Universität Breslau (Breslau 1867) S. 5 f.

¹⁾ Wolfskron, a. a. O. Spalte 124

²⁾ Klose, a. a. O. S. 598

³⁾ Sinapius, Schles. Curiositäten I. Bd. S. 923; Lucae, Schles. curios. Denkwürdigk. — anderer Teil S. 1851.

⁴⁾ Sinapius, a. a. O. I. Bd. S. 259, 491. Pfortenhauer, Schles. Siegel von 1250—1300 Abt. B. Tafel 10 und 12 D und E.

⁵⁾ Sinapius, a. a. O. S. 121, 123 f.

Federn auf dem Rade in der Hedwigslegende gemeint, nur daß hier falscherweise die Federn auch in den Schild hineingezeichnet sind. Erst später mag der Federschmuck mit dem Rade belegt worden sein. Wenn endlich ein Hans von Rade, wie schon bemerkt, als Besitzer von Bober-Röhrsdorf 1461 genannt wird und ein Teil des Dorfes 1583 von Heinrich von Redern auf Waltersdorf an Kaspar Nimptsch aufgelassen wird¹⁾, so schließt sich die Kette des Beweises, daß wir in einem Redern den Besitzer des Wohnturmes und Auftraggeber der Gemälde zu sehen haben. Der Frage, ob es möglich ist, ein bestimmtes Mitglied dieser Familie festzustellen, werden wir im Anschluß an den nächsten Abschnitt näher treten.

Wer aber auch der Besitzer von Bober-Röhrsdorf gewesen sein mag, das eine beweisen die Wandgemälde sicher, daß er Beziehungen zur höfischen deutschen Dichtung gehabt hat. Hat er Hartmanns Werk gekannt? Weber neigt sich in seinem Aufsatz über die Schmalkaldener Wandbilder der Ansicht zu, daß diesen weder der Hartmannsche Roman noch auch die Dichtung Chretiens zu Grunde liege, sondern eine kürzere dichterische Fassung desselben Gegenstandes²⁾. Die wenigen Bilder, die in Bober-Röhrsdorf bisher aufgedeckt worden sind, lassen keinen Schluß zu. Die kleinen Abweichungen von Hartmanns Schilderungen die wir feststellten, fallen jedenfalls nicht allzuschwer ins Gewicht, vielleicht den Vorgang mit dem Riesen abgerechnet.

Jedenfalls ist ein Strahl der Sonne aus der ersten Blütezeit deutschen Schrifttums auch in unser Siedlungsland gefallen. Es ist bekannt, daß ein schlesischer Herzog, ein Sprößling des alten polnischen Piastenstammes, gewürdigt worden ist, in der großen Heidelberger Minnesängerhandschrift in der ständischen Ordnung der Dichter gleich hinter dem Kaiser und den drei Königen den Fürstenstand in der Welt der Minnedichter zu vertreten³⁾. In diesem Herzoge Heinrich von Pressela ist Herzog Heinrich IV. (1266—1290) erkannt worden. Jünger wie die beiden Lieder des fürstlichen Sängers ist die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen,

¹⁾ Klose, a. a. O. S. 598

²⁾ A. a. O. in Lützows Zeitschrift S. 84. Dagegen spricht sich ein Rezensent im Literarischen Zentralblatte 1901 aus.

³⁾ Das oft veröffentlichte Bild ist uns Schlesiern am leichtesten zugänglich in den Schles. Fürstenbildern von Luchs, Tafel 10 e, dem die Beschreibung aus Hagens Atlas zum Bildersaal altdeutscher Dichter beigegeben ist.

ein Spätling des höfischen Ritterromans und zugleich das einzige Beispiel hochdeutscher Epik in unserem Lande, das ein Schlesier in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verfaßt hat. Im Beginn des Gedichtes sagt er:

Mir ist geboten, daz ich sol
Ein rede tzu rechte birichten,
In warem rim verlichten,
Ordenlich zu bringen sie,
Als der edele furste die
Nicht rechte geordnet fynden hat — —¹⁾

Mitten im Gedicht nennt dann der Dichter den Namen seines fürstlichen Gönners:

(Dem) chunelichen stammes ein blunder ast
Voll eren vn furstlicher tat
Mich tzu dirre rede gebunden hat
Der erliche hertzoge Polke,
Der gerechter sinem volke
Ist vor, als ein werlich man.
Als in daz wol ardet an²⁾.

Dieser Herzog Polke war Bolko II. von Fürstenberg, Schweidnitz, und Münsterberg und Herr der Grafschaft Glatz, der, um 1300 geboren, bis zu seinem Tode 1241 herrschte³⁾. Es ist nun bemerkenswert, daß, wie Baesecke am angeführten Orte aus-einandersetzt, alles was deutsches Schrifttum und literarische Angelegenheiten angeht, sich in seinem Baumkreise befindet, wenigstens soweit es sich bisher feststellen läßt: der weltlich-ritterliche Schwank „der borte“ des Dietrich von Glezze, ganz geistlich der Krüzigêre, von der Marter Jesu Christi, von einem in Wien schreibenden Frankensteiner Mönche Johannes allerdings schon 1300 verfaßt, „der Wiener Oswald“ von einem aus der Grafschaft Glatz oder vom Gebirgsrande stammenden Heinrichauer Mönche, dessen Inhalt die weit verbreitete Legende vom heiligen

¹⁾ Herausgeb. von F. H. von der Hagen Vers 4—9 (S. 1)

²⁾ A. a. O. Vers 5575—5581 S. 184)

³⁾ K. Wuttke, Stamm- und Übersichtstafeln der Schlesischen Fürsten, Tafel III und Anm. dazu S. 14. Für das Folgende vergl. G. Baesecke, Der Wiener Oswald (German. Bibliothek 3. Abteil 2. Bd.) S. LXXXIX ff. Da Bolko erst um 1300 geboren ist, kann er natürlich nicht zwischen 1301 und 1305, wie Baesecke angibt, die Kreuzzugsdichtung veranlaßt haben. Auch Vogt (Vogt-Koch, Gesch. d. deutsch. Lit. 1. Bd. S. 144) sagt: bald nach 1300, während Koch (Kampers, Schles. Landeskunde S. 267) richtiger von der ersten Hälfte des 14. Jahrh. als Abfassungszeit spricht.

Könige Oskar bildet, das deutsche Psalterium des Petrus von Patschkau (1340) und die sogenannten Trebnitzer Psalmen¹⁾. Reges literarisches Leben, das natürlich hauptsächlich in lateinischer Sprache seinen Niederschlag fand, herrschte vor allem im Zisterzienserkloster Heinrichau. Hier hatte Bolkos Vater Bolko I. seine wissenschaftliche Erziehung genossen, hier ließ er selbst seinen Sohn und Nachfolger Nikolaus unterrichten. Hier fand er endlich auch mit seiner Gemahlin seine letzte Ruhestätte²⁾. Das macht es wahrscheinlich, daß auch Bolko II. dem Kloster seine Bildung verdankte, jedenfalls aber zeigt die Kreuzfahrt, daß er der höfischen Dichtung lebhafteste Teilnahme entgegenbrachte. Und da fügt sich nun als ein neues Glied der Kette der Iweinbilderkreis von Bober-Röhrsdorf ein.

Allerdings lag dieser Ort nicht im Herrschaftsbereiche Bolkos, sondern im Herzogtum Jauer, das seinem 1346 gestorbenen Bruder Heinrich I. eignete³⁾. Doch war dieses unter Bolko I. mit Schweidnitz vereint gewesen, und es bestanden sicher auch weiterhin enge Beziehungen zwischen beiden nun getrennten Teilen; vor allem dürfen wir annehmen, daß einzelne Adelige auch in beiden zugleich begütert waren. Vielleicht trifft das auch auf die Redern zu; 1550 sitzen im Fürstentum Jauer Redern auf Waltersdorf, Kunzendorf Neudorf und im Hirschbergischen Weichbilde in Kaufung und Falkenhayn⁴⁾. In einer in Reichenbach ausgestellten Urkunde des Herzogs Bernhard, des Vormundes seines jüngeren Bruders Bolko, erscheint als Zeuge Peter von Rocis (Rotis); sicher denselben finden wir abermals als Zeugen in Urkunden Bolkos d. d. Schweidnitz 1326 und Reichenbach 1329⁵⁾. Dieser Peter von Redern erhielt in demselben Jahre von Bolko das Gütel Karschaw (Karschau bei Nimptsch) zum Geschenk⁶⁾. Mit diesen Angaben rückt also das Geschlecht, dem

¹⁾ Vergl. auch P. Klemenz, Der Anteil des Neisser Landes an der deutschen Literatur. 36. Bericht der wissensch. Gesellsch. Philomathie in Neisse S. 131 f.

²⁾ Luchs, Schles. Fürstenbilder Tafel 20/21-

³⁾ Vergl. Stamm- und Übersichtstafeln der Schlesischen Fürsten Tafel II. Fälschlich wird allerdings mehrfach auch unser Bolko als Herr von Jauer bezeichnet, so z. B. auch von Baesecke a. a. O. S. LXXXIII. Es liegt aber eine Verwechslung mit seinem gleichnamigen Neffen Bolko II. vor, der neben Schweidnitz auch Jauer besaß.

⁴⁾ Sinapius, a. a. O. S. 124.

⁵⁾ Schles. Reg. N. 3727, 4543, 4861.

⁶⁾ Schles. Reg. N. 4789.

auch unser Bober-Röhrsdorf gehörte, in den engeren Umkreis Bolkos, und wenn auch nicht behauptet werden darf, daß der genannte Peter etwa der Besitzer des Wohnturmes gewesen ist, so liegt doch die Vermutung nahe, daß unsere Wandbilder mit ihrem Bildinhalte aus der höfischen Dichtung unter dem Einfluß des für die deutsche ritterliche Dichtung eingenommenen Herzogs Bolko entstanden sind. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß unsere Bilder rund zwischen 1320 und 1350 entstanden sein müssen; es dürfte sicher kein Zufall sein, daß das die Zeit der selbständigen Regierung Bolkos ist, der 1298 geboren, 1322 völlig selbständig geworden war und bis 1341 herrschte¹⁾.

Reicht damit die kulturgeschichtliche Bedeutung des Bilderkreises für die Geschichte des Deutschtums in Schlesien noch über seine engere kunstgeschichtliche und archäologische hinaus, so ist doch auch diese nicht gering einzuschätzen. Das Meiste, was wir an mittelalterlichen Tafelbildern, auch Wandgemälden, besitzen, gehört erst dem 15. Jahrhundert an und ist größtenteils kirchlicher Art. Durch glückliche Aufdeckungen von Wandgemälden ist der Denkmälerbestand, besonders in den letzten Jahrzehnten, stark vermehrt worden, wie die Berichte des Provinzialkonservators erkennen lassen, und es steht zu hoffen, daß noch recht vieles unter der Tünche zu Tage kommt. Das 14. Jahrhundert ist aber dabei noch recht schwach vertreten. Ihm entstammen, wenn sie nicht vielleicht sogar noch ins Ende des 13. zurückreichen, die wieder aufgedeckten Bilder in der katholischen Kirche von Viehau (Kreis Neumarkt)²⁾. Sicher dem 14. Jahrhundert gehören auch die Wandbilder in der Kirche von Jeschona (Kreis Groß-Strehlitz) an, über welche Herr Pfarrer Wodarz vor Beginn des Krieges eine Veröffentlichung vorbereitete. Um 1400 herum dürften auch die 1900 aufgedeckten Wandbilder im Chor der Pfarrkirche von Strehlitz (Kreis Schweidnitz) entstanden sein³⁾. Das ist aber meines Wissens auch alles. Die Möglichkeit der Wiederaufdeckung mittelalterlichreligiöser Wandbilder ist

¹⁾ K. Wutke, Studien zur älteren schles. Gesch. (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schl. 46. Bd. (1912) S. 163 ff.)

²⁾ Bericht des Provinzialkonservators über seine Tätigkeit vom 1. Januar 1905 bis 31. Dezember 1906 S. 35.

³⁾ Bericht des Provinzialkonservators über seine Tätigkeit vom 1. Januar 1900 bis 31. Dezember 1902 S. 28 f. Tafel 3, G. Malkowsky, a. a. O. S. 161 f., Bild S. 163, G. Konwiarz, Alt-Schlesien S. 86.

mit dem Vorhandensein zahlreicher alter Kirchen gegeben. Anders steht es mit solchen weltlicher Art. Hier hat die natürliche geschichtliche Entwicklung mit den Bauwerken fast völlig aufgeräumt¹⁾. Von den Bildern am Äußeren Breslauer Ringhäuser, die Bartholomeus Stenus in seiner *descriptio totius Silesiae et civitatis regie Wratislaviensis* erwähnt, ist außer den Resten am Rathause nichts mehr erhalten²⁾. Damit, daß die meisten Burgen Ruinen wurden, wenn sie nicht Neubauten Platz machten, wurde, was in ihren Räumen an Wandbildern vorhanden war, dem Verderben durch die Witterung anheimgegeben, wie z. B. die im Südturm des Frankensteiner Schlosses, die allerdings auch erst dem 16. Jahrhundert angehören³⁾. Nur im Hedwigsturm des Liegnitzer Schlosses finden sich noch solche und zwar die Gestalten berühmter Helden, nach den Inschriften Karl der Große, David, Goliath, Alexander der Große und Dietrich von Bern, noch gotischen Charakters, wenn auch schon unter dem Einfluß der beginnenden Renaissance⁴⁾. Vielleicht sind auch sie erst im Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden. Sonst besitzen wir nur wenige literarische Erwähnungen zerstörter Wandbilder mit weltlichem Bilderkreise. So hatte z. B. der Zisterzienserbruder Kilian im Jahre 1492 die Säle des Bischofshofes in Breslau mit den Bildern, Wappen und Helmzierern von 19 böhmischen Königen und 25 Breslauer Bischöfen geschmückt⁵⁾. Am Äußeren desselben Gebäudes hebt Stenus Bilder aus der Geschichte und Bildnisse berühmter Männer hervor (*nec arte vulgari pictae*⁶⁾).

¹⁾ Etwas besser steht es damit in anderen Teilen Deutschlands, natürlich tritt aber auch hier das Erhaltene gegenüber den kirchlichen Wandgemälden, die immer mehr unter der Tünche zum Vorschein kommen, stark zurück. Vergl. Bergner, Handbuch d. bürgerl. Kunstaltert. II S. 392: über Darstellungen aus höfischen Epen ebenda S. 59²⁾.

²⁾ Herausgeb. von H. Markgraf (*Script. rer. Silos.* 17. Bd.) S. 39, 41.

³⁾ Lutsch, a. a. O. 2. Bd. S. 116. August Knötel, Ein Freskobild aus dem alten Schlosse zu Frankenstein (Rübezahl, Schl. Provinzialbl. 13. Jahrg. S. 65 ff. mit Abbildung), J. A. Kopietz, Gesch. d. deutschen Kultur . . . im Frankensteiner Lande S. 313.

⁴⁾ Lutsch a. a. O. 3. Bd. S. 237 f. Pfeiffer, Der Hedwigsturm des Liegnitzer Schlosses in den Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz 1. Heft S. 127 ff. Skizze des Bildes Karls des Großen im Textbande zum Bilderwerk schles. Kunstdenkm. Spalte 318.

⁵⁾ J. Jungnitz, Ein archivalischer Fund in den Schl. Geschichtsblätteru 1910 N. 1 S. 12 ff.

⁶⁾ A. a. O. S. 53.

Entstammen diese Wandmalereien alle erst dem Ende des 15. und dem Beginne des 16. Jahrhunderts, so stehen unsere Bober-Röhrsdorfer Bilder ganz einzigartig da, in dem sie ganz allein als Werke weltlicher Art aus dem 14. Jahrhundert erhalten sind.

Die vorliegende Arbeit kann und darf nur als ein Vorbericht einer späteren größeren Veröffentlichung angesehen werden, der auf die hohe Bedeutung des Werkes hinweisen will. Es kann nur der dringende Wunsch ausgesprochen werden, daß, sobald die Friedensglocken durch unser Vaterland geläutet haben, in streng wissenschaftlicher Weise an die Aufdeckung des Restes gegangen wird. Sie verspricht sicher noch viel.

Von den Walen und den Schätzen des Zobten.

Von Dr. Erich Bohu in Breslau.

Wo ein Wald ruft, antwortet die Sage. Sie ist sein Echo in der Seele des Menschen. Der Urmensch umfaßte die Natur mit der Angst und Freude seines Herzens, sie befruchtete seine Phantasie, und ihr Bund schuf eine Welt von Geheimnissen und Abenteuern. Unsere heutigen Sagen sind nur Schatten alter Kraft. Durch Jahrhunderte gewandert, von ihrer Sonne gebleicht und verfärbt, schillert ihr Mantel in allen Farben. Das tiefe Grün des Berges leuchtet aber doch noch sieghaft hindurch. Das Volk des Zobten ist uralt, und auch die Sagen, die von ihm auf unsere Zeit gekommen sind, müssen uralt sein, weil sie auf die einfachsten Triebe eines Bergvolkes, auf den Hunger nach Schätzen, zurückgehen. Sie treten erst spät in die Geschichte. Der redselige Breslauer Stadtschreiber Franz Faber (genannt Kückritz) erzählt 1565 in einem langatmigen lateinischen Gedicht vom Zobten auch eine Schatzsage:

„Es fällt etwas lang anzuführen, mit was für windigen Erzählungen von Gosposten mancher alte Bauer seinen Zuhörern die Ohren füllt und ihnen die langen Winterabende in der Rokenstube zu verkürzen sucht. Hört nur, lieben Kinder! spricht er, es war einmal ein Mann (meine Mutter und Großmutter hatten ihn gut gekannt, und ich selber habe ihn, wie ich noch ein Junge war, gesehen, da war er aber schon steinalt), der ist einmal im Berge rumgekrochen und hat Vogel-Nester gesucht. Wie er nun in eine wilde, wüste Stein-Rücke kommt, so sieht er eine Höhle mit einer offen stehenden Thür, ach! eine große, zwar nicht ganz finstre, doch weit hinein gehende furchtsame Höhle. Da fing er sich an zu fürchten und blieb stehen, sah sich ganz erschrocken um und bedachte sich, was er tun sollte. Weil er aber merkte, daß er ohne Schwierigkeit hinein kommen konnte und auch niemanden dabei gewahr ward, der ihm den Weg verrennt hätte, so ging er getrost hinein und durchstänkerte alle Winkel. Er stutzte aber gewaltig, als er einen erschrecklich großen Haufen ganz frei daliegendes und von keiner Seele bewachtes Gold und Geld antraf. Da hätten ihr sehen sollen wie er zugegriffen hat! Er steckte und stopfte sich alle Schubsäcke voll und ging mit der guten Beute wieder

glücklich heraus. Er war so voller Freude, daß er nicht einmal die in der Gegend wachsenden Sträucher und Bäume bezeichnete, sondern sich auf andere bekannte Wahrzeichen verließ. Als er nachgehends diese Höhle etlichemal wieder suchte, fand er sie nicht mehr, sondern mußte allemal unverrichteter Sache wieder fortgehen.“

Diese Steinhöhle finden wir in den Walenbüchern wieder. Faber weiß auch von den Walen zu erzählen. Er schildert die Platzregen, die oft über den Berg prasseln, und fährt fort:

„Wenn er auch oft das Land mit wilden Rogengüssen überschwemmt und die Bauern mit Hochwasser bedroht, so macht er den Schaden doch wieder durch den kostbaren horabgeschweiften Sand gut. Man muß es aber verstehen, die Goldstäubchen aus der Sandflut heranzuschütten und vom hohen Uferdamme aufzufangen oder durch Siebe das Gold herauszuwaschen. Im späten Frühjahr sammeln jedes Jahr einige unbekannte Männer, Walen genannt, heimlich dieses Gold (quae quidam Ignoti, Errones) und schaffen es fort. Sie wundern sich bei ihrer Rückkehr höchlich über die Trägheit unsrer Landsleute, die zu unwissend sind, um sich das heimische Metall zu Nutze zu machen.“

Dies ist die erste Nachricht von dem Treiben der Walen im Zobtenberge. Noch hundert Jahre später druckte „ein gelehrter Medicus, Herr Paulitz“ in der Sammlung von Natur- und Medicin-geschichten 1723 S. 169 zwei Briefe aus dem Jahre 1677 ab, die ähnliches berichten:

„Es haben im Kriege sich einige Welsehe gefunden, welche des Jahres dreimal aus Welschland gekommen sind. Sie haben dieses Metall auf dem Zobtengebürge gegraben und bei einer alten Frau, so nahe an dem Zobtengebürge gewohnt, geschmolzen, und nachdem sie quintam essentiam daraus genommen und sich wohl bespoiffen haben, sind sie wieder allemal in ihr Land gezogen. Gedachte Wirtin, die ohnehin Kräuter gegraben auf solchem Berge, hat den Ort und Platz verkundschaftet, sie darüber ertappt, und nachdem sie bedrauet worden, sind sie nicht mehr hingekommen, weil sie, wie die Alte ausgesagt, mit ihren Augen gesehen, daß sie große Klumpen Gold und Silber davon getragen.“

Im Jahre 1873 hat Riedel in der Zobtengegend solche Sagen fast wortgetreu wiedergefunden (Schles. Prov. Blätter 1873 S. 25 ff., vgl. Kühnau III, 762).

Eine verwunschene Höhle dahinter steht ein Zauber — unermessliche Schätze und sagenhafte Fremde, die das Geheimnis des Goldes hüten, das ist die Melodie, die im Lauf der Zeiten zu immer reicherer Musik anschwillt. Sie mochte neue Kraft erhalten, als 1586 wirklich ein Italiener in kaiserlichem Auftrag im Zobten nach Edelsteinen suchte. Kaiser Rudolf schmückte damals seine Prager

Residenz mit der ganzen Pracht der Spätrenaissance. 1586 schickte er den welschen Steinmetz Runiano nach Schlesien, um Marmor und Edelgestein zu suchen. Runiano fand in Kniegnitz den Steinbruch, in dem der „Grüne Marmor“ gebrochen wurde. (Schles. Provinzialblätter Bd. 115 S. 113). Das muß für das Zobtenvolk ein Ereignis gewesen sein, und es mag die alte Walensage neu befruchtet haben.

Ein Jahrhundert später (1667) liegt das erste Walenbuch des Zobten fix und fertig vor uns: Der schrullenhafte Kuriositäten-sammler Praetorius, der allen bunten Kram der Welt hamsterte, hat in seinem Buch von der Wünschelrute (1667, S. 225) ein Walenbuch vom Zobten abgedruckt. Es lautet:

„Zettenberg“¹⁾.

Gehe auf die Wichenu²⁾ und Than Pamel³⁾ / denn der Ort ist also genannt / so kommst Du auf einen Weg zwischen 2 Bergen / da ist ein Quellbrun; / und ein Ertzmann muß eine Versicherung tun / ob man drauf kommen möge. Gehe gegen Schweinitz⁴⁾ zu / so wirst Du sehen eine Mühle auf der linken Hand. An demselben Wasser gehe bis auf die Höhe des Berges⁵⁾ / so wirstu finden eine Fichte / die ist breiter denn zwei Ellen / allda ist Ertz / wenn man es schmelzt / so ist es den fünften Teil Gold. Ein wenig höher an dem Berge / bei einem Brunnen / da findet man wol eine Elle tief einen gediegenen Zug. Es soll auch blauen Saphir haben. (Bei) einem Dorf / Blau⁶⁾ genannt / da geht ein Steig auf die Gurg zu / und bei der Gurg⁷⁾ ein Steig / da kommst Du auf einen Rasen Weg / und auf die Hand gegen der Schweinitz steig über den Berg vor Dir. Danach steig den Berg hinab / so wirstu finden ein Gestruttig / daran ein Loch / da greif hinein bis an den Ellbogen / so findestu gediegen Gold wie Erbsen und Bohnen groß.

Zettelberg⁷⁾. Unter dem hangenden Stein⁸⁾ soll ein Flüblein seyn, allda ist ein gediegener Zug Gokles.

Schweinitz. Item zu Rosent⁹⁾ bey Schweinitz da sollen Edelgesteine gefunden werden.

Hernberg¹⁰⁾. Suche mit Fleiß unter dem Trank-Troge auf beyden Seiten / so wirstu gediegen Gold finden / wie Messer-Rücken tiefe Streifen. In demselben Fluß sieh dich mit Fleiß um / so wirstu finden schwarze Gold-Körner wie Erbsen. Mit Gottes Hülfe / unterwärts da steht eine große Buche / in die sind 12 Zeichen (geschnitten) / oben steht Zeitte eiben Holtz¹¹⁾ wie eine

1) Zottenberg.

2) Wierau.

3) Tampadel (Taupelt).

4) Schweidnitz.

5) Bielau.

6) Gorkau.

7) Zottenberg.

8) Hängestein. Ein großer dreieckiger Felsblock, zwischen zwei andern hängend, bildet ein Felsentor und eine Höhle. Die Felsen liegen auf der Silberwitzer Seite am Weg 20.

9) Rosenau.

10) Vielleicht Herrleinberg b. Langenbielau.

11) Zeitte-Eibenholz.

Bitte. 7 große Schritt von derselben Buche wirstu finden eine Grube / nicht tief gegen den Schindel- oder Kecker-Wald oder Berg / darin (sind) Gold-Züpflein. Die Grube ist bedeckt / es ist auch eine Leiter drein zu steigen / darin suche / so findestu Gold.“

Praetorius will die Handschrift von einem Schlesier erhalten haben. Das ist glaubhaft. Der Text muß aus der Zobtener Gegend stammen; die glnauen Ortsangaben lassen daran keinen Zweifel. Den „Hängestein“, der hoch oben im Bergwald liegt, kennt nur der Eingeborene. Die Handschrift mag schlecht lesbar gewesen sein, und die Namen sind beim Druck verstümmelt worden. Der Text des Praetorius ist zwar der älteste gedruckte Text, spätere Drucke enthalten aber ältere Texte. Es mögen damals viele solche Handschriften von Hand zu Hand gegangen sein. Bohuslav Balbinus, Jesuit aus Prag 1679 S. 17 *Miscellanea Historica Regni Bohemiae* schildert einen solchen Fund sehr lebhaft: „Als ich dies alles über das Riesengebirge geschrieben habe, besucht mich ein Freund (der nicht genannt sein will) und bringt mir ein Büchelchen mit sehr alter Schreibweise, schwer leserlich, deutsch, sehr klein, aber voll der seltsamsten Kunde von Schätzen.“

Das Büchelchen enthielt Abhandlungen von 8 verschiedenen Autoren, das Peter Thomas, Martin Prause, Gentilanerus Venetus u. a. Ein Italiener, der sich mit dem fingierten Namen Sagittanderus nennt, und der an diesen Orten lange weilte, hat diese Abhandlungen mit sicheren Erzählungen und eigener Erfahrung in diesem Büchel zusammengetragen. Besonders genau behandelt er das Riesengebirge, daß man seine Täler, Bäume und Felsen handgreiflich vor Augen hat.“

Zum ersten Mal sammelt die Zobtener Walenbücher ein Unbekannter in der Sammlung von Natur und Medicin 1718 S. 939 und 1723 S. 169. Der Titel lautet: „Ein Wegweiser auf den Zobtenberg, durch Martin Preise, Schuster von Orgöw in Welschland.“ Volkmann in seiner *Silesia Subterranea* 1720 (S. 197, 208, 212) besaß eine sehr alte Handschrift, den Wegweiser in den Zobtenberg des Johann Martin Preuße von Trient. „Die Schrift war ganz alt, das Papier halb vermodert und an vielen Orten nichts mehr zu lesen weil ganze Wörter aus dem Papier verloschen waren.“ Eine spätere Flugschrift (Bresl. St. B.) — nach Papier und Druck etwa 1730 — 7 Blatt klein Octav ist betitelt:

„Ordentlicher Wegweiser auf den Zothou - Berg / von einem

Italiäner Martin Prause, welcher vielmahl da gewesen und viel tausend davon getragen.“

Beide Drucke enthalten 3 Teile: Prauses Erlebnisse mit Michael Seidel aus Zobten, die Abenteuer des Johann Wahl im Wüsten-Schloß und den Wegweiser des Johann Bruch oder Buch aus Venedig. Ich gebe Wahls Abenteuer nach der älteren Fassung aus der Sammlung von Natur und Medicin wieder, Prauses Erlebnisse nach dem späteren Druck — der Flugschrift — weil sie dort ausführlicher erzählt sind. Der Wegweiser des Venetianers Bruch ist ein Auszug aus dem Briefe Wahls.

Der älteste Wegweiser scheint mir der Wahl'sche zu sein. Seine Abenteuer spielen auf dem Wüsten Schloß des Zobtenberges. Er enthält im ersten Teil eine Geisterbeschwörung, die deutlich auf den Faustischen Sagenkreis hinweist. Der Affe Auerhahn war der Leibteufel des Faustschülers Wagner. Wahl ist der Schatzgräber, der mit dem Arcanum, dem Geisterzwang der Schwarzen Magie, den Geistern ihr Gold entreißt. Der zweite Teil erinnert an die Sage die Faber überliefert hat.

(Johannes Wahl sucht im Wüsten Schloß des Zobtenberges nach Schätzen und zwingt die Geister.)

„Mein Sohn, was ich geschrieben habe, des hat mich sehr gedauert. Weil ich aber den Wegweiser Dir zu überschicken versprochen, so reise in das Land Schlesien und frage nach einem Städtlein, das heißt der Zobten. Da frage nach dem alten Wege, der auf das Schloß hinaufgeht; da ist bald kein Mann, der Dir den Weg nicht zeigen wird. Gehe demnach bis auf die Wiese und siehe dich recht nach der Koppe um, da wirst Du einen großen Baum sehen. Gehe hinzu, da wirst Du drey † † † sehen, welche ich selbst gehauen. Von dem Baume gehe 5 oder 8 Schritte recht in die Mitternacht, da kommst du zu einem Wasser. Von dannen miß 8 Schuh, da kommst du auf Steine; räume diese hinweg, da wirst du auf einen weißen Stein kommen, diesen habe ich (sagt Johannes Wahl) über 100 Schritte auf meinem Buckel getragen. Hebe diesen hinweg, da wirst du eine Höhle sehen, in Gestalt eines alten Schachts. Laß dich hinein, da findest du was du begehrt, da habe ich für 2000 Thlr. wert überkommen einmal und bin dreimal dagewesen. Jedoch, mein Sohn, ich kann nicht unterlassen Dir zu schreiben, wie es mir ging, da ich zum andernmal dahin reiste. Als ich gedachte, daß ich den Ort und Stelle gewiß wüßte, wollte ich mein Arcanum nicht umnehmen, sondern gehe hin zu arbeiten. Wie ich die Steine hinweghebe und den Fundamentstein heben sollte, saß ein großer Affe vor dem Loche und hatte in jeder Klaue ein brennendes Licht, und auf dem Kopfe einen Strauß in Gestalt eines Pfauen-Schwanzes. Der that auf mich zu eilen und wollte mich zerreißen. Ich eilte aber auf mein Arcanum zu, nahm das Rauch-Faß in die Hand und ging wieder hinzu,

da habe ich viele offne Schätze gesehen. Ich aber sagte: O ihr Geister, das ist eitel Betrug mit euch, da hat das Gold darinnen geleuchtet, als die helle Sonne darin schiene. Ich aber lasse mich nicht irren, gehe dahin, hebe den Fundament-Stein auf und lasse mich hinein und räuchere darinnen. Als ihm aber der Rauch vor die Nase kam, habe ich nicht anders vermeint, der ganze Berg sollte mit mir zu Grunde gehn. Ich arbeitete aber bis mich däuchte, daß ich genug hätte. Danach stieg ich wieder heraus und reiste in Gestalt eines Hechelmachers hinweg. Als ichs aber geläutert und zu gute gemacht, habe ich auf 2000 Thlr. bekommen.

Willst du aber da nicht suchen, so gehe auf die Wiese¹⁾ hinauf etliche 30 Schritt, da kommst du zu einem alten Keller. Laß den liegen auf der rechten Hand und gehe auf den allerhöchsten Berg²⁾, da siehst du eine Mauer, die ist eine Klafter breit und eine halbe Klafter hoch. Von der Mauer gehe auf die rechte Hand, da findest du ein großes rundes Loch, so eines Armes dicke hat, das geht in einen Keller. Miß von dem großen und runden Loch 5 Schuh, grabe hinein 3 Ellen tief, da kommst du auf einen breiten Stein, der ist über eine Spanne dick. Hebe ihn hinweg, da siehst du ein Loch, laß dich hinein, da kommst du auf die Stiegen des Kellers. Gehe zu der Thür und mache dir ein Licht auf und stoß die Thür auf, welche von Kupfer ist. Wenn du hineinkommst, so knie nieder und bete, danach geh auf die rechte Hand, da kommst du zu einer großen Tonne, die mit Moos bewachsen ist, die hat 2 eiserne Reifen: in solche Tonne gehen über etliche 100 Eimer Wein. In dieser Tonne ist eitel Gold Münze. Danach gehe weiter auf die Seiten des Kellers, da stehen 2 große eiserne Truhen, da in sind lauter alte Taler. Danach gehe weiter, da kommst du zu einer Braupfanne, darin ist eitel kleine Heydnische Münze: nimm von einem jeden ein wenig, so viel du tragen kannst und sieh dich vor, daß dir nichts entfällt. Wenn du heraus gehst, so mache die Thür wieder zu und danke Gott für das empfangene Gut. Siehe an die Thür, da wirst du sehen die Jahreszahl, und schreib mit ungenützter Kreide † B. † M. † B. und gehe von dem Berge Vormittags. Darin bin ich Johann Wahl dreyimal gewesen und habe über vierzigtausend (Taler) überkommen.“

Der Wegweiser des Venetianers Johann Bruch auf den Zobtenberg beginnt also:

„Ich Johann Bruch von Venedig bekenne durch dieses Schreiben, daß ich viel tausend Thaler wert vom Zobtenberge getragen. Mein lieber Bruder, wenn du ausgehst, so frage nach einer Stadt, die heißt Glatz, von da gehe nach Frankenstein und Reichenbach, da siehst du einen schwarzen Berg, der heißt der Zobtenberg. Da frage nach einem Dorfe, das heißt der Tappel, da gehe einen Weg auf den Berg zu dem Schlosse. Da gegen die rechte Hand ist ein Keller, den laß liegen und gehe auf den allerhöchsten Berg.“

Bruchs weiterer Bericht ist ein schwächlicher Auszug aus dem

¹⁾ Der alte Schloßkeller liegt in der That rechts von der Höhe. Die Schilderung entspricht genau der wirklichen Lage.

²⁾ Wiese und Keller liegen an der Ruine (heute steht dort die Kapelle).

zweiten Teil von Wahls Bericht. Das große runde Loch „hat ein Cardinal gemacht von Rom“.

Martin Prauses Wegweiser ist der volkstümlichste. Er ist ein richtiger Reiseführer ins Land von Gold und Edelsteinen, mit genauester Ortskenntnis geschrieben. „Der Fleischhauer Michael Seidel aus Zobten“ mußte auch den letzten Zweifel nehmen. Der Verfasser hat den Zobten und seine Gläubigen gut gekannt. Dieser „Wegweiser“ ist sichtlich aus verschiedenen Handschriften zusammengetragen. Nr. 1 und 7 sind Wiederholungen. Der Bericht des Praetorius ist eingesprengt; ich habe die Stellen durch weiten Druck hervorgehoben. Genau wie bei Praetorius ist der Horningsberg an den Schluß gesetzt. Die eibenen Scheitte sind zu ebenen Brettern geworden.

Ordentlicher Wegweiser auf den Zothenberg /
von einem Italiäner Martin Prause, welcher vielmal
da gewesen und viele tausend davon getragen.

Nr. 1. Gehe von Zothen, als wenn du wolltest nach Sweidnitz gehen, so wirst du auf der linken Hand eine Mühle¹⁾ sehen. Gehe den Berg hinauf und wenn du auf die Höhe kommst, so wirst du einen schwarzen Stein finden dreieckig, zwei Ellen breit. Da ich von diesem Stein geschmolzen, fand ich vier Teile Gold, und das fünfte Teil Silber, dergleichen giebt es daselbst im Überfluß, da man in einer Stunde mehr als 20 Loth Gold bekommen kann. Weiter hinauf ist ein Brunnen, ohngefähr 2 Ellen tief, der auch gediegen Gold hält. Um St. Johann pflegt der Brunnen auszutrocknen, darum muß die Zeit wohl in Obacht genommen werden. Man wird auch die Stellen finden, allwo ich gearbeitet habe, auf 3 Stellen. Bei Michael Seideln habe auch gearbeitet, dessen Sohn habe ich mit gehabt, der weiß die Oerter, er war ein Fleischhauer in Zothen.

Nr. 2. In dem Wasser, das auf klein-Knügitz²⁾ flüßet, ist ein schwarzer Stein, wie eine Stein-Kohle, so sich klein kloppen läßt, wie Kieselstein. Das ist das beste. In diesem Berge ist alles gemeiniglich kohl schwarz.

Nr. 3. Im Zothenberge gegen Mittag und gegen den Fluß, der auf Klein-Silsterwitz fließt, zwischen dem Geyers- und Zothenberge³⁾, da ist ein schwarzer Stein, da mußst du auf die linke Hand hinuntergehen gegen den Tappel, so kommst du auf den Weg, der geht zwischen den 2 Bergen. Da ist ein Quell Brunnen, darin ist auch solch schwarzer Sand, der so großen Nutzen bringt, daß ich es nicht beschreiben kann.

Nr. 4. Wenn du auf den Tappel⁴⁾ kommst, so frage nach dem Wege welcher auf das Schloß geht, und wenn du hinauf vor den Brunnen kommst,

¹⁾ Vgl. Nr. 7. ²⁾ Klein-Kniegnitz.

³⁾ Das Schwarze Wasser, bei der Försterei Tappadel.

⁴⁾ Tappadel.

so siehe dich nach einem Stein um. Wenn du hernach von der linken Hand etliche zwanzig Schritt kommst, so ist ein ebner Flecken, da siehst du einen Stein; hebe diesen auf, da wirst du eine Höhle finden, die ist mit Holz zugedeckt, darin findest du gediegen Gold, wie Hühner-Eyer groß.

Nr. 5. Darnach gehe von dem Schloß über die Wiese, daß du das † triffst, da wirst du eine Tanne mit drey † † † finden. Nicht weit über acht Schritt darvon ist eine Grube, darin bin ich dreimal gewest und habe viel Gold überkommen.

Nr. 6. Bey dem Busch-Brunnen¹⁾ nicht weit davon in dem Wasser, da suche innen, da findest du einen schwarzen Stein, wie eine Stein-Kohle, er liegt beim Wasser zwei Ellen breit. Da findest du Nieren, schwerer als ein Pfund, die sind 6 Th. Gold. und ein Theil Silber, und wann du zu dem kommst und findest sie nicht, so gehe davon und gehe alle Stunden wieder darzu, du wirst es doch noch finden. Da bin ich dreimal gewesen und habe viel Gold überkommen.

Nr. 7. Von der Mühle wie am ersten Blatt geschrieben steht, die bleibt dir auf der linken Hand, von da gehe das Wasser hinauf bis an die Höhe des Berges, darin ist zur Genüge schwarzer Stein, der hält 20 Theile des feinsten Goldes. Gieb und theile den Armen auch mit.

Nr. 8. Im Zothenberge gegen Schweidnitz da suche den Creutz-Stein, findest du ihn nicht, so frage nach dem Schieferstein²⁾, darin suche ihn, der liegt 6 Viertel tief und hat braune Farbe, das Pfund hält 1 Loth Gold und als ein Rubin so schön.

Nr. 9. Du findest ein Flössel, das fließt vom Niedergang der Sonnen und fällt in den Zothenbach. Von diesem Flössel gehe in die Höhe, da findest du einen steinern Trock, der ist mit Moos bewachsen. Gehe dem Wasser nach, da findest du zwey Wasser, eins zur Rechten, das andere zur Linken. Auf der Seite, da die Sonne aufgeht, um St. Johanne, da findest du Steine, die bei und in dem Wege liegen, die haben viel Gold bei sich, zerschlage sie mit einem kleinen Hammer.

Nr. 10. Danach gehe zum wüsten Schloß, da findest du einen großen Stein, der liegt auf 2 steinernen Tafeln, den umgehe gegen der Sonnen Aufgang. Da findest du ein Loch, darin steckt ein Hebebaum, hebe ihn gegen Mitternacht auf, und was herausfließt, das erwische, suche darin, du findest Gold genug.

Nr. 11. Danach hast du ein ander fein Wasser, das fließt vom Niedergang der Sonne durch die Thür des wüsten Schlosses. Da liegt ein Stein, als ein großes Brod, da kommt ein ander Flössel, wie das vorige gegen den Stein. Gehe dem nach, so findest du viel Wasche-Gold, nimm soviel du tragen kannst und gehe auch davon.

Nr. 12. Bey der Gorka³⁾ ist ein Steg, von da kommst du auf einen schmalen Weg, gehe über den Berg hinab, da wirst du in

¹⁾ Burghart S. 55. „Wenn man die Spitze des Berges fast erreicht hat, so entdeckt man einen großen, nicht aber tiefen Brunnen.“

²⁾ Schieferstein liegt gerade entgegengesetzt!

³⁾ Gorkau.

einem Gesträuch ein Loch finden. Greife hinein bis an den Ellenbogen, da wirst du gediegenes Gold finden als die Erbsen und Bohnen groß.

Nr. 13. Zwischen den [2 Mühlen¹⁾ gegen Silsterwitz ist ein Brunnen, darin sind Gold-Körner, groß wie Erbsen, die sind schwarz an der Farbe. In dem Wasser hinauf gegen den Hängestein²⁾, da suche mit Eleiß, da findest du große schwarze Steine, die tragen das dritte Theil Gold.

Nr. 14. Danach findest du besser hinauf einen großen Brunnen, darüber steht eine große Buche, um diese suche mit Fleiß, da findest du genugsam gediegenes Gold und gut Edelgestein.

Nr. 15. Vom Hornings Berge. Suche mit Fleiß unter dem Tränck Tröge, da man die Pferde tränckt, zur linken Seite, da wirst du Gold finden, als die Messer-Rücken dick. In diesem Wasser suche fleißig, du wirst schwarze Körner finden, wie Erbsen groß.

Nr. 16. Weiterhin steht eine große Buche, darein sind zwei Zeichen gehauen, und ein wenig dörres Holz und ein Stein einer Hütten groß. Sechs Schritt vonderselben Buche, da wirst du finden eine Grube, nicht gar zu tief, gegen dem Schindel und langen Berge auf der rechten Hand, so wirst du finden goldne Zapfen, als die Finger groß. Diese Grube ist mit ebenen³⁾ Brettern zugedeckt. Du wirst auch eine Leiter finden zum Hineinsteigen, suche dieselbe mit Fleiß, so wirst du Gold und Silber genug finden, danke Gott, und vergiß der Armen nicht.“

Die Ortsangaben gehen durcheinander: Nr. 2. 8 und 9 gehören inhaltlich hinter Nr. 12. Nr. 7 ist überflüssig.

Es gibt noch eine Anzahl weiterer Texte und Erzählungen, die nicht viel anderes bieten. Naso, Phönix Redivivus 1667 berichtet: „Es sollen Räuber und Mörder einen großen Schatz auf dem Schloß gesammelt und in den tiefen Kellern verwahrt haben.“ Volkmann Silesia Subterranea 1720 S. 208 hat Walenbücher im Manuskript gesehen, und gleiche Erzählungen bringt Sommer, Silesia ante Piastum 1720. Ein Text von 1731 aus der Öconomischen Fama (Teil V num. II Seite 30) ist nur in einem Abdruck bei Volkelt: Nachrichten von Schlesischen Bergwerken, Breslau 1775, S. 171—190, erhalten. Der Text ist unter dem Pseudonym Cordatus Sincerus von dem Klassiker des Zobtens, Burghart, erläutert (Burghart S. 152) die Erläuterung ist leider verloren. . . Burghart hat in seinem „Iter Saboticum“ 1736 weitere Wegweiser aus den Manuskripten abgedruckt. (S. 150, 166). Eine hübsche Sage bringt das Hyst. Labyrinth 1737 S. 731.

¹⁾ Diese Mühlen stehen noch.

²⁾ Ein großer Fels am Zobten.

³⁾ eibenen (vgl. den Text des Praetorius)

„Es sahen einmal ein blödsichtiger Mann, ingleichen ein unmündiges Mägdlein eine sonderbare Tür in dem Berg, welche offen stand. Sie gingen hinein, wurden von einem alten, bärtigen Manne umhergeführt und zuletzt mit einem Ast voll Kirschen oder Pflaumen beschenkt. Diese waren von gediegenem Gold, da diese einfältigen Leute aus dem Berge wiederum fortgegangen und ihre Geschenke betrachtet. Darauf suchten einige goldbegierige Bürger diese Tür, richteten aber nichts mit ihrem vergeblichen Graben aus.“

Den letzten Text überliefert Lehmann (1764):

„Im Zottenberg gegen Mittag ist ein Fluß, der fließt durch die zwei Berge Zetten und Meyersberg auf Klein-Keynitz zu, ist ein ganz schwarzes Erz, als ein Steinkohl. Dann gehe auf Winnen, von Stossadel oder Tompelt, so kommst Du auf den Weg der zwischen zwei Bergen geht, da ist ein Quellbrunn, der geußt aus, darinnen ist ein Erz, das sichere, ist sehr gut, zwei Theile Gold, einen Theil Silber.“

Aus welcher Zeit stammen diese Texte?

Das älteste Walenbuch des Antonius Wahl von 1457 (Codex Diplomaticus Silesiae 1900 Bd. 20 S. 83) erwähnt nicht den Zobten, aber es enthält Anklänge:

„Von der Sweydenitz froge off Reychenbach, dornach hald dich an daz gebirge off dy rechte Hand czu eynem dorffe, daz heysit dy Bele (Bielau).“

Auch das merkwürdige Wort „gestrutte“ wird gebraucht. In den Walenbüchern spielt das „Wüste Schloß mit der kupfernen Tür“ eine große Rolle. Das Zobtenschloß wurde 1471 zerstört und blieb seitdem wüst. 1543 stürzte der letzte Turm ein — von da ab gab es nur noch Trümmer. Der Text der Zobten'schen Walenbücher baut sich also auf dem Walenbuch des Antonius Wahl auf und wurde in der Zeit zwischen 1471 und 1543 zusammengestellt. Diese Annahme wird durch weitere Gründe gestützt. Balbinus (1679) erhielt Prauses Wegweiser in einem Büchelchen von sehr alter, schwer leserlicher Schreibweise. Die Schreibart der uns erhaltenen Drucke — in diesem Aufsatz ist sie in leserliches Deutsch gebracht — häuft die Sätze atemlos und oft sinnlos zusammen; die Namen sind entstellt, mehrere Texte sichtlich untereinander geworfen: ein Beweis, daß sie durch die Hände vieler Kopisten gegangen sind. Der Verfasser dieser Walenbücher hat den Zobten genau gekannt. Unbekannte Dörfer werden erwähnt, das Wüste Schloß mit Keller, Mauer, Wiese und Brunnen genau geschildert. Es fällt auf, daß der Verfasser den Leser nicht von Breslau, der schlesischen Hauptstadt, aus orientiert, sondern von Schweidnitz. Die Walenbücher sind wahrscheinlich keine Erfindung eines Gelehrten, sondern Samm-

lungen alten Volksglaubens, die im 15. und 16. Jahrhundert in Schweidnitz niedergeschrieben wurden. Der Prophet gilt nichts im Vaterlande. Venedig, die Königin der Meere, strahlend in Perlen und Edelsteinen, wurde zur Heimat der biedern Schlesier. Prause und Genossen erhoben. „Welschland“ und seine Sonne leuchtete über ihrem Werk und hüllte es in den Glanz der großen deutschen Sehnsucht, die man Italien nennt.

II.

Alles das mußte ich voranschicken, um die eigentümlichste Sage des Zobten, vom Gottesmann und den drei Zobtenmännern, zu verstehen. In ihr steigert sich das Leitmotiv der alten Zeiten zu einer gewaltigen Fuge. Wunderliche Lichter schweben um die Trümmer des Wüsten Schlosses. Es funkelte von Geheimnissen. In den Dörfern raunte man von den verfluchten Räubern und ihren Schätzen. Und die graue Kunde schmückte sich mit dem verblichenen Saum der Sage, der Glaube wob seine blauen Fäden, der Aberglaube seinen giftgrünen Glanz hinein.

Dies ist die Sage, wie sie Herr Abraham von Frankenberg im Jahre 1641 niederschrieb und wie sie der Prälat Fiebiger 1704 zum ersten Mal aus der Handschrift zum Druck brachte.

„Als Johann Bear einmal ohngefähr um das Jahr 1570 bei dem Zottenberge, nicht weit von seiner Geburtsstadt Schweidnitz (allwo sein Vater ein Becker gewesen) umherspazirte und den wunderlichen Wirkungen des Geistes GOTTES in der Natur einsig nachdachte, ist ihm an einem Orte des Berges ein sonderbarer Eingang eröffnet worden, worein er sich mit gutem Bedacht begeben, willens, die Wunder der Natur auf philosophische Weise zu beschauen und also GOTT seinen Schöpfer, darüber zu loben.

Als er nun weiter zu gehen vermeint, kommt ihm ein gewaltiger Wind mit gräßlichem Schauer und Überlauf entgegen. Woraus er, seiner geheimen Erkenntnis nach, verstand, daß diese Pforte etwas besonderes vor anderen, mit starker Wacht müsse besetzt, auch nicht ohne einen stärkeren Gegensatz würde zu eröffnen sein.

Er geht diesem nach wieder zurück und heraus. Und weil er damals ohne dies, als auf Ostern, gesonnen war, sich mit dem hohen Pfande des wahren Leibes und teuren Blutes JESU Christi zu versichern und zu stärken, so gebraucht er es in wahren Glauben und Vertrauen zu GOTT: mit herzlichem Gebet, wenn es ja GOTT gefällig, ihm solche unbekannte Wunder zu zeigen, möge er ihn vor böser Versuchung gnädig behüten und von allem Übel und Gefahr Leibes und der Seele erretten.

Was geschieht? Er findet in gerechter Prüfung des Göttlichen Willens in sich selber eine große Begierde und Freude, diese verborgene Wunder-

Gruft zu untersuchen und ihren Inhalt so viel als möglich zu eröffnen. Macht sich Sonntags Quasimodogeniti wiederum an den Berg, sucht und findet den allbereit wiederum aufgesiegelten Ort und Eingang mit Freuden; geht getrost daheinein, kommt in einen sehr engen Gang zwischen zwei steinernen Wänden, da die Fahrt bald hoch, bald niedrig, bald eng, bald weit ist, und endlich in eine oben und unten gleich lange Galerie ausgeht.

In solehem Gange nun kommt ihm nicht mehr wie zuvor ein grausamer Wind, sondern ein lichter Schein, gleichsam durch eine sonderbare Kluft entgegen. Dem geht er nach bis zu einer verschlossenen Thür mit einer eingesechnittenen Glasscheibe, wodurch der verborgene Licht-Strahl den engen Finstern Gang wunderbarlich erleuchtet.

Hier hätte sich mancher wohl zuvor darüber besonnen, was doch dieses Orts weiter vorzunehmen? Aber dieser gottselige Wanders Mann gebraucht den rechten Befehl und das Exempel Christi, seines von den Geistern der Gefängnisse und untersten Orte der Erde erstandenen Heilands. Nachdem er gebeten und empfangen, gesucht und gefunden, klopft er auch an und zwar dreimal: worüber die Thür eröffnet worden.

Da sieht er mit Verwunderung drei lange ganz abgemagerte Männer um einen runden Tisch sitzen; sie tragen altdeutsche oder spanische Barett auf den Häuftern, sehen zitternd und sehr trübselig aus. Sie haben ein schwarz Sammet- mit Gold beschlagen Buch vor sich auf dem Tische; also, daß manchem Herzhaften wohl der Mut entfallen mochte und ihm ein entsetzliches Grauen oder doch ein mitleidentliches Erbarmen ankommen mochte.

Was tut aber unser Gottes-Mann? Er schreitet im Namen GOTTES mit unerschrockenem Geiste zu ihnen über die Schwelle der Höhle hinein, steht still und spricht: PAX VOBIS! Friede sei mit Euch! Sie antworten: HIC NVLLA PAX! Hier ist kein Friede! Er tut den anderen Schritt und spricht: PAX VOBIS IN NOMINE DOMINI! Friede sei mit Euch im Namen des HERRN! Sie erzittern sehr, sagen doch mit halber Stimme: HIC NON PAX! Hier ist nicht Friede! Er tut den dritten Schritt bis nahe an den Tisch und spricht: PAX VOBIS IN NOMINE DOMINI JESU CHRISTI! Friede sei mit Euch in dem Namen unseres HERRN JESU Christi! Sie verstummen mit großem Schreck, Furcht und Zittern. Legen ihm darauf das schwarze Buch vor; das macht er auf und besieht den Titel, der lautet: LIBER OBEDIENTIAE.

Das Buch des Gehorsams.

Darauf fragt der AVTOR; wer sie wären? Sie sagen, sie konnten sich selber nicht. Er fragt weiter: was sie an diesem Orte machten? Sie antworten: sie erwarten mit Schrecken das große und strenge Gericht GOTTES, zu empfangen, was ihre Taten wert sein. Er fragt: was sie gewirkt bei Leibes-Leben? Sie zeigen auf einen Vorhang, dahinter werde er die Zeichen und Zeugen ihrer Handlungen finden.

Er zieht den Vorhang beiseite, und sieht eine große Menge von allerlei mörderischen Waffen; auch alte, halb, und ganz verweste Materien von unterschiedenen Dingen, gleich einem Meß Kram- oder Jahrmarkts-Waren, samt etlichen Menschen-Gebeinen und Hirnschädeln etc. Woraus erschienen, daß ihnen ihre Werke nachgefolgt und sie Räuber und Mörder gewesen sind. Wie

auch die Historien in der Schlesischen Chronika vom Zottenberge und von dem darauf zerstörten Raub-Schloß samt anderen glaubwürdigen Denk-Zeichen noch heut zu Tage bezeugen.

AVTOR fragt ferner: Ob sie sich zu solchen Werken bekenneten? Sie sagen: Ja. Er: Ob es gute oder böse Werke wären? Sie sprachen: böse. Er: Ob es ihnen leid, daß sie solche böse Werke gewirkt? Sie antworteten nichts, erzittern nur. Er fragt weiter: Ob sie bekenneten, daß sie hätten gute Werke tun sollen? Sie antworten: Ja. Er: Ob sie auch noch gute Werke tun und wieder gut sein wollten? Sie antworteten: sie wüßten es nicht.

Er sagt: GOTT, das höchste Gut, hat alle Dinge, sonderlich aber die Menschen, gut und zu guten Werken erschaffen. Weil ihr denn bekennet, daß eure Werke böse sind, obwohl ihr hättet gute Werke tun sollen, so müßt ihr bekennen, daß auch euch GOTT anfänglich gut und zum Guten erschaffen hat und ihr also gute Werke tun sollt und tun könnt, so ihr nur wollt. Denn GOTT hat nichts böses gemacht, noch unmögliches zu tun geboten. Sie sagen: Sie wissen von keinem wollen, sie könnten in sich nichts finden noch empfinden Böses oder Gutes zu wollen.

Er hält also an sich und spricht: Ihr seht ans euren eigenen Werken, daß ihr erstlich gut gewesen und gutes gewollt, aber euch vom Guten entbrochen habt und böse geworden seid: denn es ist nach GOTT kein Ding so gut, es kann böse werden, wenn es sich von GOTTES guten Willen scheidet und sich zu seinem eigenen bösen Willen kehrt. Hingegen ist auch nichts so böse, es kann wieder gut werden, wenn es sich zu dem ganzen hält, von welchem es abgewichen ist. Und solches darum, weil GOTT keinen Gefallen an den Gottlosen hat, sondern will, daß ihnen allen soll geholfen werden und sie zum guten kommen. Wie es nun möglich gewesen ist, daß ihr euch dem guten entnommen und aus dem guten in das böse gekommen seid: also ist es auch nicht unmöglich, daß ihr aus dem bösen wieder zu dem guten gelangen könnt und mit GOTT, dem Höchsten und einigen Gute und Ganzen versöhnt werden könnt. So ihr nur das einige Mittel, nämlich den Willen wieder gut zu werden und zu GOTT zu kommen, ergreifen und darin beharren wollt.

Sie werden darüber bestürzt; befinden auch etwas Änderung bei sich selber, stehen dennoch im Zweifel und Unwissen, ob sie könnten oder wollten.

Weil aber unterdessen die Stunde dieser Offenbarung verlaufen und die Zeit zum Ausgange vorhanden war, läßt AVTOR die drei Männer auf weiteres Besinnen beisammen, zeigt ihnen auch (im Proceß der Höllenfahrt und Auferstehung JESU Christi) den rechten Weg Gottes und nimmt Abschied von ihnen mit Vermelden: Wenn es dem HERRN seinem GOTT gefällig, wolle er über acht Tage wieder zu ihnen kommen. Geht darauf im Namen und Geleite GOTTES wieder aus dieser Höhle des Zottenberges in den Tag hinaus.“

Frankenberg gibt auch die Quelle seines Berichtes an:

„Als ich mich im Jahre 1624 allhier in Schlesien auf einem adlichen Stammhause nahe am Gebirge in allerlei Conversation und Sprachgesellschaft sonderlich von den Wundern Gottes in der Natur befand, kam ich unter anderem auch in Bekanntschaft eines beinahe sechzigjährigen alten (Mannes) Johann Springer genannt.

Er war unter schlecht gemeinen Dorf-Habit nichts destoweniger ein gelehrter Philosoph und geübter Medicus, der des seligen Autoris (Beer) nachgebliebener Lehrschrüler und ein Mann von stillem und gottseligen Wandel war. Dieser zeigte und übergab mir damals die Hand- und Abschrift des gedachten Autoris und seines Büchleins „vom Gewinn und Verlust.“ Er erzählte mir neben vielen anderen Geschichten auch, was sich mit seinem seligen Lehrmeister zugetragen hatte, nachdem Beer den vorwitzigen Kunstbüchern, auch mit Hinterlassung eines ziemlichen Stück Geldes auf den Polnischen Grenzen, das er am Königlichen Hofe erworben hatte, entsagt und sich in ein göttliches Leben gerichtet hatte. Er hatte es noch als ein junger Knabe persönlich aus seinem Munde gehört.“

Es folgt dann der Geisterzwang und noch folgender Bericht Frankenbergs:

„Ob er aber über Tage wieder in den Berg gegangen ist, habe ich von seinem Lehrjünger Springer nicht erfahren können, wiewohl nicht allein dieser Joh. Springer, sondern auch des Joh. Beers hinterlassene Wittib von diesen und anderen Dingen gute Wissenschaft getragen hat. Mit Vermelden gegen ihren Tochter-Mann, einen Evangelischen Prediger zu Adelsbach (von dem ichs mündlich gehört), daß in dieser Wunderhöhle auch noch ein schönes Positiv mit in Silber vergoldeten Clavieren gestanden, hat, auf welchem Johann Beer zu verschiedenen Malen soll gespielt und also ferner mit den verbannten Geistern soll geredet haben.“

Es ergibt sich folgende Kette: Ein alter Mystiker Johann Beer hat seinem Schüler Johann Springer das Manuskript seines Büchleins vom „Gewinn und Verlust“ übergeben und ihm persönlich sein Erlebnis mit den Zobtenmännern erzählt. Springer hat das Manuskript dem Frankenberg im Jahre 1624 ausgehändigt und den Geisterzwang erzählt. Im Jahre 1624 hielt sich Jacob Böhme bei Herrn von Schweinichen in Seifersdorf (Riesengebirge) auf, und Frankenberg besuchte ihn dort. Auch der Schwiegersohn Beers hat Frankenberg das geheimnisvolle Abenteuer erzählt. Frankenberg hat 1641 alles zu Papier gebracht und nach seinem Tode hat Fiebiger das Manuskript 1704 veröffentlicht. In dem Frankenberg'schen Manuskript ist auch näheres über das Buch vom „Gewinn und Verlust“ berichtet:

„Im Jahre 1639 ist ein Büchlein unter dem Titel: „Gewinn und Verlust himmlischer und irdischer Güter“ zu Amsterdam in 12 gedruckt worden. In der Vorrede an der 10. und 11. Seite ist gesetzt worden, daß der Autor (Johann Beer von der Schweidnitz aus Schlesien so ao. 1570 gelebt und 1600 gestorben) Gewalt und Gnade von Gott empfangen hat, in die Berge zu gehen und das darin liegende Gut zu gebrauchen, wie auch den dort eingeschlossenen Geistern zu predigen und sie ihres Irrtums zu überweisen: maßen von den vielerlei Geistern in obenerwähntem Büchlein gar gründlich und umständlich zu lesen ist.“

Prälat Fiebiger fand das Frankenberg'sche Manuskript — geschrieben zu Tarnowitz in Oberschlesien den 15. Heumonats des 1641. Jahres — in Frankenburgs¹⁾ Nachlaß, den Johann Scheffler, — als Angelus Silesius und Sänger süßer Gottesminne bekannt — dem Fürstlichen Gestift zu St. Matthias in Breslau übergeben hatte. Die Veröffentlichung erregte in der Gelehrtenwelt ungeheures Aufsehen. Man kannte die Zuverlässigkeit Fiebigers, des Freundes des Zohren-Abts Siewert. Alle Welt kannte auch Dr. Johann Scheffler, der Frankenburgs Tod in mystischen Versen beklagt hat. Man kannte Abraham von Frankenberg (1593—1652), den Mystiker und Kabbalisten, den Theosophen und Freund Jacob Böhmes, der keiner Lüge fähig war. Aber bis zum heutigen Tage hat keiner das Rätsel dieses Geisterzwanges gelöst. Und doch hat Frankenberg mit klaren Worten den Weg zu dem Gottessucher Johann Beer gewiesen. Das Frankenburg'sche Manuskript ist echt. Wir haben sein eigenes, gedrucktes Zeugnis für die Echtheit:

Frankenberg erzählt 1651 in seiner Nachricht über das Leben Jacob Boehmes folgende Geschichte:

„Als Jacob Boehme etwas erwachsen war, hat er neben anderen Dorf-Knaben das Vieh auf dem Felde hüten und seinen Eltern mit billigem Gehorsam zur Hand gehen müssen. Bei seinem Hirten-Stand ist es ihm begegnet, daß er einstmals um die Mittag-Stunde sich von den anderen Knaben absonderte und auf den nicht weit davon abgelegenen Berg, die Landes-Krone genannt, allein für sich selbst gestiegen ist. Allda hat er zu oberst (welchen Ort er mir selbst gezeigt und dies erzählt hat), wo es mit großen roten Steinen, fast einen Thür-Gerichte gleich, verwachsen und beschlossen ist, einen offenen Eingang gefunden, in welchen er aus Einfalt gegangen ist. Er hat darin eine große Bütte mit Geld angetroffen, worüber ihm ein Grausen angekommen ist. Darum hat er auch nichts davon genommen, sondern ist ledig und eilfertig wieder herausgegangen. Obwohl er nachmals mit anderen Hüte-Jungen zum öftern wieder hinauf gestiegen ist, hat er doch den Eingang nie mehr offen gesehen. Der Schatz ist nach etlichen Jahren, wie er berichtet, von einem fremden Künstler gehoben und hinweg geführt worden, worüber der Schatzgräber (weil der Fluch dabei gewesen) eines schändlichen Todes verdorben ist.

Man braucht sich über solchen Eingang des J. B. in den hohlen Berg nicht groß zu verwundern: Sintemal — wie unter andern in den Schatz- und Bergbüchlein der Walen enthalten ist — dergleichen Wunder-Oerter hin und wieder angetroffen werden. Maßen denn auf dem Riesen-Gebirge, nahe bei dem Hirschbergischen Warmen-Brunnen in Schlesien, sonderlich auf der Abendrot-Burg, unter dem Stein mit sieben Ecken und an anderen vielen Orten zu finden ist.

¹⁾ Ein gutes Ölbild Frankenburgs hängt in der Breslauer Stadtbibliothek. Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Vkd. Bd. XX.

Ja, es ist der fromme und gelehrte, wiewohl wenigen bekannte Mann Johann Beer von der Schweidnitz im Jahre 1570 durch göttliche Vergünstigung so weit gekommen, daß er zu etlichen Zeiten in den Zotten — und andere daselbst herumgelegene Berge ging und die Wunder und Schätze der Erden darin sehen und nach Notdurft gebrauchen mochte. Wie in dem vor wenigen Jahren zu Amsterdam gedruckten Büchlein „vom Gewinn und Verlust leiblicher und geistlicher Güter“, als auch in der merkwürdigen Relation von den drei verbannten Geistern im Zotten-Berge (mit welchen Johann Beer persönlich Sprache gehalten hat) umständlich zu vernehmen ist.“

Frankenstein hat also hier das Vorhandensein des Manuskripts — der Relation — bestätigt.

Johann Beer hat wirklich gelebt. Sein Buch habe ich mit eigenhändigen, handschriftlichen Bemerkungen Frankenbergs auf der Breslauer Stadtbibliothek gefunden (8. B. 1146). Alles, was Frankenberg davon berichtet, ist richtig.

„Gewinn und Verlust. Das ist ein Geistlicher und sehr nützlicher Bericht, wie man allerley Geistliche und Leibliche, Himmlische und Irdische Güter gewinnen und verlihren kann. Herfürgegeben durch einen getreuen Liebhaber der Göttlichen und Natürlichen Wahrheit,“ 93 Seiten und 12 mit einem Titelkupfer „Gewienst und Verlust Himmlischer und Irdischer gütter.“ Ein Druckort ist nicht angegeben, aber es zeigt dieselben Typen wie andere Drucke Frankenbergs, die in Amsterdam gedruckt sind. Der Kupferstich ist signiert A. 1638. In Holland, besonders in Amsterdam, druckten die deutschen Theosophen und Mystiker ihre Bücher. Dort herrschte mehr Glaubensfreiheit als in dem Deutschland des 30 jährigen Krieges.

Das Büchlein trägt die handschriftliche, eigenhändige Widmung Abraham von Frankenbergs an den Herzog Georg Rudolf von Schlesien vom 1. Jan. 1641, und Frankenberg hat das Exemplar handschriftlich ergänzt und sorgfältig die Druckfehler corrigiert. Seite 10 und 11 ist als Autor des Buches J. B. angegeben, — Frankenberg hat am Rande handschriftlich vermerkt: Joh. Beer, Schulmeister zu Reichenau.

Die Vorrede schließt A. V. F., 1. Augusti Anno 1634. „Folget das Büchlein Wie es der Autor beschrieben, und durch J. Sp. seinen Discipul abgeschrieben / Anno 1624 mir in trewen ist communicieret worden.“ Das Sp. hat Frankenberg in Springer ergänzt. S. 89 ist am Schluß das Buch unterzeichnet mit J. B. S. Frankenberg hat handschriftlich darunter geschrieben: Johannes Beer Svidnicensis.

Das Vorwort Frankenbergs S. 10 und 11 gibt neue Fingerzeige: „Wolgedachter Autor J. B. hat im Jahre 1570 nicht weit von Bolkenhain in Schlesien gelebt und fleißig in der heiligen Schrift und im Thavlero studiert. Nachdem er zuvor die Bücher der heidnischen und vorwitzigen Künste hinweg getan, hat er durch unablässiges Gebet und Gottes gnädiges Erbarmen und Einläuchten endlich neben Göttlicher und natürlicher Erkenntnis der Arznei auch die Gabe bekommen, durch die geheime und versiegelte Pforte der Berge in die untersten Oerter der Erde einzugehen und daselbst (nebst würdigem und notdürftigem Gebrauch des inliegenden Gutes) den Geistern im Gefängnis zu predigen, worüber noch heut mündliche und schriftliche Urkunden vorhanden. 1. Augusti Anno 1634. A. V. F.“

Wir sehen aus diesen immer wiederkehrenden Hinweisen, welchen tiefen Eindruck das geheimnisvolle Abenteuer Beers auf Frankenberg machte. Auch Beers Buch schätzt er sehr hoch. Er gab ihm einen mystischen Titelpuffer und schickte das Buch an seinen Herzog als Neujahrsgabe.

Beers Buch enthält folgenden Gedankengang:

„Dieses Büchlein lehrt nicht allein, wie man vergrabene Schätze aus der Erden oder Gold, Silber und dergleichen andre Erze und Edelgestein aus den Bergen bekommen mag, sondern es lehrt auch, wie man allerlei geistliche und leibliche, himmlische und irdische Güter gewinnen und verlieren kann. Lies, verstehe es und greife zum Werk, so wirst Du befinden, daß hierin den Einfältigen nichts zu viel und den fleißigen Aufmerkern nichts zu wenig gesagt sei.“ Von Schätzen ist wenig die Rede. Es gibt vielerlei Geister: Die ersten sind gute Geister, die man Engel oder dienstbare Geister Gottes nennt. Die anderen Geister sind die, welche zwar noch nicht wie die Engel in Gott sind sondern ein herzlich Seufzen und Verlangen haben, daß sie in Gott sein möchten. Geist — Arme Geister.

Die dritte Art der Geister sind böse Geister, die man Teufel oder unsaubere Geister nennt. Die vierte Art der Geister ist die abtrünnigste und allerärgste, aufgeblasenste und lügenhaftigste, nämlich die Geister so in den Menschen sind, die man Doppelteufel oder zweifache Teufel nennen mag. So sie vermahnt werden, daß ihre Werke böse sind, fahren sie zu, schmähen und lästern Gott und die Seinigen mit Worten, höhnen und töten sie.

Der Mensch, der in Gott ist — der Gottesmann — darf den Geistern nahen. Die Engel nehmen ihn mit Freuden auf, den Geist-Armen naht er mit Nächstenliebe, die Teufel gehorchen ihm — er ist so mächtig, daß er dem bösen Geist gebieten kann, von demjenigen Gute zu weichen, das allein Gott und nicht den bösen Geistern zusteht. Sie geben ihm ihre Schätze heraus. Die Doppelteufel gehorchen nicht. Sie lästern den Gottesmann und töten ihn.

Wer aber nicht in Gott ist, darf den Geistern nicht nahen. Sie versagen ihm den Gehorsam: denn sie halten sich für Herren, gleich wie Gott. „Und seind gleich einem Pferdedreck, der mit Äpfeln auf dem Wasser schwimmend spräche: Wir Äpfel schwimmen daher / unangesehen, daß er nicht ein Apfel sondern ein Pferdedreck ist.“ Deswegen halten die bösen Geister auch die

Güter fest, die sie verwahren. Denn wenn sie nichts behielten, so wären sie nicht mehr Herren.

Auch dieses Buch ist ein Geisterzwang. Aber wo Wahl der Hölle mit dem Arcanum und der magischen Räucherei — dem Werkzeug der Schwarzen Magie — entgegentritt und irdische Schätze hebt, zwingt Beer die Geister mit der Weißen Magie, mit der Kraft des Gottes in ihm, und sucht himmlische Güter. Er besitzt die Geheimnisse der „Arznei“ und der Schätze. Der Stein der Weisen war das Geheimnis, gesund und reich zu machen. Die Lehre der Rosenkreuzer und die „Goldene Kette Homers“ (Aurea Catena Homeri) war eine Naturphilosophie, und Beer „beschaut die Wunder der Natur auf philosophische Weise“. „Er besaß das *Mysterium Biblicum* und das *Magisterium Philosophicum*.“

Das Büchlein ist von tiefster Innerlichkeit getragen. Es ist ein Versenken und Versinken in sich; ein seliges Lächeln auf den Lippen verschließt der Gottesmann die Augen vor dieser Welt, um ganz in das Licht seines Innern zu tauchen. Hier hören Raum und Zeit auf, dem Denken zu gebieten. Der reine Geist schwingt sich glorreich in das ewige Licht, und die Welt ist so fern, so weit, daß sie nur noch wie ein Stern flimmert.

Im Vorwort des Buches (1634) erwähnt Frankenberg, daß damals mündliche und schriftliche Berichte von der Zobtenfahrt vorhanden waren. Aber er hat seinen Bericht erst 1641 in Tarnowitz „erstlich geschrieben“ — 17 Jahre, nachdem Springer ihn erzählt hatte, sieben Jahre, nachdem er das Vorwort zu Beers Buch geschrieben hatte. Kann es wundernehmen, daß diese Niederschrift vom Geist und Worte des Beer'schen Buches durchtränkt ist? „Denn es ist kein Ding so gut, es kann auch böse sein; dagegen ist kein Ding so böse, es kann wieder gut sein“, den 6. Spruch des Buches, predigt wortgetreu Johannes Beer den Zobtenmännern. Der Ursprung der Sage ist die alte deutsche Sage von den verwunschenen Bergmännern. Hier sucht einer mit dem Schlüssel christlicher Mystik die verwunschene Pforte zu öffnen. Beers Lehre und seine Tat sind eins.

Johannes Beers Persönlichkeit ist nun in geschichtliches Licht gerückt. Beer wurde in Schweidnitz als Sohn eines Bäckers geboren. In Krakau, der Hochburg der Magie und der Stadt des Königlichen Hofes, studierte er die schwarze Magie, ganz wie Faust, der dort zwischen 1530 und 1520 lebte. Aber er wendet sich von den „vor-

witzigen Kunstbüchern“, von der schwarzen Magie des Anton Wahl ab, und schreitet, wie der Goethe'sche Faust, den Weg von der schwarzen Magie zur weißen Magie. Er vertieft sich in Taulers Gottesminne, er versinkt in der Mystik der Bibel. Als studierter Mann schreibt er gleich vollkommen Deutsch und Lateinisch. 1570 lebt er nicht weit von Bolkenhain, wandert in die Berge und besucht den Zobten. Er ist Schulmeister in Reichenau gewesen und hat als Naturphilosoph in einer einfachen Hütte in Schönberg gelebt. 1600 starb er und hinterließ eine Witwe und einen Tochtermann, der Prediger in Adelsbach war. Sein Schüler war Johannes Springer. Beer steht zwischen Tauler und Boehme. Beers Manuskript lag schon 1600 vor. Boehme (1575—1624) verfaßte 1612 seine erste Schrift, die Morgenröte, die erst 1634 gedruckt wurde. Merkwürdigerweise kam Beers Manuskript erst 1624 — dem Todesjahre Boehmes — in die Hand Frankenburgs.

Auf Beers Grabe blühen die Wunder:

„Noch viele andere und besondere Dinge könnten von dem sel. Gottes-Manne hier angezogen werden, was er für Wunder im Riesen- und anderen Gebirge herum gefunden. Wie er denn auch des Mysterii biblici und Magisterii Philosophici (vermöge seiner hinterlassenen Schriften und Arbeiten) nicht unkundig gewesen ist. Er wollte aber viel lieber unter der Decke seiner armen Bauernhütte und leimernen Wand zu Schönburg mit Gott und freiruhigem Gemüte bleiben, als in den Palästen und Häusern der Gewaltigen und Reichen einherziehen.“

Die Witwe Beers erzählte laut Frankenburg: „Sie hätte gar oft bei Nacht einen lichten Schein neben ihrem Bett gesehen, vor welchem sie sich erstlich entsetzt hätte. Ihr Mann berichtete ihr aber, sie solle sich nicht fürchten. Es wären die heiligen Schutzengel Gottes, welche ihm zum Dienst und Trost gegeben seien und ihre Nachtwache nicht ohne heimliches und heiliges Gespräch von Gott und seinem Wort allda versorgten.“

Wie er bei den Zobtenmännern den Höllenzwang (liber oboedientiae) findet, so hat er den Stein der Weisen besessen, und aus Salomos clavicula — dem goldnen Schlüssel zur magischen Weisheit — wird „ein schönes Positiv mit in Silber vergoldeten Clavieren,“ auf dem Beer das goldne Lied der göttlichen Weisheit spielt.

Weit und geheimnisvoll ist der Weg zu dem Gottesmanne Beer. Die drei Altväter sind aus der ehrwürdigen Tiefe der Berge herausgewachsen. Naturkräfte wurden zum Ebenbilde, das Unfaßbare gewann Gestalt. Es ist die Menschwerdung des Berges: Fortan lebten

die Altväter im Glauben des Volkes. Für Seelen, die von den Offenbarungen der Erde voll sind, wird ihr Leben zum Erleben. In ihnen wiederholt sich die Schöpfung: Sie treten in die Berge und schauen die Altväter. Beer und Boehme kannten die alte Sage. Als ihre Seele auf der Höhe des Berges von der ganzen Sehnsucht nach Gott und der ungeheuren Spannung des Gestaltungswillens gefaßt wurde, als sie nach dem Ausdruck, dem Bilde ihrer Sehnsucht schrie: Da sprangen die Tore des Berges auf. Sie sprachen mit den Altvätern, sie erlebten die Natur und hörten die altersgrauen Stimmen von Wind und Wald und dem Wüsten Schloß. Das Unvergängliche wurde ihnen zum Gleichnis. Aber die Schöpferkraft unserer Träume ist doch von der Kraft des Schaffenden getragen. Jeder Spiegel wirft das Bild anders zurück. Und so schweben die altersgrauen Männer fortan in der Dämmerung der Beer'schen Magie.

Der dichterische Gehalt der Sage hat Dichter und Dichterlinge begeistert. Man blieb an der Oberfläche und entfernte sich mehr und mehr von der Tiefe. Beispiele findet man bei Kühnau I, 546. Burghart 83 ff., Christian Stieff 1737, S. 274 und 731.

Mit dem Beer'schen Geisterzwang ist die Sagenbildung erschöpft. Die Wissenschaft und die Aufklärung überfluten die Welt mit Licht, und mit dem Halbdunkel der Sage ist es vorbei. Hin und wieder blitzt noch einmal der Glaube an das Gold aus der Tiefe. Die Schatzgräber halten zäh an ihrem Glauben fest: 1735 trifft Burghart Schatzgräber bei der Arbeit und man erzählt ihm, daß ein Bürger aus Zobten die Welschen einige Tage vorher verstöbert hätte. Bürde erzählt 1788 (S. 47—50) von einem geisteskranken Weibe, das auf dem Zobten hauste und von Schätzen und Schatzgräbern schwatzte. Die Schles. Prov. Blätter von 1798 (Bd. 28, S. 230) berichten:

„Im Sommer 1797 waren ohngefähr zehn Personen einige Wochen lang auf der Höhe geblieben, um Schätze zu graben. Mein Führer zeigte mir verschiedene Stellen, wo sie Gruben gemacht hatten, und unter andern sah ich einen Ort, wo ein großer Stein ringsumher umgraben war, ohne daß sie ihn herausgenommen hatten. Sie waren arm und schickten immer einige aus ihrer Gesellschaft in das Tal hinunter, um Nahrung für sie zu erbetteln. Übrigens lebten sie ganz ruhig und taten niemandem etwas zuleide. Ihren Aufenthalt hatten sie in einigen Gewölben, die noch von ehemaligen Gebäuden übrig sind.“

Es war die Zeit um das Abendrot des 18. Jahrhunderts, die noch einmal die Welt in Gold tauchte. Alchemisten und Rosenkreuzer grubeln über dem Stein der Weisen. Auch nach Zobten ist einer von ihnen versprengt worden.

Die Schles. Provinzialblätter 1792, July, Seite 45/46, berichten:

„Das Städtchen Zobten ist ein schlecht gebauter, unbedeutender Ort; die Gegend aber ist desto schöner. Die Einwohner nähren sich meist mit Ackerbau und von Verfertigung verschiedener Holzwaren. Es lebt dort ein Mann namens Sievert, von dem ich doch ein paar Worte erzählen will, da er vielleicht schon manchem Reisenden viel Unterhaltung verschafft hat. Man hält ihn für einen Bettler; er ist's auch, aber von der Gattung der stolzesten Menschen der Art. Er gibt sich für einen Adepten aus, dem es nicht fehlen könne, den Stein der Weisen zu finden, und der schon manches Geheimnis der Natur in einem hellen Lichte erblickt habe. Er war aber keineswegs mit seinen entdeckten Geheimnissen geheimnisvoll. Er erzählte viel von den verborgenen Schätzen des Zobtenberges. Schade, daß der Unglaube unserer Zeit Herz und Geldbeutel verschließt, und daß niemand — sich selbst und diesem armen Manne zum Besten — sich zur Hebung der Schätze versteht! Er zeigte nicht gemeine chemische Kenntnisse; Widerspruch und Zweifel waren ihm aber sehr unangelegen. Wahrscheinlich hatte ihm die Goldmacherkunst den Bettelstab in die Hand gegeben.“ —

Wiederum ist die Götterdämmerung einer Welt hereingebrochen, und die Mystik erhebt aus den Trümmern ihr Haupt. Die Menschen unserer Zeit werden im Zobten kein Gold und keine blauen Saphire suchen. Sie suchen den smaragdgrünen Wald, das Sonnengold und den blauen Himmel. Die Altväter werden aufs neue mit der Stimme des Waldes und mit Bergpsalmen zu ihnen reden. Und das weiß eine Zobtensage¹⁾ vom Ende der Welt zu melden:

„In tiefsten Bergwald weilen die Siebenschläfer. Ihre Rosse am Zügel haltend, den einen Fuß im Bügel, den andern auf der Erde, so stehen sie da, Mann und Roß im tiefsten Schlaf versunken. Wenn das Ende der Welt gekommen ist, erwachen sie und schwingen sich auf die Rosse.“

In unseren Tagen sind die Siebenschläfer erwacht und führen uns im Kampf gegen die Welt.

Literatur.

1592. Franciscus Faber (Köckritz) *Primitiae Silesiacae sive Sabothus et Silesia*. Erster Druck 1592 in Nic. Reusner *Itinerarium*. Beste Ausgabe 1715 von Gottfried Tilgner. Großer Commentar bei Földener 1731. Teilweise übersetzt bei Burghart.

¹⁾ von Riedel 1873 in Schles. Pr. Bl. S. 26 aufgezeichnet, vgl. Kühnau III, S. 17.

1638. Johann Beer „Gewinn und Verlust“. (Amsterdam 1638) mit Vorrede von Abraham von Franckenberg.
1651. Abraham von Franckenberg. Gründlicher und wahrhafter Bericht von dem Leben und Abschied Jacob Boehmens 1651. Abgedruckt in der Gesamtausgabe Gichtels 1730.
1667. Naso. Phoenix Redivivus. Breslau 1667. S. 250. 297.
1667. Johannes Praetorius. Gazophylaci Gaudium. Das ist: Ein Ausbund von Wünschelruten. 1667. S. 225.
1679. Bohuslaus Balbinus. Miscellanea Historica Regni Bohemiae. Prag 1679 I. S. 17.
1700. Martin Prause. Ordentlicher Wegweiser auf den Zothenberg. Ohne Jahr (Stadtbibliothek).
1704. Michael Josef Fibiger. Silesiographia renovata. Breslau 1704. S. 137 ff. (Neuausgabe von Henels Silesiographia 1613, sehr erweitert!)
1718. 1723. Sammlung von Natur- und Medicingeschichten. 1718. S. 939 ff. 1723. S. 169 ff.
1720. Georg Anton Volkmann. Silesia subterranea. 1720. Teil II. cap. II § 9. S. 197. 208. 212. 220. 266. 33. 18. 104. 203.
1720. F. W. Sommer. Silesia ante Piastum. 1720. S. 37 ff.
1781. Oeconomische Fama. Teil V num. II S. 30 abgedruckt bei Volkelt S. 171 — 190 und Burghart S. 152.
1736. Gottfried Heinrich Burghart. Iter Sabothicum. Breslau 1736. S. 55. 83. 150. 152. 166.
1737. Christian Stieff. Schlesisches Historisches Labyrinth 1737. S. 274. 715—734.
1764. C. G. Lehmann. Nachricht von Walen. 1764. S. 104. 105.
1775. M. Johann Volkelt. Gesammelte Nachrichten von Schles. Bergwerken. 1775. S. 102. 157. 170—190.
1788. Samuel Gottlieb Bürde. Der Zobtenberg nach der Natur gezeichnet Breslau.
1792. Bruchstück einer Reise in die Grafschaft Glatz. Schl. Prov. Bl. 1792. Bd. 16. S. 45. 46.
1798. Eine Reise von Breslau nach dem Zobtenberge. Schl. Prov. Bl. 1798. Bd. 28. S. 213—237. besonders 230.
1842. Über die Benutzung des Serpentin in Schlesien. Schl. Prov. Bl. 1842. Bd. 115. S. 113.
1873. R. Riedel. Volkstümliches vom Zobten. Schl. Prov. Bl. S. 25 ff.
1900. Codex Diplomaticus Silesiae. 20. S. 83. (Walenbuch).

Wortgeschichtliche Studien III.

Von Dr. Georg Schoppe in Breslau.

Die hier vorgelegte Zusammenstellung verdient die Überschrift nicht. Sie ist mehr wieder ein Beitrag für das schlesische Wörterbuch. Anfangs war die Absicht, wie in den im 18. und 19. Bande der Mitteilungen erschienenen Abhandlungen, ein paar wortgeschichtliche Fragen in breiterer Ausführung vorzulegen. Der Anfang dazu war auch gemacht, da fielen aber beim Durchsuchen der Zettelkästen eine Menge Belege heraus, die für das Schlesische wichtig schienen. So bekommt die ganze Arbeit etwas Zusammenhangloses. Die Belege von der Hedwigslegende wollen einen Vorschmack liefern für das, was aus dem Werke herauszuholen ist. Hoffentlich ist es bald möglich, den geplanten Neudruck mit sprachwissenschaftlicher Einleitung und Wörterbuch fertig zu stellen. —

Abbilden. „Nicht kan man dies vorschreiben oder mahlen, es lasset sich mit keinem Circel oder Feder entwerffen oder abbilden. A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 66. (vgl. DWB.)

Abdachung von Gombert, Grosz Strehlitzer Programm 1888/9 Seite 2 aus Londorp vom Jahre 1616 belegt, findet sich sehr oft bei Speckle 1582 Architecture an Vestungen.

Abkehren. (vergl. Fischer I, 34 s. v.)

Und dir solt ich auch nicht abkeren

Du loser Schelm?

A. Calagius 1599 Rebecca B 7^a.

Abstechen. Der hohe Ofen wird gewöhnlich alle 12 Stunden abgestochen, d. h. das aus dem Erze geschmolzene Eisen wird aus dem Herde, wo es sich gesammelt hat, abgelassen und theils in Gänsen, theils in Blechen gegossen. J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 268, zu Gans vgl. DWB. IV, 1, 1, 1265 d.

Abtritt findet Weigand-Hirt schon 1678 bei Kramer. Beinahe 100 Jahre früher steht es bei J. Kellner 1589 Beschreibung deß

Königreichs China 24: ‚Derselbigen Gassen jede hat drey oder vier Abtritt, oder gemeine Örter, die fleißig besorgt werden, damit diejenigen, so zur unvermeidlichen Leibs Notturfft gedrunge werden, die gemeinen Gassen nicht verunreinigen.‘

Adamisch. ‚Das alte adamische, irdische, tödliche Fleisch .. gehört in die Erde.‘ A. v. Frankenberg 1676 *Nosce te ipsum* 110.

Alberkuzen: J. Scheffler verwendet das Wort nicht selten, z. B. in der Ausgabe seiner gesammelten Streitschriften, der *Ecclesiologia*, vom Jahre 1735 Vorrede 4^b. Denn da wird er sehen, wie — alber Albertus gealberkutzet .. hat,‘ I, 460^b: ‚Wird also der Jurist bekennen, daß .. der Praedicant ignorantiam defendendi gegeben, und alberkütze;‘ I, 462^a: ‚Denn die ganze Welt wird sehen, daß er gealberkutzet hat.‘ Davon wird gebildet Alberkuzerei; bei J. Scheffler, a. a. O. I, 541^b: ‚Pfuy dich der alberkutzerei!‘

Allgemeine Bildung. Habe ich auf den Ausdruck nicht genügend geachtet, oder taucht er wirklich erst am Ende des 18. Jahrhunderts auf? Mein frühester Beleg stammt aus dem Jahre 1793 bei J. Fr. Rehmann, Briefe über Jena 91: ‚Unsere allgemeine Bildung oder vielmehr — Verschliffenheit kommt der neuen Eleganz gar sehr zu Hülfe.‘ Nicht unerwähnt aber soll bleiben, daß ein jüngerer Bekannter, dessen Studien über die Bauernbefreiung in Schlesien ziemlich weit gediehen waren, als der Krieg ausbrach, der nun schon lange in Rußland ruht, mir erzählte, er habe den Ausdruck in einer Beschreibung der Waldenburger Verhältnisse gelesen, wo lobend die allgemeine Bildung der dortigen Bevölkerung erwähnt worden sei, worunter man verstanden habe, daß die Bevölkerung Fertigkeit im Lesen und Schreiben besessen. —

1807 fand sich dann der Ausdruck bei Ernst Wagner, Reisen aus der Fremde in die Heimat (sämtliche Werke VII, S. 29): ‚Vollends in Rücksicht der allgemeinen Bildung ist und bleibt der erhabenste Grundsatz dieser, daß von dem gebildeten Regenten selbst alle Kultur ausgehen und sich der gesamten Menschheit seines Staates mitteilen müsse.‘ Im Original sind die Worte gesperrt. Darf man daraus schliessen, daß damals der Ausdruck anfang schlagwortartig zu werden? Von dem 3. Jahrzehnt ab häufen sich die Belege. A. H. Niemeyer 1824 Beobachtungen auf Reisen IV, 1, 18: Er war ein gewaltiger Sprecher, auch nicht ohne eine gewisse allgemeine Bildung.‘ Vgl. noch IV, 2, 339, 347. W. M. L. de Wette 1828 Theodor I, 76: ‚Die allgemeine Bildung, die er sich verschafft

hatte, war eine gute Grundlage, auf der er weiter bauen konnte;“ A. H. Rehberg 1829 *Polit. histor. kl. Schriften* 252: Herr Müller bemerkt zwar mit Grunde, daß das englische Recht, weil es ganz national ist, doch zur allgemeinen Bildung von Staatsmännern mehr beitragen kann, als das römische Recht in Deutschland.“ Der Satz stammt von einer Besprechung des mir vor der Hand nicht zugänglichen Buches von Adam Müller, 1808/9 *Die Elemente der Staatskunst*, die zuerst in der *Allgem. Lit. Zeit.* 1810 erschienen war. In Schleiermachers Briefwechsel mit Garz steht der Ausdruck S. 81, Pückler-Muskau verwendet ihn öfter in *Tutti Frutti* (1834) z. B. II, 28: „Bei dieser vortrefflichen Verfassung des Militärwesens . . fängt sich bereits auf das sichtbarste eine allgemeine Bildung zu entwickeln an; und III, 105: „welche (Verfassung) Willkühr verbannt und der allgemeinen Bildung ein sicherndes Organ in der Volksrepräsentation gestattet.“ Aus der späteren Zeit seien nur noch ein paar Namen mit Quellenstellen angegeben: W. v. Rahden 1846 *Wanderungen* I, 371; C. Venedey 1839 *Preußen und das Preußentum* 75; V. A. Huber 1855 *Reisebriefe* I, X; *Soziale Fragen* (1869) VII, 20. 22. usw. Zu den größten Gegnern der sogenannten allgemeinen Bildung gehörte bekanntlich de Lagarde. Man vergleiche z. B. *Deutsche Schriften* 180: „Wir müssen aufhören, dem von Hegel und dem Provisor alles Giftes im deutschen Unterrichtswesen, Johannes Schulze, in die Luft gemalten Phantome einer allgemeinen, das heißt, alles Wissenswerte umfassenden und in jedem gleichmäßig vorhandenen Bildung nachzulaufen.“ Diese bescheidenen Beiträge machen natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, verzichten auch auf weitere Bestimmung und feinere Unterscheidungen im Sprachgebrauch: sie wollen nur die Aufmerksamkeit auf den Ausdruck hinlenken und zur weiteren Nachspürung über sein Aufkommen aufordern.

Altreuss(e). Vgl. DBW. I, 273, VIII, 953: Weigand-Hirt II, 48, *Lexen* I, 45. „Ich füge zu den wenigen Belegen ein paar hinzu. Paulus Amnicola 1524 *czu errettung den schwachen Ordenspersonen* H 2^a: „und heut am tage seynt sie, mit yren schriftten, zu knyrschen, und zu nichte machen, die yrende und vorfuhrliche lere Luters des altreussens, der alle vortylgte ketzerey vornawet, und wyder flycket.“ J. Agricola 1585 *Terentii Comoedia Andria* 2: „Ein rechter Altreuß, unsers Herr Gotts Poet“; ähnlich 4^b „Altreißen dicuntur Satores privati.“ A. Beier 1685 *der Meister bei den Hand-*

werken 211. „Hier sind die Altreußen also Schuster, die nicht in der Zunft sind.“

Altweiberisch. „Zugeschweigen daß man eine abergläubische altweiberische Volltaufe daraus machen . . sollte. A. v. Franckenberg 1684 Jordanssteine 137.

Ampel damit bei seinem Grabmahle . . eine brennende Lampe (oder wie man hier spricht Ampel) unterhalten wurde.“ J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 49.

Anberg, das im DWB. fehlt, haben wir bei E. G. Happel 1685 Rel. curiosae (1685) II. 144^a: „die traurig-erstorbene Gestalt der Anberge;“ ferner bei K. Sallmann, (1880) neue Beiträge der deutschen Mundart in Estland. 58: Anberg — die sanft ansteigende Böschung eines Hügels; mnd. anbergt.“

Anführen. vgl. Gombert, Groß-Strehlitzer Programm 1888/9 Seite 4, wo das Wort in der Bedeutung täuschen aus Stammers Übersetzung des Sleidanus vom Jahre 1557 beigebracht war. Hierauf bezieht sich Weigand — Hirt I, 59. Etwas früher ist folgende Stelle aus Joh. Herolt 1540. Vom Adel und Furtreffen Weibliches geschlechts D₄^b: „Das der teuffel dem weib so gefahr gewesen, und sie also zum ersten anzuführen begierig, ist der ursach geschehen.“

Anگlemmen: „Damit nu unser Hertz . . auch zur Gottseligen frewde vber dem thewren Verdienst Jesu werde angeگlemmet, so haben sie uns bald vrsach wollen geben.“ V. Herberger 1611 Passionzeiger 35. Wir haben die schwache Beugung des Wortes also nicht erst im 18. Jahrhundert!

Anheimsuchen: „mit was für schweren hart-drückenden Landstraffen und plagen . . der gerechte und eifferige Gott unser Vaterland etliche Jar hero nacheinander anheimb gesucht“. Abraham von Franckenberg 1646 Christl.-Fürstl. Bedenken und Außschreiben 102.

Angeiglichkeit. (im DWB. nur aneiglich aus Claudius.) „Ferner vergleicht die heilige Schrift den Himmel mit einem auß Ertz gegossenen, Crystall hellen, höchst-polirten, reinsten durchscheinenden Spiegel, darinn aller Geschöpfle, Gattungs-Arten, Leben, Sitten, Angeiglichkeiten und Handlungen durch der Gestirne und Planeten Bezeichnungen aufs klarste erscheinen.“ A. v. Franckenberg 1684 Gemma magica 54. (geschrieben 1641.); und Seite 43: „denn es unterstehet sich die luft, ihrer Natur, Eigenschaft und natürlich-angebohrnen Aneiglichkeit nach, alle Dinge in die luftige Art durch dünnemachen und austrucken wieder zurück zu bringen.“

Aufschwinger. Sintemual Memmo, von dem die Menisten genennt werden, nicht ihr Anfänger, sondern nur ihr Auffschwinger oder Fendrich gewesen ist. J. Scheffler, Ecclesiologia I, 365^b.

Augenrohr (fehlt ein DWB.) Wie durch obgedachtes Augen Rohr vor wenig Jahren in Frankreich . . wahr genommen' Abraham von Franckenberg 1646 Oculus Sidereus D₂^a.

Ausbürgen:

er hat den todt erwürget,
und uns all ausgebürget,
das uns forthin nichts schaden kan,
so wir bleiben auff seiner ban.

V. Triller. 1553 ein schlesisch singebüchlein K₄^a.

Ausgrünen. (in DWB. ohne Beleg, nur in der Bedeutung desinere virere). „und wird ein neu Gewächs durch Christi Tod in uns ausgrünen. Abraham von Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 117.

Ausschlag. (vgl. DWB.) „und mit gerechtem Ausschlage das Werck des Herrn trewlichen zu befördern wissen.' Ab. v. Franckenberg 1649 Über und Wider den Greuwel der Zerstörung 24. Das Wort bedeutet hier natürlich Erfolg.'

Ausschrift. „daß ihr mich in der Außschrift für einen Meister der H. Schrift achtet, daran thut ihr zu viel. A. v. Franckenberg 1684 Jordansteine 8.

Ausschweifen.

„So sah man hier und dar
Wo selbst der Erdengrund ganz ausgeschweifet war,
Der stärksten Eichen Stämm und Buchen niedersinken.'

G. E. Scheibel (Breslau 1752) Witterungen 10.

Aussprutten. „und erlosste also balde, diße schwester, vonn der ferlichkeit des grades (der Gräte), welches ir als balde aus ihrem halsze quam, und gantz blutfarbe also ausspruttte.' 1504 Hedwig-legende 43^a.

Bangsam: (vgl. DWB. I, 1105; Sanders I, 78; Ergänzungswb. 39. Das Wort tritt hauptsächlich bei schlesischen Schriftstellern auf. „In diesen stillen, und bangsamen Einöden.' G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 103.

Bannerflüchtig. ist von Gombert, Groß-Strehlitzer Programm 1888/9, Seite 11 aus dem Jahre 1528 belegt worden. Früher (1441) haben wir das Wort im Cod. dipl. Lus-super. 4, 197; dann bei S. Grunau, Prenßische Chronik II, 4.: „dem sollte man das Haupt

abschlagen wie einem bannierflüchtigen, Caspar Guetel 1522 Eyn selig new jar J₄^a: „nicht wie panerflüchtiger treulosen buben art ist;“ Egranus Ungedruckte Predigten 25: „Zeitlich wehren sie bannierflüchtig worden.“

Bärtel. „Eigentlich ist in dieser Tracht (der Schlesierinnen) nur der Kopfputz oder das sogenannte Kasket national. . Der vordere Theil (des Kaskets) heißt das Schiff, und der hintere der Deckel. . Zur Schleife oder Masche, wird ein reiches Band genommen. Unter das Kinn hinab laufen zwei schwarze Bänder, die mit Flor oder schwarzen Spitzen besetzt sind, und die Bärtel heißen.“ J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 169.

Baum. „Ein solcher Hörner- oder Hornschlitten hat die größte Ähnlichkeit mit unsern gewöhnlichen Rennschlitten. Nur gehn die gekrümmten Bäume oder Kufen nicht vorn in eine Spitze zusammen, sondern stehn richtauf wie Hörner.“ J. Fr. Zöllner 1793 Briefe über Schlesien II, 195.

Bedingsschluss. „dann auch der Magnetischen Natur und Eigenschaft, gedachte Bedings- oder Behülff-Schluß von Beweglichkeit der Erden, for sich genommen.“ A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus B₄^b; Bedingungsschluss steht C₂^a: „Als ich achte . . nit darfor, daß der Vorgestellte Bedingungsschluß, von Beweglichkeit der Erden, und unbeweglichkeit der Sonnen, nach yhrem rechten Verstande, so gar hart, wieder und von dem Geist- oder Sinne der Biblischen Sprüche anstoß- und abstümmig, noch auch den übernatürlichen Glaubens-Puncten zugehörig sein solle.“ Bedings-Satz. B₂^b.

Bedürfnis. Wie alt ist die Redensart: einem dringenden (längst gefühlten) Bedürfnis, u. a. abhelfen? Mein ältester Nachweis stammt erst aus dem Jahre 1833: „sondern um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen.“ A. F. W. Crome. Selbstbiographie 174. „Einem lange gefühlten Bedürfnis unserer Nation ist abgeholfen.“ H. Marggraff 1837 Bücher und Menschen 135. „Die von Ihnen unternommene Zeitschrift kommt einem sehr gefühlten Bedürfnis der Freunde des vaterländischen Altertums entgegen.“ Uhland 1840 an M. Haupt. Briefe III, 165. „entsprach es (das Büchlein) auch . . wie man zu sagen pflegte, einem längst gefühlten Bedürfnis. L. Steub 1888 Aus Tirol 210. „Einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen.“ A. Glasbrenner 1844 Verbotene Lieder 129. „Es (die Gründung einer katholisch konservativen Leitung) ist ein wahres und weithin gefühltes Bedürfnis.“ J. Fr. Böhmer

1840 an Hurter (Janssen II, 404). „Ich möchte gern für ein gefühltes Bedürfnis arbeiten.“ P. Cornelius. (21. Juli 1852) Literar. Werke I, 128; Ein solches Werk war in der That längst ein „Bedürfnis.“ J. Böhmer an Kurt von Schreckenstein (Janssen III, 274.).

Begreiflichkeit. „darinnen (in der ewigen Natur) keine Begreiflichkeit, auch nie gewesen ist.“ Abraham v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 53.

Bein-Schelle. im DWB. erst aus Jean Paul belegt, findet sich bedeutend früher bei dem Schlesier F. v. Troilo 1676 Orientalische Reisebeschreibung 196: in welchem (Marmorstein) große eiserne Ketten mit Fesseln oder Bein-Schellen eingeklammert sind gewesen.

Beispieligkeit: „Sint dem mol das si innerlich in der gewysen reinikyt bluethe, und ausserlich mit glantze der gutbeispiellichkeit schein, so was das lop ires namen tegelich, 1504 Hedwigslegende II^b.

Beistimmung. „damit ich nicht die Concordantz und Beistimmung der Christlichen Kirchen etwas von Glaubensachen auff die Bahn führete.“ A. v. Franckenberg 1667. Von dem Rechten Kirchengenhen 58.

Beleiern.

„Daß man den ersten Lebenstag
Und seinen Freund beleyer.“

Glätz. Monatsschrift 1799 S. 507.

Bergfall. (im DWB. ohne Beleg.) „welche den Berg-Knappen öftters durch einen Schall oder Laut ein Zeichen des künstigen Bergfalls geben.“ A. v. Franckenberg 1684 Gemma Magica 33.

Besacken sich. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 216) „und weil er sich aus Gerhardo .. so wol besackt daß er sich auch mit Luthers lateinischem Text verräth, so streitet er.“ J. Scheffler Ecclesiologia I, 597^a.

Besagen. (vgl. DBW. I, 1540). „Alhi was beclaget und besaget dy heilige H. von einem yrem kernerer vor dem hertzoze yrem herren. 1504 Hedwiglegende 19^b; und 20^a: „und sich alszo baldt hinumb drehete czu dem besager;“ besagen heißt hier natürlich ansagen, angeben, verläumdnen; in demselben Sinne steht auch versagen 20^a: czu einer czeit wart sy vorsaget, bey yrem herren von eynem kamerer.“ Vgl. DWB. XII, 1034.

Beschmeisz (nicht im DWB).

„Sich, wie mein Leben heut verblühet,
Durch Meineyd und Beschmeisz versengt,
Gleich als ein Blum durch dürd gekrenckt.

A. Calagius Susanne C₄^a. Zu Dürde vgl. DWB II, 1720.

Bestärkung: „Jedoch umb etlicher noch Unwissenden unterricht, und der Wissenden fernerern Bestärkung willen wollen wir nur ein einiges, so aber anstatt vieler anderen genugsam beglaubet, und wohl Merck- und Folgwürdig seyn kan, nemlich hiernach gesetztes Christfürstliches Bedencken Außschreiben.“ A. v. Franckenberg 1646 Christfürstl. Bedencken 6.

Beteilten: „... daß die Beute sehr reichlich sein müßte, wenn alle Weiber und Kinder damit betheilet werden solten.“ G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 234.

Betrappeln. (vgl. DWB. I, 1709).

Sie geben vor, wie sie dieselb
Weiß nicht, ob vielleicht im Gewelb
Betrappelt, oder in dem Garten

A. Calagius 1604 Susanna C₈^a; für betrappeln gebraucht der Dichter auch betrippen:

„Am Wort und Pfort du mußt bestan
Sam habet im Ehbruch sie betript.“ B₆^b.

Betrüttling? „Unsere Bischöffe haben allein Gewalt Priester zu beruffen und zu weihen, haben sie aus dieses eures Betrüttlings unmöglicher Umbstossung, und ihrer selbst eignen Bekändtnuß zu erkennen.“ J. Scheffler Ecclesiologie I, 641^b.

Bezeichnen: „Auch underweylen betzeichnenete sy mitt demselbigen bilde (der Mutter Gottes) dy krancken, szo wurden sy also durch die gnade gottes . . . gesundt von ihren kranckeytten.“ 1504 Hedwiglegende 32^a: d. h. Sie machte über sie das Zeichen des Kreuzes.

Bezeichnung. „das zehende und letzte Gebot stellet uns die Art der Beschaffenheit auffß breiteste genommen vor Augen, in welcher alle Classen der Bezeichnungen zusammenstoßen.“ A. v. Franckenberg 1684 Gemma Magica 138.

Bildichkeit. „Eine ewige unendliche Bildichkeit Göttlichen Willens und Worts, daraus das ewige Liebe-Wort von Ewigkeit urständet.“ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 50.

Bildreich. (vgl. Lexer I, 275.) ‚Eine Bildreiche Form eines vollkommenen Menschen, das wir lernen gleich stehen, und uns lassen in allen dingen, wie es Gott über uns angesehen hat.‘ A. v. Franckenberg 1634 Gewinn und Verlust 50.

Bildsam. Weigand- Hirt und Kluge, EWB. berufen sich auf Gomberts Ausführungen, Groß-Strehlitzer Programm 1892/93, Seite 14 fg., der als frühesten Beleg Stellen aus Wieland vom Jahre 1751 und 1752 anführt. Wir haben aber das Wort bereits aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts: Johann von Neumarkt, das Leben des heiligen Hieronymus 54 (Benedict): ‚Umgurtet euer hufft mit der keuschen reinikeit, traget brinnende licht in euren henden bildsames lebens, das aller menniglich gebezert werde;‘ und Seite 128: ‚Aber leider, das ich doch mit grossem smertzen reden muz, ist ir gar lutzel, die sulcher heiligen bildsamen leben, iren tugentlichen Werken, irer meisterlichen lere volgen wollen.‘ Bildsam bedeutet hier ‚vorbildlich.‘

Böckinzen. (Seine Gestalt ist)

Nicht hübscher, denn des andern, Alt,
Erdfarben, krätzig, rauch triffäugicht,
Bökintzend, hinckend, kurtz, Zanlückicht,
Groszmäulicht, und breit uber Rück.

A. Calagius 1604 Susanna C₅^b. (nach dem Bocke riechen.)

Bocksbeutelei: ‚Bocksbeutelei in edle Wohltätigkeit verwandelt.‘ Schl. Prov. Bl. (1865) 41, 619.

Brauen: (vgl. DWB. II, 323, 3)

‚Bleib, hör, was hab dein Fraw gebrawen.‘

A. Calagius 1604 Susanna B₈^a und C₇^a: (einbrauen.)

‚Fehlt kaum, mein Gsindlein hat gebrawen.‘

Brautlauf.

‚Die Gäst wendt ab vom großen Mal,
Ihrs Feldes, Viehs, und Brautlauffs wahl.‘

A. Calagius 1602 Kurtze Summarien B₁^a.

Brücken (pflastern).

‚Die Gassen alle sind durchaus
Mit klarem Gold gebrückket.‘

J. Scheffler 1677 Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge 64.

Bug: (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 88; DWB. II 494), und rennen in vollem Biegen, so weit nicht hohes Gras vorhanden, mit

ihren leichten Pferden davon.' G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 238.

Bügeln. (vgl. DWB.) 'Sie (die Schleißerinnen oder Schleußerinnen) sorgen für die Reinlichkeit der Zimmer, ziehen die Dame an, stricken, plätten, oder (wie man hier spricht) bügeln.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 168.

Bürgerrecht: mußten wir beyde ins loch kriechen, und also zu Damasco das Bürger-Recht annehmen.' F. v. Troilo 1676 Orientalische Reise-Beschreibung 451. Ironisch gebraucht, sie wurden gefangen gesetzt.

Bussucht: 'daß dannen hero sie auch dem Menschen solche äußerliche harte und strenge Buß-Zucht mit Fasten, Wachen, Beten . . auferleget.' Abraham von Franckenberg 1684 Jordanssteine 37.

Dalde? 'wenn sy dar eyunn (in die Kirche) kam, dalde czohe sy dy (Schuhe) wider vonn den fussen.' 1504 Hedwiglegende D₃^b. (mox nudatis pedibus.) vgl. nld. dadelijk = sofort?

Dank. (vgl. Mitteil. XIX, 222). Ich trage noch nach, I) Dankgratia bei Matthis Zell 1523 Christliche Verantwortung f₂^b: 'sondern wöll gern annemen verstandt, wohår er kôme, auch gern volgen wer jn fürte, vnd jm darzu großen danck sagen.'

II) Dank-Wollen. 'Blibet abir ein wie tot adir lam von einis mannis schuldin unde doch an sinen dank, unde tut her do sinen eit czu, her blibet is ane buze, als hie vor geredit is.' Neumarkter Rechtsbuch 185 (Meinardus); 195: 'also daz is gescheh an sinen Dank.' 'du wüsts (das Evangelium) müssen on dein danck vnd mit zerstörung deins gantzen reichs lassen fûrgon.' Matthes Zell, a. a. O. b₄^a; 'also muste der gute Keyser on sein danck auff sein, und jm Siriam zihen, Anno 1228.' N. Amsdorff 1534 Ein kurtzer Auszog F₄^b: 'sie sagen man hab jm das Keyserthumb vnd die Kron wider seinen danck vnd willen auffgedrungen.' W. Waldner 1567. Von Ankunfft des Römishen Kayserthumb's an die Deutschen 61: 'da müssen auch die frembde Gåst bey jhnen, mit flaisch essen, oft ohn jhren danck.' M. Eisengrein 1568 Beschaidene . . erklärung 17^a; 'aber da sie vor dem Schloß lagen, ward das Haus gespeißt ohn jren danck.' Hans Regkmann 1619 Lübeckische Chronik 78.

Danklich. (vgl. Lexer I 417) 'dy (Schuhe) nam sy denglichen auf, und trug dy. 1504. Hegwiglegende 23^a. (gratanter accipiens.)

Dauer (vgl. DWB. II, 839)

„Dich lang bedenckst, und siehest saur,
Ich setz dir mit dem Spiesz ein taur.“

A. Calagius Rebecca 2, ^a. (Zeitraum, Zeit.)

Daumenmässig (nicht belegt.) „Welcher Staub . . wie an dem aller subtilsten Bley-Staube, der kleinen daumenmäßigen Sandführlein zusehen, gleichsam wie Wasser ist.“ A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus G, ^b.

Dohne. (vgl. Mittel. XVII, 84.) „O wie ein schrecklicher großer jammer ists, wenn ein ubeltheter ein jar, zwei, drei oder vier im elend umblaffen, ein monat zwei oder drei in einem tieffen, finstern und unfletigen thurm sitzen, eine halbe vierthel stunde an der dohne stehen und kaum zwei oder drei augenblick lang mit fewer angestoßen werden.“ Sigismundus Suevus 1572 Trewe warnung, für der leidigen verzweiffelung G, ^b.

Dohnen:

„Das jung gewohnt, und alt gedohnt,
Mehr dann zu viel, der Arbeit schont.“

A. Calagius 1595 Rebecca D, ^a.

Drängeln. (vgl. Gombert, Festschrift für die dreizehnte Hauptversammlung des allgem. D. Sprachver. (Breslau 1903) 52 fg. Hinzugefügt sei aus einem Briefe Lünings an L. Feuerbach vom 4. August 1861 eine Stelle (W. Bolin II, 271): „und es ist möglich, daß der Philister sich durch den dummen Schluß in dem Grundsatz befestigt, nur niemals zu drängeln.“

Dreiblätterich: „alles nach der Heiligen Gottes-Lehre, und dem Hochedelsten Schatze des Dreyblätterichen Wunder-Buchs der Natur, zu dem Grunde der Weißheit-Liebe und Hochedelen Chimiae durch das wahre Oehl . . hervorgesucht und herausgegeben.“ A. v. Franckenberg 1675 nosce te ipsum, Titel.

Dreschgärtner.

„Da feyrte keinen Tag der Dreschegärtner Müh
Und unverdroßner Fleiß.“

G. E. Scherbel (Breslau 1752) Witterungen 7.

Drüs(e) (vgl. DWB. II, 1459, 3.)

Weh mir, potz druß.

A. Calagius 1599 Rebecca F, ^a.

Durchriss: „sondern dieser hoch verdamliche Durchriß in

seinem freyen und sichern Hinlauff zu lassen sei.' A. v. Franckenberg 1667. Von dem rechten Kirchen-gehen 29.

Durchschaulichkeit: (nicht im DWB.) ,Diesem heiligen Blicke, und selhigen Auffgange der gebenedeyeten Morgen-röthe Göttlicher Weißheit, aber nun etlicher maßen entgegen zu gehen, ist allhier in nächstfolgendem Bericht, von Bewegung der Erden und den Lichtern deß Himmels, die bis anhero versiegelte Pforte zu der Gestirneten Tieffe, oder unbeglaubeten Durchschaulich-heit der sichtbaren Welt eröffnet.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus 5.

Durchschnitt. (vgl. Gombert, Programm 1896/7 Seite 10, der das Wort im Sinne von Durchmesser aus dem Jahre 1653 belegt.) , . . . mir Anno 1643 eine faculam Solarem gewesen, welche größer als der dritte theil Diametri Solaris, in der Sonnen Durchschnitt gewesen.' A. v. Franckenberg 1644. Oculus Sid. C₄^b.

Dürfen: (vgl. Drechsler, Germ Abh. XI, 97.)

„Jetzt darff ich deines fleiß und trew.“

A. Calagius 1599 Rebecca a₇^a.

Dürrlendig.

„Ja mein ich, du den Teufel banst,

Als etwa ein dürrlendig Hun.“

A. Calagius 1599 Rebecca C₆^b.

Eigenheit: Mitteil. XVIII, 81 war die Hoffnung ausgesprochen, daz es vielleicht gelinge, die Bindeglieder für das Wort aus dem mhd. in dem Anfang des 18. Jahrhunderts zu finden; hier kann inzwischen ein Beleg aus dem frühnhd. beigebracht werden: ,Die herren retten b(ruder) Gangwolffum an, und er auch sprach, es wer min eigenheit mitgeben, er solte des unchristlichen hundes Witolden brieff nit aufnehmen.' S. Grunau, Preußische Chronik I, 731 (Perlbach.)

Im 17. Jahrhundert ist das Wort im Kreise der Spiritualisten ganz gewöhnlich. Ich gebe eine kurze Auslese der Belege. F. Breckling 1660 Speculum 42: ,Von dem täglichen Kampf und Streit des Geistes in uns, wider uns selbst, wider alle Höhen und Eigenheiten, wider den inwendigen Antichrist . . ' cf. dessen Christus triumphans (1661) Seite 111; ferner bei Q. Kuhlmann 1684 Der Kuhlpsalter I, 19:

„Hoehr Vater, hoehr die ungerechte Wort!

Beschau den Trutz, mit dem er dich wil trutzen!

Wo Falschheit sich der Warheit gleich darf putzen!

Wo Eigenheit Uneigenheit genannt.“

II, 53: „Sie haben sich in eigenheit verstrickt,

Und meinen sich von deiner lieb unglückt;“

ferner bei J. Podarge 1699 Sophia 15:

„Der (Nektarmost) da so reichlich fleußt, und die so recht ersuncken,
Aus Ihrer Eigenheit im Geiste machet truncken;“

diese Verse wiederholt G. Arnold 1700 Das Geheimniß der göttlichen Sophia II, 110. S. 77: „aus dem Principio der Eigenheit und Selbstheit;“ 1704 Vier Tractätlein A₂^a: „völlig mit ihm seiner Eigenheit abgestorben ist.“ Unendlich häufig gebraucht das Wort G. Arnold. Z. B. 1700 Das Geheimnis der göttlichen Sophia II, 2. „Und sie (die Seele) selbst verlangt auch stets mit lieb zu sein belegt Wo sie den Verlust nicht oft nach der eigenheit beweist.“

vgl. II, 132: „entzündet im blitzten Des Grimms die Eigenheit:“

II, 244: „Geh aus dir selbst und deiner Eigenheit,

So bistu in der Welt von Welt befreit.“

Weitere Belege aus Arnold wären 1701 Göttliche Liebesfunken I, 75. 130; „Jesus und die Seele“ 1701 152. Von hier breitet sich dann das Wort weiter aus und übernimmt es Zinzendorf, Goethe u. a. Vgl. auch Konrad Burdach, Faust und Moses 740 fg.

Einbildung. „Dacz es eine ungeschickte Einbildung sey, von dem großen Jahre der Welt.“ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 41.

Einergebenheit: „dargegen aber, er ohne unsern Rath und That, jedoch mit gänzlichen Einergeben- und Gelassenheit unsers Willens das Werck unserer Seeligkeit und Rechtfertigung für Gott allein in uns wirken.“ A. v. F. 1684 Jordanssteine 61.

Einfächigkeit: „Des Elements Einfächigkeit und große Macht ist mit unaufflößlicher Verknüpfung an des Geistes Natur verbunden.“ A. v. F. 1688 Gemma Magica 19.

Einfassung: „Und bleibt doch ein Hauchen des Ungrundes, eine Schiedlichkeit der ewigen Stille, eine ewige Außtheilung und Einfassung seiner selbst.“ A. v. F. Nosce te ipsum 50.

Eingebilden: „vnd sy do szwangk ezu bleiben bey ir, uff das sy ir mochte eyngepilden, das heilige gebethe.“ 1504 Hedwiglegende 33^b.

Eingebildet: „Unnd also lasset sie (die Natur) Ihr kein Joch, oder aufgespärretes Dach von vorgefasseten Meinungen, vnd eingebildeten Machtschlüssen anlegen noch auffdrängen.“ A. v. F. 1644

Oculus Sidereus C₇^b. u. B₁^b. „wieder dehren eingebildeten haß-dünckel und Wahnwitz.“

Eingebrotet: „In welchem Evangelisten hat Christus gesagt, . . daß sein Leib eingebrodtet und eingeweinlet sei?“ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 695^a.

Einheimsen: Weigand-Hirt findet das Wort zuerst bei Stieler 1691. Es läßt sich aber früher nachweisen. J. v. Ramingen 1567 Oeconomia C₂^b: „die fruchten und abnutzungen einzuheimischen und zu verwahren; Franciscus Alvares 1573 Beschreibung von den Landen des mechtigen Königs von Ethiopien. 227: „also das er von allen solchen gütern, nichts in sein Kammern einheimsen sondern alles gehörter gestalt außspenden lesset;“ „wann wegen der mißgewächs keine Früchten eingheimset werden;“ B. Lang 1645 Zinß Scharmützel 172; das Hauptwort die Einheimbsung steht bei demselben 170: „sondern allein die einheimbsung der Früchten hindertreibe.“

Einlein: (vgl. Diefenbach 541^a s. v. solus.) „gingk si eins mals eynn leyn in die kyrchen. 1504 Hedwiglegende 74^a.

Einräumung: „den bösen Einraumungen, einfällen, oder Gedancken, bald im Anfang steuren.“ A. v. Franckenberg 1675 Mir nach 15.

Einseuffzen: „... so, durch das Spiraculum Vitarum Dei sanctum, dem Adamitischen Aerden Kloß von Anbegün ist eingesäufftzt.“ A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus H^{1b}.

Einteigen: „Und hätte freilich der arme Beker sein einteigen, mögen bleiben lassen.“ I. Scheffler Ecclesiologia I, 459^b.

Einwinkeln: „Schwangere Frauen thun wol, dacz sie zuvor zur Beichte kommen, ehe sie sich einwinckeln, damit sie in Kindesnöten desto fröhlicher beten können.“ V. Herberger 1613 Hertz Postilla I, 768.

Elbisch: (cf. DWB. III, 402.) „Ein brnder prediger ordens, sam elwisch vortoret was.“ 1504 Hedwiglegende CC₅^a (quasi freneticus erat.)

Empfindlich: Wie fremd dem md. und der damaligen Schriftsprache das Wort war, beweist J. Mathesius, der es unter die Kanzleiwörter rechnet: „Stadtschreiberische Wort: Beschließlich, Entpfindlich, Erwinden, schinden und binden, Entsprießen, Beschießen.“ 1591 Erklärung der Episteln an die Corinthier I, 22^a.

Empfindungsvoll: (vgl. Gombert, Groß Strehlitzer Programm 1896/97 Seite 18.) Früher als hier nachgewiesen, haben wir das Wort bei H. W. v. Lohenstein 1725 Poetischer Zeitvertreib 178.

Emporkömmling: (vgl. besonders Gombert, Festschrift (Breslau 1903) Seite 53 f.; W. Feldmann, Zs. f. d. W. XIII, 99. Im Anfang des 19. Jahrhunderts gebraucht das Wort ganz gewöhnlich und mehrfach Elisa von der Recke in ihrem 1804 geschriebenen, aber erst 1815 gedruckten Tagebuch einer Reise; z. B. 4, 97: „Diese neuen Anmaßungen des französischen Machthabers erinnern an den römischen Glücksritter Rienzo, so auffallend, daß die naheliegende Vergleichung zwischen beiden Emporkömmlingen sich von selbst aufdringt.“ Seite 100: „So lebt er (L. Napoleon) im Schoße einer lebenswürdigen Familie, umgeben mit allen Reizen der feinsten, geschmackvollsten Ueppigkeit, die sich jedoch sorgfältig entfernt hält von jener prahlerischen Schwelgerei, welche sonst für Emporkömmlinge so viel Verführerisches hat.“ Schleiermacher 12. I. 1807 an Fr. v. Raumer: „alles scheint nur darauf berechnet zu sein einen unsichern Emporkömmling durch Benutzung jedes niedrigen Interesses zu befestigen.“ Lebenserinnerungen von Raumer I, 83; . . . könnten sonst diesen grössten Emporkömmling (sc. Napoleon) verleiten, der Welt einen Trank zusammen zu quirlen. I. G. Scheffner, 1821 Mein Leben, Beilage E (geschrieben 25.—28. Dez. 1812.) Der Emporkömmling ist Napoleon Bonaparte.

Entfreien: Lasset uns ringen und kämpfen, bisz wir den Gegensatz unsers Treibens überwinden, ja bis sich scheidet Seel und Geist, Licht und Finsternusz, die Zeit, da wir der nichtigen Hülffe sollen entfreiet und entledigt werden, ist nahe, auff welche ewige Belohnung erfolget.“ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 19.

Entlosen: „Man milcket sie, so lang sie Milch geben wollen, Es were denn, das sie entlossen wolten, oder vngefehr acht oder neun Wochen ehe denn sie Kalben.“ Martinus Grosser 1590 Kurtze . . Anleitung zu der Landtwirtschaft I₃^a.

Erbaulich: (Weigand-Hirt belegt das Wort erst aus Stieler.) „Worbey ingleichen erbaulichen zu betrachten.“ A. v. Franckenberg 1649 Über und Wider den Greuwel der Verwüstung 21: „dasz ich seeliger und erbaulicher erachte die Schrift . . . mit stillen und andächtigem Geiste daheime zu lesen.“ 1667 Von dem rechten Kirchengehen 42: das Hauptwort Erbauung steht Über und Wider den Grenel der Verwüstung 11: Dasz wir wünschen, wie auch wohl

zu hoffen, das Werck des Herrn möchte eröffnet, und die Tieffe des Rathes und der Gerichten Gottes . . . zu mániglicher wissenschaft, nachricht und Erbauung, auf das Ebene gesetzt werden.'

Ergremsen: (vgl. Lexer I, 633. Weinhold 29^b.) ‚Durch kluge rede vor sunytte herrenn David, der szere dergremst was.‘ (irritatum.) 1504 Hedwiglegende a₃^a.

Erkenntnisvoll: (nicht im DWB.) ‚also wird nicht sonder grund, dafür gehalten, daß es, der, in seinen vielen Geist- und Erkäntnusz vollen Schrifften bekannte Abraham von Franckenberg, ein Schlesischer von Adel, gewesen.‘ Vorrede zu A. v. F. Nosce te ipsum (1676) 7. Geistvoll wird im DWB. für ein Erzeugnis des 18. Jahrhunderts gehalten, weil das Wort bei Stieler fehlt; Weigand-Hirt belegt das Wort denn auch erst 1741 aus Bodmer.

Erörterung: ‚. . . wie nichtsweniger dieselbigen zu weiterer Nachforschung und gántzlicher Erörterung, dieser, noch sehr unbekandten und Unbeglaubeten Grundsatzungen gantz getreulich ermahnen wollen.‘ A. v. Franckenberg 1644. Oculus Sidercus E₁^b.

Erpicht sein auf etwas belegt Weigand-Hirt zuerst aus Fleming und Gryphius. Wir haben den Ausdruck aber bereits früher: ‚waren darauf so erbicht, das sie kein ander gedanken haben mochten.‘ A. Scherdiger 1591 Novae novi orbis historiae 64; 121 ‚das jhr auff das schlechte Metall also erbicht;‘ F. Rhot 1587 Jesus Sirach I, 199^b: also auff den Geitz erpicht sein.‘ Ich füge noch hinzu: ‚So auff seinen Feind erpicht.‘ J. Bohemus 1656 Horaz A₄^b.

Erschöpfungsbuch: vgl. DWB. III, 969 Erschöpfung = creatio. Wie Er dann selbst im Erschöpfungsbuch [Genesis] von sich (das hochzubejammern) hören lässet; Es gereue ihn, dasz Er Menschen gemacht habe.‘ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 6. Vorrede

Erwerber: ‚so müszen wir doch baydes den Erwärber und das Erworbene, námlich Christum und sein Reich In uns haben, empfinden, erkennen, und Großachten; auch darinne bleiben.‘ A. v. Franckenberg 1675 Mir nach 65. (geschrieben 1639.)

Essig: Sie sind über dieses so faul und träge, daß sie ohne Noth kein Pferd besteigen sondern in und bei ihren Hütten immer sitzen und liegen, so unbeweglich, als ein Eßig auf seinem Hefen.‘ G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 227. Mir nicht verständlich.

Feix: (vgl. Kluge, EWB⁸ 132) ‚dasz ein jeder Heintze und Cuntze, Feixs und Knirps, zum Richter über sie bestellt sei.‘ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 195^a u. ö.

Ferngesicht. (vgl. Gombert, Programm von Groß Strehlitz 1896/97 Seite 30, der das Wort auch bei dem Freunde des Abraham von Franckenberg, dem J. Scheffler nachweist, . . . sondern sie nur zu den Weltkundigen Exempeln und Schriften, . . . Meilenzeiger Ferngesicht und dergleichen . . . gewiesen.‘ 1644 Oculus Sidereus B₂^a.

Feürlicht (im DWB aus Rückert.) ‚aus dem ewigen Feurlicht seiner Liebe.‘ A. v. F. 1676 Nosce te ipsum 46.

Flammig. ‚Das von yrem hertzen eynn flamige crafft drangk.‘ 1504 Hedwiglegende 20^b.

Flatter-Asche: (nicht belegt) ‚aber inwendig nichts als stinckende und todte Loder- und Flader-Aschen in sich haben. A. v. Franckenberg 1684 Jordanssteine 45.

Fleck: ‚Als I. von den . . . Funcken und Flecken der Sonnen ist bei den alten keine Nachricht zu finden.‘ A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus C₄^a. (vgl. Weigand-Hirt, Sonnenfleck.)

Fließsborn (nicht belegt.) ‚uff das si entpfinge den flyesborne seines worttes.‘ 1504 Hedwiglegende 26^b. (ut ceteris dormientibus quasi furtive susciperet auris suae venas susurri ejus.)

Flitt. (vgl. Weinhold 22^b, s. v. Flitzpfeil?)

Dazu man dörfft ein Eichen Flitt

Damit yhr hochmuth etwas breeh.

A. Calagius 1604 Susanna C₆^b.

Fösten:?

Ein Ziege föstens (Die alten Böcke) ohne ihr,

Derselben wolt ich lauffen zu.

A. Calagius 1604 Sussanna D₂^a.

Flurzaun. ‚und für die ausersten Fleur(!)-Zäunen Plancken aufrichten.‘ 1680 Schlesische Infections-ordnung A₃^b.

Fractur: (vgl. Gombert, Zts. f. d. W. VII, 139; Programm des Kgl. Wilh. Gymn. 1908 Seite 13, Ladendorf 89.) Früher hinauf als diese Belege reicht folgender: ‚. . . auch fein mit grober Fractur hindten auff den Buckel schreiben köndte.‘ B. Sartorius (cr. 1612) Der Schneider Genug- und Sattsame Widerlegung 5.

Fragsüchtig: (nicht im DWB.) ‚Ob nun jrgend einer oder der ander von der Schaar der zerrütteten Zäncker und fragsüchtigen Wortkrieger, hierüber zörnen . . . wollte, der mag es . . . thun.‘

A. v. Franckenberg 1646 Christ-fürstliches Bedenken und Außschreiben 9.

Fratt. cf., DWB. IV, 1, 1, 67: Weinhold 23^a; Drechsler, Germ. Abh. XI, 111)

So gehds uns armen Peuerlein,
Das wir der Hunde Wärter sein,
Da wir mit unsern Kindern fratt, (mager)
Das liebe Brodt nicht haben satt.

A. Calagius 1599 Rebecca C₂^a; 1602 Kurtze Summarien B₅^a:
,Dem Weib, die lang gewesen frat,
So bald den Saum sie rüert wird ratt.'

Frostkältig. (fehlt auch bei Lexer). ,Wy wol dy frawen dy bey ihr waren oft erkanntten das sy gantz frostkeldigk war. 1504 Hedwiglegende 20^b.

Frühklügelei. (fehlt im DWB.) ,so der menschliche Witz mit seiner früh-klügeley nicht zuvor, oder zu hülffe käme.' A. v. Franckenberg 1684 Jordanssteine 68.

Fucke. (vgl. DWB. IV, 1, 1, 3 61.)
Kein wunder. (daß sie ohne Schmuck ist.) Denn kein kârgern Fuck Niemals als jhren Mann ich sah.

A. Calagius 1604 Susanna A₅^b,
Wo fern ich nicht den schlimmen fucken,
Den Cham, heut zahlt mit barem geld,
Wil ich ein schelm sein aller welt.

A. Calagius 1549 Rebecca C₂^a.

Futter. ,Als wir nun ohngefahr vier deutsche Meilen, in einem Futter schon geritten waren, kamen wir an einem Ort der Ginim hiesse.' F. v. Troilo 1676 Orientalische Reisebeschreibung 410; ,in einem halben Tage und einem Futter leicht zu erreichen, Zach. Allert 1627 Tagebuch 23. (Krebs.)

Gabehaftig. (vgl. Lexer I, 721.) ,und den armen beweyste sy rechte gobehaftige myldikeyt.' 1504 Hedwiglegende A₂^b.

Galg. (vgl. DWB. IV, 1, 1, 1172, 4.) ,Wohin nahm denn die Flucht der Galg?'

A. Calagius. 1604 Susanna B₈^a.

Gattungsartig (nicht im DWB.) ,Die innere Natur oder Seele der Erden aber ist gantz und gar geistlich, lebhaft, die mächtigste und einfachste, wodurch das Element in seiner Gattungs-artigen

Eigenschaft und den gantzen Körper vertheilten wirkung, unbeweglich . . bestehet.' A. v. Franckenberg 1684 *Gemma magica* 27.

Gegäck ,der (sc. der Teufel) volles unflätigen und unreinen gegäckes ist.' J. Scheffler *Ecclesiologia* I, 510^a; Schand-Ge-gäcke 1677 Sinnliche Beschreibung 24.

Gehei (DWB. IV, I, II, 2340; Schmeller I, 1026) ,Und das ich nicht kom in Gehey.'

A. Calagius Susanna C₂^b.

Geheier. (vgl. DWB. IV, I, II, 2350.)

Komm wider, ob der alt Geheier,

Wie gestern, auch heut umbher leyer?

A. Calagius 1604 Susanna E₈^a.

Geheimnisvoll: (im DWB. und bei Weigand-Hirt aus Rädlein 1711 belegt.) ,daß diese Geheimnüssvolle Schrifft, unlängsten zwar ohne Vermeidung und Beysetzung des Verfassers ist zuhanden gekommen.' A. v. Franckenberg 1676, *Nosce te ipsum*, Vorrede.

Gehög. mhd. gehüge. adj.)

,Und wird jhn ja so gutt, das er

Im weichen Bett schlefft, denckt ir mehr,

Wie bald jhn sein sorg wecken mög,

Und recht. wie sichs ziemt, halt gehög.'

A. Calagius 1599 Rebecca E₅^b.

Gekrappel.

,Da fängt sich ein Gekrappel an

In allen Todten Häusern:

Ein jedes macht sich auf die Bahn,

Kein Bein kan sich entäusern.'

J. Scheffler 1677 *Sinnl. Beschreibung* 12.

Gemeinsüchtig (nicht im DWB.) , . . so (sc. die Laster) auß solchem Gemeinsüchtigen Gewerb und unserem Antreiben, aber inwendig aus schlecht gegründeten Wohlmeinen, im wahn-Glauben und Mosaischen Buchstaben, von Zeit zu Zeit sehr häufig herfür kommen.' A. v. Franckenberg 1667. Von dem rechten Kirchen-gehen 28.

Gemütsgabe. (vgl. DWB.) ,sondern er (Abraham v. Franckenberg) hat auch, seine, des seel. Jacobs Böhms, geistliche und himmlische Gemüthes Gaben vor andern, durch Göttliches mitwürcken, erkennet und ergriffen.' 1676 Vorrede zu Franckenbergs *nosce te ipsum* 7.

Gepläke.

„Sie reitzten auch noch andre an
Mit ihrem Schand-Gegäcke;
Und brachten fast nichts auf die Bahn.
Als sündiges Gepläke.

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung der vier letzten Dinge 24.

Gequacker: „Ja (er war) ein Frosch voller Lügen und unreines Gequackers. J. Scheffler, Ecclesiologia I, 290^a.

Geruht. (vgl. DWB. s. v. ruhen 4.)

„Auch führet ein geruhten stand.

A. Calagius 1599 Rebecca B₂^b.

Geschläder: (vgl. DWB. IV, I, II, 3901; Weinhold 84^b unter schlottern.)

„O fänd der Axt ich einen Stil,
Wenn er mir würd mit seim Geschläter,
An jhm würd ich zum ubelhäter.“

A. Calagius 1599 Rebecca E₂^a.

Geschlapper: „den (sc. den Durst) du mit den Trebern und den geschlapper . . nimmermehr stillen wirst.“ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 603^b.

Gesittsam. (vgl. DWB. s. v.)

Wenn ich, nechst Gott, dir eine find,
Die from, Gottfürchtig, gsittsam, lind,
Wilte dann sein mit jhr zufrieden?

A. Calagius 1599 Rebecca C₃^b.

Gespröde. „bald dieke Wolken, bald Regen-Gespröde.“ 1717 Breslauer Sammlung von Natur- und Medizin- usw. Geschichten II, 4.

Gespül:

„Wenn ihnen Satan gütlich wil,
So füllt er ihren Rachen
Mit Hüttenrauch, koth und Gespül
Von grauerlichen Sachen.“

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 42.

Gestalt. Mitteil. XVII, 90 war aus V. Herbergers Hertz Postilla das Wort „Gestälde“ angemerkt und mit einem Fragezeichen versehen worden. Eine Erklärung finden wir bei I. Petters (Prag 1864) Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Röhmens 29: „Das steife Mieder der Bauernweiber im Braunnauer Gebiet heißt die Gestalt (Pl. Gestälde).“

Gesund. (vgl. Schmeller II 307; DWB. s. v. u. a)

„Aufs Herrn gesund, in einem suff.“

A. Calagius 1599 Rebecca E₈^a.

Gesundheitsdirector. „ . . und folgendes dem Gesundheits-Directore angemeldet.“ 1680 Schlesiens Infections-Ordnung 11; 13: Gesundheits-Pass; 12: Gesundheits-Zettel.“

Gevatterle, das. (Das Wiesel) Man warnt die Kinder nicht in Erdlöcher zu gucken, es könnte „a gevatterla drinnen sein und das Kind anblasen.“ Schles. Provinzialblätter 1870, 606.

Gewerbsweise: „ . . und das Evangelium, auff eine solche fleischliche Art und gewinnsüchtige Gewerbs-Weise . . zu predigen.“ A. v. Franckenberg 1684 Jordansteine 92.

Gewisshaft: „uff das hernachmals dy gewisschafft des geschehen czeichens, dester clerlicher ertzeiget mochte werden.“ 1504 Hedwiglegende Cr₂^a. „(ut postmodum patrati certitudo miraculi evidencius valeret.)“

Gewülk. „wie eine große Sünde es sei, solche große gewülcke umb den Halß tragen.“ Joh. Scharffenberg (Breßlau 1584) Neue Zeittunge 31^b.

Gewülle. „Was er wieder den Papst einwendet, ist alles miteinander nichts als ein untereinander geschüttetes Gewülle oder in sich verwirrter Misthauffen.“ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 201^b.

Gickel. (vgl. Schmeller I, 884.)

„Villeicht, das sie der Gückel reit.“

A. Calagius 1604 Susanna E₁^a.

Gigacken. Hierauf gigackt er das alte Gänse gegacke.“ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 578^a.

Gramschafft.

„Sie wagen manche Schantz

Und setzen jhn mit Gramschafft zu.“

A. Calagius, Susanna C₇^a.

Grasen. „Sintemal sie (Die Eulen) den kräen . . nach jhrem Neste hinterlistiger Weise grassen.“ M. Wiesaeus (Breslau 1625) *Εὐδαμοσία*.

Gratschen.

„Er scharrt, gratscht, und greißt nach Geld,

Schnapft nach den höllschen Fliegen.“

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 52,

Grauerlich.

„Wenn ihnen Satan göttlich wil,
 So füllt er ihren Rachen,
 Mit Hüttenrauch, Koth und Gespül,
 Von grauerlichen Sachen.“

J. Scheffler a. a. O. 42.

Greinader (nicht im DWB.) Ich kan nicht darfür, das ich der Frauen mit der Wahrheit die Greinader getroffen habe.‘ J. Scheffler Ecclesiologia I, 522^a.

Der kühne Griff: Büchmann 441. Dieses berühmte Wort des Präsidenten Gagern war bald in aller Munde. Aus der reichen Fülle der Belege seien einige angemerkt. M. Hartmann, Reimchronik des Pfaffen Mauricius, Ges. Werke II, 46:

• Der „Gagern“ heißt das erste Schiff.
 Es fährt mit starker Blähung und Spannung —
 Am Hintern das Bild vom kühnen Griff
 Doch vorne fehlt noch die Bemannung‘ und II, 48:
 ‚Da wird euch kein kühner Griff, kein Kniff
 Befreien, nicht jenseits und nicht hienieden.‘ vgl. auch

L. Bamberger, Vorwort zur Reimchronik des Pfaffen Mauricius II, XXI. J. v. Hartmann (7. Dez. 1848) Lebenserinnerungen II, 193: Gagerns „kühner Griff.“ Ungemein häufig verwendet die Redensart Beda Weber 1853 Charakterbilder. Geschrieben wurden die in diesem Bande vereinigten Aufsätze während Bedas Aufenthalt in Frankfurt im Jahre 1848. Seite 471. ‚Und ich glaube, daß dieser kühne Griff glücklicher war als der revolutionäre Traum des preußischen Kaisertums in der Paulskirche‘; ‚In der That, Beisler und Hermann beweisen auch in Bayern den Thatbestand eines kühnen Griffes, der in unseren Tagen schwere Folgen haben kann‘ 343: ‚Und wäre nicht zur rechten Zeit Gagern hervorgetreten um den kleinsten Theil conservativer Hoffnungen durch einen kühnen Griff zu wecken, so wäre auch dieses durch das Ungeschick der zerhackten und zersplitterten Partei zu Gunsten der linken rein verloren gewesen.‘ 352, ‚Um so auffallender ist bei solcher Bewandtniß Stahls „kühner Griff.“ B. Weber Cantons 35; ‚Glücklicherweise wurde dieser „kühne Griff“ später gemildert.‘ K. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaatserei II, 95 (geschrieben 1866.)

Grillenfuss.

„Ja freilich in ein wundernäst (bin ich gewesen.)
 Danher ich wahr mein Herren bracht,
 Damit die Speiß man schmeckend macht,
 Gar seltsam Gwürtz, Reiffpossensaltz.
 Guttschnacken, viel rund, mückenschmaltz,
 Brillschnitzer, schwanckhart, taubenschuß,
 Fein Knotenmengsel, grüllenfuß,
 Frühanenkreh, trautherckerlein.“

A. Calagius 1599 Rebecca E,^b.

Grossbänker. „In Breßlau haben die Balbirer, Becker und Schuster eine gebundene Zunft. Denn ein jeder Barbirer muß seine Werckstatt, jeder Schuster seine Schue-Banck, jeder Becker seine Brod-Banck und Laden, wie auch jeder Fleischer seine Fleisch-Banck haben, und werden daselbst in Groß- und Klein-Bäncker getheilet.“
 A. Beier Jena 1691 Von Werckstätten und Krahmläden der Handwergs Leute 20.

Grossgetu.

„Daß sie sich für dem Großgethu
 Nicht ganz verwundern können.“

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 113.

Grundschuld. „Darum müssen wir den angenommenen Adams-Peltz, das Gehäube der Vergänglichkeit quittieren, und mit diesem den Tribut unserer Schuldigkeit oder die Grundschulden bezahlen.“
 A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 89.

Grütze. „Wie die Frauen mit hitzigem Grütze den feind solten verbrüet haben.“ V. Herberger 1613 Hertz Postilla II, 294.

Gusche. (vgl. Schmeller I, 952; Weinhold 31^b; Fischer III, 752 u. a.)

„Die gusch wil ich jhm bald zuquellen.“

A. Calagius 1599 Rebecca C,^b.

Gutdünkel: „diese Geister verführet ihr eigener hochfahrender muth vnnd guttdünkel, daß sie meinen, alles was sie thun, sei wol gethan.“ A. v. Franckenberg 1634 Gewinn und Verlust 27.

Habe. (Brauausdruck) „Auch würde 4. in der sogenannten Habe durch langsames Kochen der Schleim nicht sattsam extrahiret und hernach deponiret werden können.“ 1717 Breslauer Sammlung Von Natur . . Geschichten II, 94.

Halbschädler. vgl. DWB IV, 2, 212, Halbscheidler; hierher gehört wohl auch das Mitteil. XVII, 92 aus V. Herberger angemerkte ‚Halbschebel‘.

‚da stunden zweene andre halbschädler auf, nahmens Luther und Calvinus.‘ I. Scheffler, *Ecclesiologia* I, 704^b und 705^a: ‚Es sage mir aber ein jetweder vernünftiger mann, wem er eher will beyfallen . . . Einem hergelaufenem Halbschädler, und altem Weibe, oder dem gantzen Rath aller ehrlichen Gelehrten und bewehrten Aerzten und Doctoren?‘ vgl. auch Drechsler, *Sitte, Brauch und Volksglanbe in Schlesien* II, 19: ‚Im Frankensteinschen steht der „Halbschadel“ zwischen Knecht und Pferdejugen.‘ Hier scheint die ursprüngliche Bedeutung durchzuschimmern.

Halunke

‚Weh euch Holuncken, weh.‘

A. Calagius 1599 Rebecca B₅^a.

Hammern. (vgl. Schmeller I, 1107 Hammert. (Umzäunung) und Lexer I, 1164 hamit.) ‚. . daß solche greuliche und abscheuliche Sündenfluth . . mit einem Mittel oder wehr tamme mehr zu hammern oder aufzuhalten sei.‘ A. v. Franckenberg 1667 Vom rechten Kirchen-gehen 29.

Hausmannsleben (nicht im DWB.) ‚. . ‚Kehr ich zum stillen Hausmanns-Leben vom Pfad der Dichtung zurück.‘ S. G. Bürde 1803 *Poetische Schriften* I, 7.

Hechelträger. (vgl. DWB. s. v.) ‚Da suchen die Hechelträger nach Golde.‘ S. G. Bürde a. a. O. I, 262. (Hechelverkäufer.)

Hecken. (vgl. DWB.)

Wil nein, den grundt hörn, sonst ich heck.

A. Calagius 1504 Susanna B₈^b.

Heimat. ‚frolich mit heyle und gesuntheit wider czu iren heymatten gyngen.‘ 1504 Hedwiglegende EF₆^b. (cum salute et gaudio ad propria remearent.)

Heldenmütig. ‚endlich auch die tapffere Thaten der Heldenmüthigen Fürsten.‘ A. v. Franckenberg 1784 *Gemma Magica* 97.

Henkern. (vgl. DWB.)

‚Sie henkern selbst sich daß sie Gott
Nicht haben wollen dienen.‘

J. Scheffler 1677 *Sinnl. Beschreibung* 57.

Herumschappern. (vgl. Weinhold 80^b.) ‚Wir haben einen Ausdruck, der eine solche allgegenwärtige Hausfrauenschaft be-

zeichnet: herumschappern.' J. v. Düringsfeld 1857 Aus Dalmatien III, 115.

Hinbrütig. (nicht im DWB.; vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 140.) ,ich erholle mich zwar Rath's bey den hinbrüttigen und Warsagern, aber ich verlasse doch nicht die Kirche Gottes.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 308^a u. a. a. O.: ich frage keinen Wahrsager, ich suche keinen Hinbrütigen.' Vgl. Siebs, Zeitschr. f. d. Phil. XXIV, 153.

Hochbeweglich: ,Als haben wir solches in hochbewäglische Betrachtung und Obachtung zuziehen.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus A₂^b.

Hohl. Auch erhält man auf der Spindel einen lockeren (oder wie man in Schlesien spricht, hohlen) Faden.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 49.

Hopfen. (vgl. DWB. s. v.)

,Herodes schlemmt, das Mägdlein hopff,
Und nahm dem Teuffer seinen Kopff.'

A. Calagius 1602 Kurtze Summarien B₈^a.

Hörnerschlitten. (fehlt im DWB.) ,Im Winter bedienen sie sich zur Fortschaffung der Lasten der Hörnerschlitten statt der Kracksen.' J. Fr. Zöllner 1793 Briefe über Schlesien II, 195.

Huckenträger. (nicht im DWB.)

,Er (Rübezahl) zeigt sich oft als Huckenträger,
Oft auch als Bettler, mit dem Sacke.'

S. G. Bürde 1803 Poet. Schriften I, 163.

Huff. (vgl. Weinhold Hüffe 37^b, DWB. IV, II, 1871.)

,Doch leg an meine huff vor dein hand,
Und schwer, du wolst ins selbe Land,
Das ich der sachen sei gewis.'

A. Calagius 1599 Rebecca B₂^a, vgl. auch Hedwiglegende a₄^b: ,der huff also fawl was worden.' (cuius ita utrumque femur computruit.)

Hund. ,... ja manchen den schlafenden Hund, oder das Zipperlein, rege machten.' 1718 Bresl. Samml. Von Natur . . . Geschichten III, 775.

Husche. (vgl. DWB. s. v.: Schmeller I, 1185; Fischer III, 1923, wo weitere Literatur angegeben ist.)

,Hat nicht wol ein par Trünck gethan,
Muß bald ein redlich Huschen lahn.'

A. Calagius 1604 Susanna C₄^a.

Igel. ‚Es wird in demselben (Schweidnitzerkeller in Breslau) aus besonders gestalteten Gläsern getrunken, die wie Rheinweinrömer aussehen, und hier Ygel heißen.‘ J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 162.

Indelt. (cf. DWB. s. v. Inlet.) ‚Bettüberzüge (Indelte, wie man hier spricht).‘ J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 77.

Infasslichkeit. (nicht im DWB.) ‚Mercke diese Tieffe der übersinnlichen Unendlichkeit, dann allhier siehestu edles Seelen-Gemüthe den wahren Grund Göttlicher Innfaßlichkeit.‘ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 43.

Insurgent. (Schulz im Fremdwörterbuch belegt das Wort erst später)

‚Dort trägt ein leichtes Roß mit aufgestäubter Mähne
Den wilden Insurgent, der die entblößten Zähne
Womit sein Blutdurst knirscht, mit tollem Geifer netzt,
Und voller Ungeduld den krummen Säbel wetzt.‘

C. G. Stöckel 1748 Gedichte 4. (Zuerst 1745 das befreite Schlesien, Erstes Stück A₂^b.)

Jahrmarktsfahrer. (nicht im DWB.) ‚... als ein gemeiner Jahrmarktsfahrer.‘ 1718 Bresl. Samml. Von Natur . . . Geschichten III, 571.

Juften. ‚Rindleder zu Juften und Blank-Stiefel-Leder.‘ J. Fr. Zöllner 1793 Briefe über Schlesien II, 77.

Kaff? ‚das angesicht am fordern theil dieses monstri ist gewesen gleich einem alten Weibe, hat aufwärts uber sich in die höhe, gleich als es ein kaffen schlage, mit auffgesperrtem Munde gesehen.‘ M. Chr. Irenaens 1584 Von seltzamen Wundergeburten V₁^b.

Kämeler. (vgl. DWB. V. 96. s. v. Kamelot.) ‚doch in großen feyrtagen was sy gecleydet mit eyne schlechten Kemmeler.‘ 1504 Hedwiglegende J₂^a (in sollempnitatibus tamen induebatur de simplici camelino.)

Kamich. Schlesische Geschichtsblätter 1915 Nr. 3, Seite 63 war aus einer Breslauer Urkunde vom Jahre 1538 das Wort beigebracht worden. Es heißt dort: ‚die Ältesten der Zimmerleut be-
kennen, vom Albrechtskloster 2 demselben anvertraute Kaseln wieder-
erhalten zu haben, eine von schwarzem Sammet mit einer Humeral
von silbern Buchstaben und Puckeln, die ander gelb Kemichen.‘ Die
Bedeutung blieb dunkel. Vielleicht führen folgende Stellen zur Er-

klärung des Wortes. Bei Bruno Bucher (Wien 1889) die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau 23 lesen wir: ‚Under eine gantßen stücke Kamchen attlas zamet, vnd gulden borthen.‘ Aus dem Zusammenhange ergibt sich, daß es ein kostbarer Stoff gewesen sein muß. Der Herausgeber vermutet fragend Kamelot. Bei S. Grunau, Preußische Chronik I, 339 heißt es: alles war von kamchen, tamaschken, sammat, und gulden stück gezieret; in den Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt (zum Jahre 1500) III, 1: ‚In dieser Zeit sind aus der Moldau eingeführt worden . . . kamich peciae 3;‘ und II, 125 werden auch erwähnt: ‚guldin kamich. Der Herausgeber vermutet als Bedeutung Goldbrokat. Weitere Belege sind Acten der Ständetage Preußens II, 670 (aus dem Jahre 1445): ‚und die hantwerckerfrauwen sulle keine samytsborthen tragen, sundir balldige und kemmichen und nicht hoger;‘ Frankfurter Zunfturkunden II, 202 fg. u. ö. Eine sichere Erklärung vermag ich nicht zu geben. [Vgl. ital. camice „Chorhemd“. Siebs.]

Kahn. (vgl. DWB. V, 33.) ‚der spiegelglatte See, auf dem unser kleines Kahn in sanfter Bewegung hinglitt.‘ S. G. Bürde 1789. Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise 53.

Kärgel. (vgl. DWB. V, 216 s. v. kärgeln.) ‚nach kurtzer zeit kompt kärgel, wil seinen schatz besichtigen.‘ S. Suevus 1569 Herodes bancket F₃^b. (Geizhals.)

Klimpke? ‚deßhalb man auch in specie der letzten Klimpke klein Holz zulegen müsse, um frisch Feuer zu haben.‘ 1717 Bresl. Samml. von Nieder- . . . Gesch. II, 94.

Klippfall? ‚ist schier kein heiliger, er (der Teufel) hat jhm etwan ein narren keplein angehengt, jhn in sein klippfall und schwartz register bracht.‘ M. Chr. Irenaeus 1570 Adam u. Eva T₂^b. (Wohl klüppfall(e) zu Kluppe gehörend.)

Knall und Fall. (von Weigand-Hirt erst aus Lessing belegt.) ‚einige starben knall und fall.‘ 1718 Bresl. Samml. von Nieder-Gesch. III, 522.

Knollen. (hat hier die Bedeutung quälen, plagen, schinden; DWB. V 1516, knüllen; Schmeller I, 1351.)

‚Wenn du dich hetttest lang gedrolt,
So werestu nicht so geknollt?‘

A. Calagius 1599 Rebecca C₂^a und F₂^b:

‚Wie wol du mich ja schendlich knolst,
Vergeb ich dir und jhnen doch.‘

Kohle. ,einer der nicht durch mancherlei Creutz und widerwertigkeit ober die Kolen geruckt ist, Was weis er von gedult, sanfftmut, Gerechtigkeit vnd andern guten Tugenden zu sagen? S. Suevus 1573 Geistl. Wallfahrth C₆^a.

Kommunmantel. ,Außer dem Schlesischen Kasket zeichnen sie (die Frauenzimmer) sich durch einen langen tuchenen meistens blauen, selten grauen Mannsmantel aus, der einen Kragen mit einer breiten goldenen Tresse hat. Jede Herrschaft muß für die Köchin (oder mit dem hier gewöhnlichen Namen, das Mensch) einen solchen Mantel halten, den sie Commun-Mantel nennen, und ohne den keine Köchin über die Straße geht.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 408.

Kopfzeug. ,eine kattune Mütze (hier Kopfzeug genannt.) J. Fr. Zöllner, 1792 Briefe über Schlesien I, 199.

Kraftleib. (nicht im DWB.) ,Der innere Mensch, als der reine Adamische Krafft-Leib ... empfähet .. das unsichtbare geistliche Wesen,' A. v. Franckenberg 1676 Nosce te ipsum 125.

Kraftwirkung. (nicht im DWB.) ,Die erste bewegliche Kraft-Wirckung dringet aus sich.' A. v. Franckenberg, Nosce te ipsum 44.

Krähenast. ,die dicken mißpelichten Kraenäste der ergerlichen exmpel in der Welt reiß von deinen augen weg, daß du nicht verführet werdest.' V. Herberger, Hertz Postilla I, 521.

Krakse. ,Im Sommer hat der Gebirgsbewohner, um Lasten fortzuschaffen eigene Tragen, welchen auch die Deutschen in Böhmen den Namen „Kracksen“ gegeben.' J. Fr. Zöllner 1794 Briefe über Schlesien II, 195.

Krengeln. (vgl. DWB. u. Weinhold 47^b)
 ,Wie gern die Kindlein krengel
 Der Feind, so gern viel Engel
 Sie schützen, und bewarn:'

A. Calagius 1605 Drey christl. Lieder.

Kreutzgang. (vgl. DWB.V, 2193,3.) ,... sondern der durch den creutzgange dieses jamerthals, dem herrn Christo in allerlei widerwertigkeit nachfolget.' M. Chr. Irenaeus 1589 Spiegel des ewigen Lebens A₂^b.

Kröcken (dasselbe wie krochzen, kröchzen, krockzen; vgl. DWB. s. v.)

„Er muß sich würgen in der Pein,
Und unaufhörlich Kröcken.“

J. Scheffler 1667 Sinnliche Beschreibung 53.

Krollen, kröllen (vgl. DWB. V, 2353.) „... daß ihre Schaafpeltze schöne kleine und kurtz gekrällete Haare oder Wolle haben.“ G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 235. (geloekt.)

Krötengereck. (vgl. DWB. V, 2421; Weinhold 48^b.) „ja wir können uns so fast darauff stewren, das wir auch damit über tieffe Gräben hüpfen, und darinn den gewlichen Unziffer und Krötengereck, giftigen Meulern, Rottengeistern, Tyrannen, Todt und Teuffel ubern Halß springen können.“ S. Suevus 1573 Geistl. wallfahrt A₇^a.

KrümmeL. adj.

„Ein alten Greiß (such ich), ein Ziegenbart,
Ein Habichtnaß, der nimme zart,
Ein breite Gusch, und krümle Fuß
Dem ich nachgeh, nit ohn verdruß,
Dir, wie mich düncket, ehulich sehr.“

A. Calagius Susanna C₁^b.

Kunft (vgl. DWB. s. v. Kumpf.) „mit einem kleinen gebogen kunften nesslein.“ M. Chr. Irenaeus. 1584 seltsame Wundergeburten R₄^b.

Kunstgelehrt „Dan die Weißheit und Warheit ist bey den alten Gottsgelehrten mehr, als bey den heutigen Geist- und Glaublosen Kunst- Welt- und selbs-gelehrten zu suchen und anzutreffen.“ A. v. Franckenberg 1668 Von dem Rechten Kirchen-gehen 58.

Kurde. „Die Ruder gehen zwischen zwei Pfählen und die Bewegung, welche die Arbeiter mit dem Ruder machen, ist Kreisförmig, so als wenn man eine Kurde mit einem Leierkasten dreht. S. F. Scholz 1819 Tagebuch einer Reise III, 31. (Bresl. Stadt Bibl. Hs. 2469.)

Lache. (vgl. DWB.) „czu letzte waren kommen dy selbigen botten czu einer lachen nicht ferre von Viterbien.“ 1504 Hedwiglegende E₄^a; und a. a. O. „Das je yn derselbigen lachenn eyynn fisch gefundenn oder gespuret worden.“

Lächern (vgl. DWB. s. v.) „Du bist wol ein rechtes grobes Kalb, will nicht sagen Ochse. daß du lächerst, was du nicht verstehst.“ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 473^b.

Lagerhaftig (vgl. DWB. und Lexer.) „do wart er kranck, und lagerhafftigk.“ 1504 Hedwiglegende 45^b.

Lagerpunkt. (nicht in dieser Bedeutung im DWB.) als der Stillruhige Lager oder Mittel Punet des Lichtes.' A. v. Franckenberg 1544 Oculus Sidereus C₂^a.

Lämmelbier. „Lämmel- oder Lufft-Bier.“ 1717. Bresl. Samml. Von Natur- . . . Gesch. II, 25.

Landfriede. (vgl. DWB.) „aber ich traute dennoch den Landfrieden nicht, ich gab ihn seinen gebührenden Respeckt, wartete ihn fleissig auf.“ F. v. Troilo 1676 Orient. Reise-Beschr. 629.

Lebensbrunnen (vgl. DWB.)

„Das Edle rechte kommt dir als ein Stroh in gerunnen
Aus Jesu Christi Hertz, und Lebens-Liebe-Brunnen.
zum theuren Löse-Geld zu deiner Seelen Heil,
fällt dirs aufs lieblichste zum schönen Erbetheil.“

A. v. Franckenberg, Nosce et ipsum 18; Lebensflamme 46: „er ist und bleibet das ewige Δ Licht, und die unmaßliche Lieb- und Lebensflamme,“ Lebensfrucht 19: „wir werden gewiß die lange verlangte viel und oft gewünschte Liebe- und Lebensfrucht erndten und ewig genießen; Lebenskraft 24: „O Freude über dieser großen Δ Lebens-krafft und Macht.“ Lebenslicht 19: „daß Δ ewige, unauslöschliche unverzehrlche Lieb- und Lebenslicht scheinet, und wird vom Aufgang biß zum Niedergang scheinen für und für.“

Lehrart. (vgl. DWB.) „Wie bemeldte seine Schrifften, und in Franckreich, Welsch- und Deutsch-Land gethane Professionen, oder Lehrarten und Probstücke genugsam bezeugen und ausweisen.“ A. v. F. 1644 Oculus Sidereus F₃^a; Lehrbericht: „gleich auch die Aerzte in ihren Lehr-Berichten mehr als genugsam andeuten“ 1684 Gemma magica 44.

Liebeifrig (nicht im DWB.) „Siehe du Lieb-eifriges und Wahrheit begieriges Seelen-Gemüthe.“ Nosce te ipsum 23; Liebewillen 46: „Aus dieser Tiefe des ewigen Ungrunds urständet die ewige, Seele Adams, des innern, über schönen, ewigen unsterblichen Menschen aussm † aus dem ewigen Hertzen Gottes im Centrum des Liebe-Willens.“

Leibuschlin. Die Erklärung dieses Hundenamens Mitteil. XVIII, 154 wollte nicht gelingen, sie findet sich bei Ernst Löwe (Berlin 1915) Die jüdisch deutsche Sprache der Ostjuden 5: „So wurde aus Bär „Ber'l“, aber auch „Berisch“ und Berisch'l, aus Löwe wurde „Leib“, „Leib'l“, „Leibusch“. Die Silbe — usch als

Anfügung besonders an Personennamen ist mir aus Oberschlesien ganz geläufig, so wird Georg ein Georgusch aus Max ein Maxusch usw. Ich erinnere mich bestimmt, auch Liebusch als Necknamen gehört zu haben; vielleicht hilft ein anderer weiter. —

Lichtquelle (im DWB. aus Goethe.) ,Dessen ungeachtet, empfangen und empfinden sie allezeit in ihrem Gemüthe, durch die feurige Liebes-Begierde, in gelassener Demuth und Gebet, das himmlische Mann, die süssest-erquickende Krafft Gottes, auß der Heilig außflüsenden Licht- und Liebes-Quelle. Nosce te ipsum 12.

Lohe. m. (vgl. DWB. und Weigand-Hirt; Drechsler, Germ. Abh. XI, 173.) ,und der lohe nam überhandt.‘ Hedwiglegende BB₆^a.

Lummern. (nicht in der hier auftretenden Bedeutung im DWB.) , . . vermerckte man . . eine Feuer-Kugel vom Himmel, mit gewaltigen Lummern, als wenn es donnerte.‘ 1717 Bresl. Samml. von Natur- . . . Gesch. I, 164.

Lurk. (vgl. Weinhold 55^b; Drechsler, Germ. Abh. XI, 173; hier ist der Lurk im Sinne von Schwätzer gebraucht) , . . für einen bloßen Lurcken und Idioten mus geachtet werden. J. Scheffler I, 649^b; I, 662^a: ,Nachdem er es aber nicht anderst als ein ungelehrter Tropff, unehrlicher lästerlicher Zanck-Narr, und bübischer Krätscham-Lurcke zu thuen vermocht, So kanst du dir leicht einbilden.‘ Lurkerei a. a. O. Vorrede 3^a: ,Es kamen von allen Seyten und Orthen die häfftigsten ehrenrührigstenSchrifften, Pasquille, schimpffirende Kupfferstiche, Lurckereyen, und wie sie Nahmen haben mögen, geflogen, daß ich sie auch alle nicht gesehen, und vielleicht nicht gehört habe‘; 663^b: , . daß sie solch thörichtes Küh-Geprille und Krätscham-Lurckerey, für gelehrte und wolgestalte Verantwortung . . approbiert.

Lüster (nicht im DWB.) Ein Lüster, ab allerlei Wollusten und Begierden. (J. Fischart?) Straßburg (1588.) Wolsicherend Auffmunterung II, 4. ,Gleich wie an dem Diamant ein edler Lüster ist; Also ist an der Tugend die fürtrefflichste Schönheit.‘ A. v. Franckenberg 1684 Gemma magica 144; lüstern (vgl. DWB. und Weigand-Hirt). ,denn die eingefafste Lust hungerte oder lüsterte nach der Eitelkeit.‘ A. v. Franckenberg, Nosce te ipsum 81; ,und nach jhres Vaters des Ertzlügners und Seelen-Mörders eignen Lust und Willen, lüstren und lästren sie, und verrücken das Licht der Einfalt in Christo und seinen Gliedern. 1649 Über und wider den Greuwel der Verwüstung 15; ,du bist voll

Greuel der Lüster- und Låsterungen. Nosce te ipsum 135.
(Lüsterung fehlt im DWB.)

Mädchen für Alles. Zu dem von Ladendorf 190. Gombert, Programm 1908, 29 beigebrachten fuge man aus Bogumil Goltz 1864 hinter den Feigenblättern II, 184: „bei so Einem, den der Berliner Witz: „Mädchen für Alles“ nennt, sucht man weder Gewissen, noch Gemüth noch Würde noch Scham.“

Mainlinie. vgl. Gombert, Zs. f. d. W. VIII. 129. Hier sei noch einzelnes beige-steuert; so schreibt Fr. Engels am 2. Sept. 1864 an Marx (Briefwechsel III, 178): „So viel ist sicher, die preußische Stammpolitik mit der Teilung Deutschlands an der Mainlinie ist noch nie so frech gepredigt worden, und das liberale Pack scheint sich ganz damit zu befreunden.“ Treitschke an M. Busch 1865 (Briefe II, 426): „Die Mainlinie ist das große Gespenst, womit die Biedermänner und Beuste den Philister in Bockshorn jagen.“ vgl. Hist. polit. Aufsätze II, 215; Karl Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei II, 29: „Es gilt zu wachen, daß die Mainlinie, wenn sie auch politisch gezogen wird, nicht mitten durch die deutsche Kultur, Civilisation und Nationalbewußtsein zerreißen und vernichtend hindurchschneide.“ (geschrieben am 9. Juli 1866) und II, 218: „Sie (die preußische Bewegung) könnte jetzt noch eine Zollgrenze errichten, welche übereinstimmt mit dem äußersten Cordon der Truppen, oder mit der Demarcations- oder Mainlinie.“

Matätsche. „Eine Menge von Matätschen (eine Art von Flößen, auf denen das Holz nach der Oder geschwemmt wird) liegen überall unbeweglich im Moraste.“ J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien I, 39.

Maulgewäsch. (vgl. DWB.) „Erlöset, und Geheiliget, nicht nur durch jhr Plauderwerk und Maulgewäsche, sondern durch sein allmächtiges Wort.“ A. v. Franckenberg 1649. Über und wider die Greuel der Verwüstung 15.

Mengsal. (vgl. DWB.) „... so wird auch ein jetweder schlüssen können, daß er ... jhr süßes Pflaumensod ihre Predigten für nichts anders, als für ein verblendendes Mengsal, und betrügerisches Geschrei halten soll.“ J. Scheffler, Eccles. I, 703^b.

Milchasch. (vgl. DWB. s. v. ohne Beleg; Weinhold 6^b; DWB. I, 578; Drechsler, Germ. Abh. XI, 75.) „Mercke wie sie ihr Sacrament zuschanden machen, daß es ein jeder Bauer auß seinem Käse heraußgrübeln und auß dem Milchasche trinken kan.“ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 343^b.

Mirlitze? , . . sich das ausarbtin der Schoffin, Mirliczen oder stürblinge, unterfanngen. Breslauer Stadtarchiv (18. IX. 1582). Ziemlich häufig finden wir das Wort in der Form Merlitz in den von Toeppen herausgegebenen Acten der Ständetage Preußens; z. B. I, 314 (aus dem Jahre 1418): ‚Item von den merlitzzen, die dy körsener in die pelcze setczen, das ein yderman hiruf spreche in seime rathe‘; I, 318: ‚das man . . vorbite, das man keyne merlizzen, mit nichte arbeite und werk dovon mache‘; I, 374 (aus dem Jahre 1420): ‚von den merlitzzen, das eyn ydermann die seynen warne‘; I, 674 (1435): ‚Item von den merlitzzen ist by den steten geschlossen, das man der in keyner stad sol machen, alze men vor langen jaren gehalten hatt, und wo man die veile vindet, das sullen die eldesten der korsenen der hirschafft adir den rethen der stete vorkundigen, das man die uffhebe und neme, uff das nymand domethe werde betrogen‘; I, 664 (1434): ‚Item ist vermaet, das der alde artikel . . von den merliczen, das kein kursener sie vorbas machen sulle, in derselben wise sal gehalten werden‘; III, 48 (1448): ‚das kein korsener merlitzzen erbeiten sal, und kein wullenweber roffiulle noch wolle von merlitzzen adir awstwulle erbeiten sal‘.

Miss adj.: ‚und alle mysse vormutunge, gentzlichen wart vortriben von aller menschen herten.‘ 1504 Hedwiglegende CC₁^a. (sinistra opinio penitus ab omnium cordibus pellebatur.)

Mittel. ihr Mittel (d. h. ihre Innung) bestände aus 30 Personen. J. Fr. Zöllner Briefe über Schlesien II, 234.

Mummer. ‚ritten auch allerhand Mummer in schöner Maskerade.‘ Zach. Allert Tagebuch 33.

Musch (für Moschus vgl. DWB. II, 2595.)

‚Und vielen mit Verdruß nach Musch und Amber schmecket.‘ Hoffmannswaldau, Begräb. Ged. 47

Musche (vgl. DWB. VI, 2730). ‚. . daß die Mäglein den Halß entblößen, Muschen brauchen. Regent 1723 Exempel. 176.

Muttern. (vgl. Mitteil. XVII, 101.)

Er aber Muttert sich im letzten gieben noch,

Sucht da er schon fast todt, die liebste Mutter doch.

E. Herrmann, Erstes Buch Unschuldiger Christl. Märtyrer C₃^b.

Nasklug. (nicht im DWB.) ‚Solches ist fürnemlich zu ersehen an der Schul-Lehrer Naß-klugen und allzuspitzfündigen Außlegung der heiligen Schrift. A. v. Franckenberg 1684 Gemma Magica 105.

Nordlicht (vgl. Weigand-Hirt; DWB.) ‚Man hat mich versichert, daß dieses Nordlicht bey klarem Himmel ohne Wolken auch in Island und Norwegen sehr helle gesehen werde.‘ 1718. Bresl. Samml. von Natur- . . . Gesch. II, 668: andere Bezeichnungen sind: ‚Nordschein, Nordfluth, a. a. O. 667. Nordlicht haben wir dann 1727 bei J. G. Schellern, Reise-Beschreibung von Lapp-land 17: ‚nemlich von dem sogenandten Nord-Licht oder Nord-Schein‘; um diese Zeit muß also Nordlicht für das ältere Nordschein aufgekommen sein. So verwendet auch Wippel 1733 ein aufrichtiger Protestant noch beide Wörter: Seite 57 Nord-Licht und Seite 58 Nordschein; bei A. Volck (1750) 6. Entrevue 764 lesen wir: ‚bei den Einwohnern der Nordscheine; auch in Schlözers Lebensbeschreibung 1802 S. 184: zeigte sich einst ein Nordschein von ganz wunderbarer Art.‘ Und noch 1808 verwendet Bettine das Wort in einem Briefe an Arnim (Steig 96), Arnim greift es Seite 116 auf.

Nurkeln. (nicht im DWB.) ‚Eurer genurkelter Stylus giebt's ann Tag, daß ihr nicht gewust, wie ihr's habt zusammen reimen sollen.‘ J. Scheffler, Ecclesiologia I, 39^a.

Ofenbreit. (nicht im DWB.) ‚Darnach ists freylich besser in der Catholischen Kirche nur ein Brösamlein empfangen, als außer ihr durch eigensinnige Hoffarth getrennt einen gantzen Ofenbreiten-, fladen, und geschwiebögt-vollen Kelch.‘ J. Scheffler, Eccles. I 493^a.

Paschen. Weigand-Hirt führt als frühesten Beleg eine Stelle aus Flemings Teutschem Soldaten an, die auch Wülker im DWB. unter „verpaschen“ aus Sanders bringt. Kluge verweist auf Adelung. In der Mitte des 17. Jahrhunderts steht das Wort in den Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt (1903) IV, 232: ‚denn als der gottlose Wicht alle diese genommene Sachen stuckweis hin und wieder durch Griechen ins Land verposchet, so geschieht es ungefähr, daß er durch sein Brüderlein ein Stückel Goldes und Perlen vom guldenen Gehäng zum Goldarbeiter überschicket zu verkaufen.‘ ‚Hier (d. h. in Flinsberg) sah ich zuerst einige preußische Jäger, die des Schleichhandels, oder wie man hier durchgängig spricht, des Paschens wegen überall die Grenzen bewachen.‘ Fr. Herrmann 1814 Reise II, 102.

Paschen. (Würfeln, vgl. DWB.) ‚daß nachdem Luther die Würffel aufgeworffen, ein jeder paschen wollen.‘ J. Scheffler, Ecclesiol. I, 618^b.

Pate. (cf. DWB.) ‚Do bleib alleyne bey yr katherina yr patte. 1504 Hedwiglegende M_1^a . (sola Katherina, ejus patrina, remanserat apud eam.) L_3^a : Do sahe dyselbige fraw katherina yre pate drey boße geiste yn menschlichem bilde an dy heyligen frawen lawffen.‘

Perzen. (vgl. Müller-Fraurenth 1, 88 berzen.)
 Pertzt selbst, als hettest keinen knecht,
 Der, was du schaffest, mache recht,
 Acht, dein Gsind diß wol möge leiden.

A. Calagius 1604 Susanna A_4^b . (springer.)

Pfeien. (vgl. DWB.) ‚Sunder sint dasher nicht funden wyrt in der erden der dy do lindiglich leben und hervor pfeiet, die schare der argtetigen wo mochte herfinden werden.‘ 1504 Hedwiglegende a_2^a (sed cum non inveniatur in terra suaviter viventium ceterumque malignantium detestetur ubi potest.)

Pflücken.

‚Denn was du klagst, das klag ich mit,
 Zu pflücken ist hie Landes sit.

A. Calagius Susanna C_4^b .

Pfudian. Mitteil. XVII, 103 hätte auf DWB. VII, 1809 verwiesen werden sollen, wo bereits zu lernen war, daß der Ausdruck zusammengerückt ist aus pfui dich an, pfuidichan, pfuidian. Pfuy ich an in der Bedeutung Unflat, kot haben wir bei J. Critiphilus, Martyrologium Hordei 9: ‚Wir müssen aber den Pfuy dich an auff eine Seite kehren, und widerumb wie der Prior auff unsere proposition kommen.‘ Man vergleicht noch: ‚pfui dich an, tu mala bestia‘ Cyriacus Schnaus 1546 Pasquillus C_2^b ; ‚oder aber, daß er den pellenden Hunden ausspeye, mit einem pfuy dich an.‘ P. Gaedicus 1603 Purgatorium 16; A. H. Buchholtz 1666 Herkules II, 120: ‚Artabanus taht als hörete ers nicht, und fing an zu ruffen: Pfui uns an, wir sind nicht eines faulen Apfels wert.‘ Anpfuien in Verbindung mit anspeien gebraucht auch noch A. Musculus 1557 Vom jüngsten Tag J_8^a : ‚das wir das anphuhen una anspeyen, was unsere betörte Eltern für Heiligthumb haben angebetet.‘

Plaack. (welche Apothekerpfund) 4. Plaack oder Oessel austragen.‘ 1717 Bresl. Samml. von Natur Gesch. I, 96.

Plapperei. ‚Es ist zwar keine ignorantia elenchi, aber wol seine elende plapperey und petitio Principij.‘ J. Scheffler, Ecclesiol. I, 460^a.

Plotz. (vgl. DWB. VI, 1936; Drechsler, Germ. Abh. XI, 197.)
 ‚und ist durch einen plotzen Fall unversehnen Schuß oder auch im
 Schläfe durch einen Schlagfluß Augenblicklich auß diesem Leben
 gerissen worden.‘ J. Scheffler, Ecclesiol. I, 538^b;

‚Da sein gedacht, plotz ist im Saal

Der Herr, und zeigt seine Nägel mal.

A. Calagius 1602 Kurtze Summarien A₆^a.

Pörsicht?

‚Und weißt ein Pörsicht Hautt halb-bloßer Brüste, Zier,

Daß dein Unachtsam-sein geht andrer Aufputz für.‘

H. A. Abschatz 1704 Poet. Übers. u. Ged. I, 197.

Passen. (= bussen DWB. II, 570.)

‚Euch poss, wer will, im Mumen Hauß.‘

A. Calagius Susanna B₅^a.

Pracherstuhl. (nicht im DWB.) ‚... mit sambt jhren Wechsel-
 Tischen und Pracher-Stühlen.‘ A. v. Franckenberg 1649 Über
 u. Wider den Greuvel der Verwüstg. 17.

Prügelnaht. ‚die (s. das Mädchen) die so genandte Prügel-
 naht oder das Rheinische Garn von allen Stühlen abgefressen.‘
 1716 Bresl. Sammlung Von Natur . . Gesch. II, 66.

Pucklich. (vgl. DWB. II, 488.) ‚Dieses thut er so lächerlich,
 daß sich einer fast pucklich drüber lachen sollte.‘ J. Scheffler,
 Ecclesiol. I, 466^a.

Purren. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 201; DWB. VII, 2277;
 Weinhold 73^b.) ‚och narret und porret nicht, vergesset ewres Sterbe-
 stündlins nicht.‘

V. Herberger 1618 Trawrb. V, 401;

‚Sie konnten nichts als purren und murren,

Und in den Nächsten wütten.‘

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 23, 54:

‚Und zu allem ihrem schnurren und purren

Auch nicht ein Wörtlein sagen.‘

Qualhaus. (nicht im DWB.) ‚so ist mein innerer Leib, sambt
 seiner Braut, aus dem Widerwillen und Quaalhause entlöset, ent-
 lediget und entbunden.‘ A. v. Franckenberg 1676 Nosce te
 ipsum 33.

Quass. (cf. Lexer II, 318; Drechsler, Germ. Abh. XI, 203.)
 ‚und sich do fleyssiglicheyn schickte czu nemen dy hertzlichen qwasse,
 unnd dy gotlichen wolluste yn dem hawße Gottes.‘ 1504 Hedwig-

legende 32^a: (cupiens illius divine consolacionis dulcedine renovato gustu adhuc amplius perferri.)

Räudel. (nicht im DWB.)

Hilff Jupiter, hilff heilig Dian,
Darfst diesen reudel vor mich lahn,
An dem nichts ist, denn bein und haut,
Davor, als vorm aß, einem graut,
Durchsichtig, leicht als ein latern?

A. Calagius 1599 Rebecca B₆^b.

Raute. (vgl. DWB.)

wenn er befeucht, begossen hat,
so steht wie Rauth, die grüne saht.

M. Liebig 1589, Aus dem 65. psalm A₅^a.

Rehmen. (vgl. DWB. s. v.)

Allein das Weiber nehmen
Weis ich seim hertzen nicht zurehmen,
Denn unsre buler solche wahr
Mit blinden augen nicht zahlen bar.

A. Calagius 1599 Rebecca B₄^a.

Reinlin? (Schmeller II, 112 verzeichnet ein Reinlin für Reinhard);
,aber wenn sie sollen from werden und buße thun, da fangen die
Reinlin an sich zu schemen.' V. Herberger, Hertz Postilla I, 871.

Renken. (vgl. DWB. u. Drechsler, Herm. Abh, XI, 211.)
,Eine (Meinung) des Prädicanten, welche sagen, er solle ein Weib
haben, oder wie es der Becker râncken und lencken will, er könne
eines haben.' J. Scheffler, Ecclesiol I, 457^a.

Reuesam. (nicht im DWB.) ,vnd rewsamen hertzens.' 1504
Hedwiglegende 13^b. (in animo contrito.)

Riechel. (vgl. Weinhold 78^a, DWB VIII, 909.) ,Die Mädchen
beschenken die Knechte, wenn sie zum erstenmal mit den Sensen
ausziehn, mit einem Blumenstrauß, der nach der hiesigen (Glogauer)
Mundart ein Riechel heißt, und womit die Schnitter ihre Hüte
zieren.' J. Fr. Zöllner 1792 Briefe über Schlesien I, 34.

Rollen. (vgl. DWB. VIII, 1145,8.)

,Lieb, welch du willst, ich aber roll.'

A. Calagius 1604 Susanna B₇^a; gehört hierher auch B₆^b;

,Ihr habt doch selb an Ehrbruch schuldt

Wenn jhr schon nicht in Lügen rullt?.

oder ist hier an rullen, rühelen zu denken?

Rosenhold. (nicht im DWB.) ,... so durch die Schnee-weiße Keuschheit, Mäßigkeit und Rosen-holde Liebe Gottes erlangt worden.' A. v. Franckenberg, *Gemma magica* 103.

Röte. (Die Pflanze, aus der man den bekannten Färbestoff gewann.) ,oftmals, wenn man ein Vater unser beten sol, so gedenckt man an die Röthe, und Wollsecke, an Gold und Silber.' J. Pollio 1601 Zehen predigten 196^a.

Rötzling. (vgl. DWB.) ,... daß ein jeder Rötzling . . so unverschämt vermessen darf sein.' J. Scheffler, *Eccles.* I, 200^a.

Rummeldeuss. (vgl. DWB.) Rummeldenß — ein Biername in Breslau. 1718 Bresl. Samml. Von Natur . . Gesch. III, 722.

Salbaderisch. ,er beantwortets aber eben . . mit seiner Salbaderischen selbstrede, weil er nichts anders kan noch weißt.' J. Scheffler, *Ecclesiol.* I, 465^b; die Geschichte von dem Bader zu Jena, von dem das Wort salbadern seinen Ursprung haben soll, erzählt Scheffler a. a. O. I, 563^a.

Saufkampf. (nicht im DWB.) ,richten ein Sauffkampf an, verschwern die herrlichen Creaturen Gottes, schwächen ihre Glieder.' L. Pollio, 1583 Vom ewigen Leben 146^a.

Saurigkeit. (vgl. DWB.) ,Auch in nassen, kalten Gründen vnnnd Sawrigkeiten, wil es mit dem korn nicht thun.' R. Grosser 1590 Kurtze . . anleytung C₃^a.

Scharwolke. (nicht im DWB.) ,Lämmel- oder Scharwolken.' 1717 Bresl. Samml. Von Natur- . . Gesch. II, 23.

Schattenwerk (vgl. DWB. wo das Wort viel später belegt ist) . . . mit den andern (Opfern) ists lauter schatten- und tockenwerck gewesen.' V. Herbergsr 1613 Hertz Postilla II, 110; ,Ihr (der Vernünftigen) Verstand ist vom Gestirne, und nur für ein Schein- und Schattenwerk gegen der Göttlichen Weißheit zu achten.' A. v. Franckenberg 1676 *Nosce te ipsum* 31.

Schatzkästlein (im DWB. erst aus Hebel und Goethe belegt) . . . also daß nicht einem jeglichen zugelassen, solchen geheimen Eingang zu dem verschlossenen Garten-Kämmerlein und versiegelten Schatzkästlein der geheiligten Natur zu finden.' A. v. Franckenberg 1667 Von dem Rechten Kirchen-gehen 29.

Schaubühne: ,welche dinge . . nach ordnung der sechs Tage auff diese Schaubühne der Welt . . herfür gezogen sein. A. v. Franckenberg 1688 *Gemma magica* 10. (geschrieben 1641.)

Scheideziel (nicht im DWB.) ‚Aber die Wiedergeburt auß der Finsterniß des Grimmes zum Lichte der Sanfftmutht ist das Scheideziel zwischen beyden.‘ A. v. F. Nosce te ipsum 60.

Schemel. ‚Wenn Kinder, Gesinde und Hauswirte das auff jhrem Schemmel und Stubenstülichen bedencken.‘ V. Herberger, Hertz Post. I, 862.

Schiebling (vgl. DWB. VII, 2674, Weinhold 88^a) ‚So fanden die Diebe in einem Schiebling eines Verborgenen Aelmerleins auch Obligationes‘ 1723 Schlesischer Robinson 137.

Schiedlichkeit. (nicht im DWB.) ‚Was der magische Grund und Ungrund, das Herkommen und Urstand dieser Welt, die Schiedlichkeiten aller Kräfte, auch was die Δ - Licht und fünstere Welt nach Liebe und Zorne sey, ist dir unverborgen.‘ A. v. F. Nosce te ipsum 38.

Schiefer. (vgl. Weinhold 82^b; Drechsler, Germ. Abh. XI, 223; hier muß das Wort aber persönlich gefaßt werden, wofür auch das DWB. keine Belege gibt.)

‚Dacht nicht der alte Hunnerfresser
Und schiefer, solt es können besser,
Als ich, der ich bin Jung und starck.

A. Calagius 1599 Rebecca E₇^b.

Schiessbeer Holtz. (vgl. DWB.) bei V. Herberger, Hertz Post. I, 639.

Schilling, Schilg. (vgl. Weinhold 83^a; Drechsler, Germ. Abh. XI, 224; DWB. s. v.) ‚. . und kauffte ein großen stoß Bücher, und schickte sie seinem praeceptoru zur verehrung, und ließ jhm für den alten wol verdienten Schilg danken.‘ V. Herberger, Hertz Post. II, 171; vgl. I, 872^a: ‚Etliche nârrische Eltern steupen die Kinder alle gleich, wenn eins etwas hat verschuldet, damit sie einander den schilg nicht sollen auffrücken‘; II, 572: ‚sie werden auch mit eygenem schaden nicht klug, sondern können einen staupschilg bald verschmertzten.‘ (Schlag, Streich.)

Schirren. (vgl. Weinhold 82^a und DWB.) man schirret aber ein wenig Erde mit dem Grabeyßen hinweg. M. Grosser 1590 Kurtze . . anleytung G₄^a.

Schkampen, sckampen, schampen: (vgl. DWB. VIII, 2120; Drechsler, Germ. Abt. XI, 225.) ‚Da jhnen Simeon nicht wil das Liedlein singen, da muß er schampen, aber zu seinem besten Glücke.‘ V. Herberger, Hertz Post. I, 666. (sich fortmachen.)

Schlackenläufer. (vgl. DWB.)

„Es wollen unsre großmögende Herren,
 Allem Lumpengesindel, Schlackenläufern,
 Beutelschneidern und Taschegreifern,
 Mit strengster Huth die Stadt heut sperren.“

S. G. Bürde 1803 Poet. Schriften I, 193.

Schlaudern. (vgl. Weinhold 83^b; Drechsler, Germ. Abh. XI, 226). „In Schlesien ist durch die eingeführte Schau dafür gesorgt, das sogenannte Schlaudern möglichst und den Betrug der Weber in Ansehung des Maßes durchaus zu verhüten.“ J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 409.

Schlaufe. Aus dem Kessel wird die heiße Lauge mit einer Kanne (Schlaufe, d. i. Schöpfe) auf die Leinwand gegossen.“ Zöllner a. a. O. II, 137.

Schlechterdinge (vgl. Weigand-Hirt.) „die übersichtige Welt wil ihn (den Schatz) schlechter dinge nicht sehen und erkennen.“ V. Herberger, Hertz Post. II, 102.

Schleppzagal (nicht im DWB.) „Die andern, sind demütige bußfertige Hertzen, lauter Schleppezagal in der Welt, die sind auch gewesen im Weinberge, aber sie sind sehr langsam kommen.“ V. Herberger, Hertz Post. I, 220, und a. a. O. „Dagegen kommen die stoltzen Primaner erst hinten nach, und müssen Schleppzagal werden.“

Schlipfern. (vgl. Weinhold 84.^b) „... und brachte ... eine ziemliche jedoch saure Neige Milch, welche geschlüpfert war. G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 96, vgl. I, 163.

Schlottern. F. Weinhold 84^b; DWB. s. v. u. Weigand-Hirt.) „das man an der belohnung schlottert und zweifelt.“ C. Pollio 1583 Vom ewigen Leben 19^b; 70^a: „schlottert und wancket das hertz.“

Schlüffel. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 228; DWB. s. v.)
 „Herauß, fort mit euch, geht jhr schlüffel,
 Jhr ungemachte grobe püffel.“

A. Calagius 1599 Rebecca B.².

Schlumpfern (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 230; DWB. IX, 829). „durch alle weltpfüten .. hindurch schlumpfern.“ V. Herberger Hertz Postilla II, 538; dazu schlumperhaftig, das im DWB. fehlt. „Wie kan auch ein tapffrer Hauswirth einem schlammigen, zöttichten,

schlumperhaftigen Unflat günstig bleiben?' V. Herberger, Hertz Post. II, 557.

Schmälen. (vgl. DWB. und Weigand-Hirt.) 'Du bist wol ein rechtes grobes Kalb, will nicht sagen Ochse, daß du . . auf die Messe schmähest, die du doch nie erkandt hast.' J. Scheffler, Ecclesiol. I, 473^b.

Schmoy? 'Der Gasthoff, da er (der Geizige) einkehret, heist der Schadenfroh, der rühmet sich: Ey ich habe jhn tapffer beschmudelt. Es war eine tapffere Schmoy.' V. Herberger Hertz Post. I, 714.

Schneereifen. 'Um nicht in den Schnee zu versinken, binden sich die Leute einen hölzernen Reifen unter die Füße, der etwa einen Fuß im Durchmesser hat und innerhalb mit Schnüren netzförmig durchzogen ist. . . Sie gehen dann mit den vorhin beschriebenen Schneereifen so viel als möglich auf den bezeichneten Wegen.' J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 194.

Schneiden. (vgl. DWB. IX, 1267.) 'Sie sucht das principal und die schneidensten gesangseiten aus jhrem hertzen herfür. V. Herberger 1612 Rosarium Beatae Virginis 65.

Schneller 'Ich ging in der größten Spannung hin (in das Theater) und kam mit einem gewaltigen Schneller zurück.' S. G. Bürde 1785 Erzählung von einer gesellschaftl. Reise 135.

Schnellgalgen (vgl. DWB und Weigand-Hirt.) 'Zuletzt aber an einem Schnellgalgen sehr unbarmhertzig martert.' V. Herberger, Hertz Post. II, 250.

Schnepperhaftig. (nicht im DWB.) ' . . und seine schnepperhaftige Magd.' V. Herberger, Hertz Post. II, 556.

Schnerkel (DWB. IX, 1319.) 'allerhand Schnerckel erzehlen.' H. E. Flederwisch, Der Schlesische Zipfelpelz 36.

Schnippfällchen (nicht im DWB.) 'ja wenns schnippfällchen (meusefallen), weren, da wußte ich wol bescheid.' V. Herberger Hertz Post. II, 472.

Schorschaukel. (vgl. Weinhold 87^b; DWB. IX, 1582.) 'die (Wasserfurchen) rewmet man mit einer schorschaukel, damit das Wasser . . abschiessen kan.' M. Grosser 1590 Kurtze . . Anleytung C₂^a.

Schreibler (im DWB. viel später belegt.) ' . . und die elende Klügeley dieses oder jenes Schreiblers für vernünfftig halten.' J. Scheffler, Ecclesiologia I, 205^a.

Schriftling. (vgl. DWB.) ‚Sehet ihr Lutheraner wie eure Schriftlinge den H. Geist in der Schrift redenden ausstechen?‘ J. Scheffler, Ecclesiol. I, 634^r.

Schriftsatz (vgl. DWB.) ‚die andere in selbigen (Erdteilen) aber eingeschlossene particulir Landschafftten seyn gleichsam als grosse Schrift-Sätze auff dem Blatt des Erdreichs.‘ A. v. Franckenberg 1684 Gemma magica 138.

Schufft (vgl. DWB.)

‚Hust nicht den Bracken diesem Schufft
Zu warten auff das best befohlen?‘

A. Calagius 1599 Rebecca B₆^a.

Schulen (vgl. DWB. IX, 1937, 2.)

‚Ich habe zwar mit dir in Breßlau hier geschulet,
Des Landes kâyserin hat dich und mich ergetzt.‘

Tscherning 1655 Vertrab C₂^b.

Schûrdremmel (nicht im DWB.) Jeremias hatte seinen Rost im jûdischen Lande, seine eigne Zuhôrner waren die Schûrdremmel.‘ V. Herberger, Hertz Post. II, 371.

Schwadern: (Weinhold 88^b; Drechsler, Germ. Abh. XI, 239. DWB. s. v.) ‚Wenn sie aus Unvorsichtigkeit auß dem Kelch schwadern.‘ J. Scheffler Eccles I, 472^a. Hier hat das Wort die Bedeutung verschütten, vergießen.

Schwärzen (cf. DWB. IX, 2330 S.) ‚Paschen, welches sonst auch schwärzen (Waaren einschwärzen) genannt wird.‘ J. Fr. Zöllner 1793 Briefe über Schlesien II, 323.

Schweif. ‚Wenn der Weg genugsam geebnet ist, so macht jeder, theils um die allzuschnelle Fahrt zu hemmen, theils um die fortzubringende Last zu vermehren, an seinen Schlitten einen Schweif, d. h. er läßt eine Kette nachschleppen, an deren Ende eine verhältnißmäßige Menge Holzkloben befestigt ist.‘ J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 197.

Schweifen (vgl. Weinhold 88^a und DWB.) Hierauff (nach dem Waschen) wird sie (die Leinwand) geschweift, d. h. vom Wasser abgespült.‘ J. Fr. Zöllner, a. a. O. II, 137; sich schweifen:
‚Thut noth, daß ich mich wasch und schweif.‘

A. Calagius, Susanna B₁^b.

Schwiebogen ‚Also wenn du einen geschwiebôgt-vollen Kelch außtrîncktest.‘ J. Scheffler, Eccles. I, 472; . . Eine feine Kirch und mittelmäßigen Garten, darinnen viel Granat- Aepfel und

Wein umb die geschwieböigten Gänge wachsen.' F. v. Troilo 1676 Oriental. Reise-Beschreib. 306.

Schwieren (vgl. DBW. IX, 2620.) ,geradezu macht gute Reuter, was aus ist, das schwieret nicht.' V. Herberger Hertz Post. I, 287.

Schwingeln.

,Hent, als ich aus dem schlaff erwacht,
Befand ich, das mirs schwingeln macht,
Praust, saust, und summt mir in dem Kopff,
Nicht anders, als im holen topff.'

A. Calagius Rebecca Eg^b. .

Schwülstel (vgl. Drechsler, Germa. Abh. XI, 241; Mitteil. XVII, 110.) ,der dicke Schwilstel.' 1724. Schles. Robinson II, 377.

Schwutgenbeisser? (nicht im DWB.) ,Der Herr Jesus saß zu Gaste, nicht als ein Tellerlecker, Schwutgenbeisser und Schmarutzer.' V. Herberger, Hertz Post. I, 572.

Seelenstengel (nicht im DWB.) ,und wir mit unserm Leib- und Seelenstengel hinauff in Himmel wachsen. V. Herberger Hertz Post. II, 370.

Segelfrei. (vgl. DWB, unzulänglich.) ,. . das gefrorene und verschlossene Meer wieder aufgetaet, und Segelfrey geworden.' A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus 5.

Selbstdünkel (im DWB. erst aus Lessing belegt) . . . und auß eitelem selbstdünckel herrührende eigen wollen und würcken.' A. v. Franckenberg, Jordanssteine 39.

Senkel. (vgl. DWB. Drechsler, German. Abhh. XI, 243.) ,Er mag sich jmmer drollen in abgrund der Hellen, hier ist seines bleibens nicht, er bekömmet keinen Senckel aus diesem Kram.' V. Herberger Hertz Post. I, 125.

Sickern (vgl. DWB.) ,machet man grüblin neben das Wasser, so sickerts bald hinein.' V. Herberger, H. P. II, 478.

Signirglöcklein. nicht im DWB.) ,darumb so laß dich diß Signirglöcklein auffmuntern.' V. Herberger H. P. II, 185.

Sinnbildisch: (im DWB. und Weigand-Hirt erst aus Frisch beigebracht.) ,Daselbst entlehnen die heiligen Engeln der Thiere, Sternen . . der vierundzwanzig Eltesten Gestaltnüssen aus dem Natur-Buch, als Sinnbildische Buchstaben.' A. v. Franckenberg Gemma Magica 95. u. ö. (geschrieben 1641.)

Skala. (Weigand-Hirt, sehr unbestimmt 18. Jahrhundert.) denn da stimmen durch die gantze Scalam hindurch, nicht mehr

als drey claves, die andern sind lauter Octavae. V. Herberger, H. P. I, 549.

Sonnenwolke. (gemeint sind die Sonnenflecken; cf. DWB.) ‚Von welchen Sonne-Wolcken künfftig . . etwas . . gewisseres möchte an den Tag kommen.‘ A. v. Franckenberg 1644 Oculus Sidereus D₁^b.

Speibes? ‚Also weist dis Evangelium armen Leuten jhren Speicher, Speibes, Almerey, Brodtkammer, Küche und Keller in den wackeren Augen.‘ V. Herberger, H. P. I, 304.

Sperre. ‚Geht die Bahn zu steil hinunter, oder ist sie durch vieles Fahren allzu glatt geworden, so wird der Schlitten mit der sogenannten Sperre, d. h. mit kleinen Ketten gehemmt.‘ J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien II, 196.

Spezialichen. ‚Gott sorget wo Adam gute Spezialichen finde, er macht ihm eine große Apotheken. V. Herberger, magnalia dei 131; Die Spezialichen sind alle lieblich und wol zugerichtet: Auf Gottes Gnadentaffel wird gerühmet.‘ Hertz Postilla I, 674; 589: ‚kein gemestetes Kalb ist diesen Spezialichen zu vergleichen.‘

Spielvogel. (vgl. DWB.) ‚darumb stehe mir bei, . . daß nicht der böse Geist, einen Spielvogel an mir habe.‘ L. Pollio 1585 Vom ewigen Leben A₄^b.

Spiegelseherin. (nicht im DWB.) Saul suchte rath bey der Spiegelseherin.‘ V. Herberger. H. P. II, 382.

Spitz. (cf. DWB. X, I, 2573,7.)

Merck wol, das ich ein spitz gehabt.‘

A. Calagius Rebecca E₇^b,

Spitzkunst. (nicht im DWB.) ‚Ungeachtet, jhrer viel die H. vom Geiste Gottes eingegebene Schrifft ohne Göttlichen Willen, Beruff, Zug, Trieb oder Beystand, aus eigenen Kräfften der gestirneten Vernunft, als mit Eigenmächtigen Sinnen, etweder durch vorwitzige Spitz- und eingebildete Schwätzkunst, hochmeisterlich zu überklügeln . . jhnen höchstes fleißes angelegen hatten und seyn lassen.‘ A. v. Franckenberg, Oculus Sidereus G₃^b,

Spitzling. ‚. . nicht aber den Verächtern, oder Naseweysen Klüg- und Spitzlingen.‘ a. a. O. Vorrede.

Sprenkel. (cf. DWB.) ‚. . bleibt im sprenckel der verdammis behangen.‘ V. Herberger, H. P. II, 544.

Sprung. ‚indem ich nicht große Springe machen konnte, weil der Wechsel außer blieb.‘ F. v. Troilo 1676 Orient. Reise Beschr. 501.

Spültonne. (nicht im DWB.) ,... auch alles außgießen der Spültonne vnd andern Unflats unterlassen werden.' 1680 Schles. Infect. Ordnung 16.

Stäbeln. (cf. Weinhold 93^a u. DWB.) ,also stäbele immerfort zum ewigen leben.' V. Herberger 1660 *Arborum scripturae lucus* C₄^b.

Stadtwasche. (nicht im DWB.) ,Die Hunde belauften alle Wände, wer weis was du für eine Stadtwasche, Stadtplatze und was du für ein Schnäpperlin bist gewesen.' V. Herberger H. P. I, 284.

Stankerhündlein. (nicht im DWB.; cf. Drechsler, Germ. Abh. XI, 249.) ,ich habe .. dich .. wie ein stanckerhündlin außgespüret.' V. Herberger H. P. I, 286.

Standwesen. (nicht im DWB.) ,Ist derhalben das eußer Standwesen oder die Substantz dieses Bluts schwartz, grob und die schwerste, auch mit den übrigen Elementen untermischet.' A. v. Franckenberg, *Gemma magica* 26.

Stäuden. (vgl. DWB. X, II, 155, aber ohne Umlaut.) ,Weil der Hirse kleinkörnig ist vnd viel stäudet, so darff man dessen nicht viel zu Samen. M. Grosser Kurtze... anleytung D₆^a.

Steckbrief. (vgl. DWB.) ,Nach diesem zeigte er ihnen die Steck-Briefe, welche schön viel eher denn sie, angekommen waren.' F. v. Troilo 354.

Stehrbeutel? (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 79 zu Beutel) ist hier an den Ster (widder) zu denken? ,Dein Hertz sey keine stoltze auffgeschwollene Erbeyßblase, kein grober Stehrbeutel, kein förichter Beutel, wie Haggai sagt cap. I.' V. Herberger, *Trauwrbinden* 4,540. [vgl. Gusinde, Mundart von Schönwald 154^a.]

Stellen.

,Wo steckt sie denn?

Drinn stellt sie Leid.

A. Calagius, Susanna C₈^b.
stellen mit dat;

,Dis eben ist, das mich thut nagen,

Und fürcht, man stell so meinem Söhn.'

A. Calagius Rebecca A₈^a.

Stengel.

,Du, Sanga, raff die Netz von stengeln.

A. Calagius Rebecca D₅^b.

Stichelei. (bei Weigand-Hirt erst vom Jahre 1716 belegt.)
Wer . . . dennoch solche sticheley hören muß.' V. Herberger,
H. P. I, 296.

Stockebossen. (nicht im DWB.; die Erklärung erhellt aus
,Drechsler, Germ. Abh. XI, 253 s. v. stocken.) ,nachdem er bey
Nacht im finstern Walde herumb hat gestockebosset. V. Herberger
1607 Magnalia dei 101. (spaßen, scherzen.)

Stockfremd. , . . vnd kómpft zu stockfremden Leuten.'
L. Pollio 1583 Vom ewigen Leben 110. Das Exemplar der Breslauer
Stadtbibliothek hat von gleichzeitiger Hand an den Rand geschrieben
statt stock ,stein'; so daß steinfremd gebräuchlicher gewesen sein
muß als stockfremd. Stockstaarblind bei J. Scheffler Eccles. I,
647 ^b.

Stossgebetlein. (Weigand-Hirt führt als ältesten Beleg eine
Stelle aus Fischart an.) Wo steht das Wort bei Luther? ,der Herr
Lutherus nennets Stoßgebetlein.' V. Herberger 1612 Rosarium
Beatae Virginis 17.

Strahllicht: ,daß sein Antlitz stralicht fúnkelte.' V. Herberger
H. P. II 364.

Stratzen. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 255 s. v. strotzen)
,er start, knart, stratzte wie ein Breuscheid, wie ein höltzern Jäckel.'
V. Herberger, H. P. I, 671.

Straussstern. Daß die Cometen oder Strauß-Sterne, außer-
halb des Ortes, von den Planeten nicht unterschieden: dazu auch
verborgene Erdkugeln sein. . . A. v. Frankenberg, Oculus
Sidereus E₂^b.

Streitmeinung. ,aber deme dieses Deinige Licht leuchtet und
leitet, der ist vom Joch der Streit-Meinungen entlediget und ent-
bunden.' A. v. Frankenberg, Nosce te ipsum 71.

Strohhaube. ,Die Kinder flechten . . Stroh Hüte oder wie man
in Schlesien sagt, Strohhauben.' J. Fr. Zöllner, Briefe über
Schlesien I, 196.

Stüchzen: Nun bald hin zu Zunfftmeister stüchzt
Dein Sach sol haben bald ein Ort.

A. Calagius Susanna D₃^b. (vgl. Schmeller II, 725 umb
stuchsen.)

Stüren. (=stören.)

,Für war, ich fürcht, mich jemand stür.'

A. Calagius Susanna B₃^a.

Sülen. (vgl. Weinhold 96^b; Drechsler Germ. Abh. XI, 257.)

Midian: Lengst gern ich dich hett abgekület.

Susanna: Sehr hab ich mich hiß her gesület,

Thut noth, daß ich mich wasch und schweiff.

A. Calagius Susanna B₁^b.

Sündenbock. „Wo bleibet aber jhr gottlosen, stinkenden, unzüchtigen hoffertigen Sündenböcke, hats euch der Herr Jesus geheißten, was jhr thut?“ V. Herberger, H. P. I, 541.

Symphonist. „Lernet . . himmlische Symphonisten werden.“ V. Herberger, H. P. II, 465.

Tallen? (Weinhold 97^a; Drechsler, Germ. Abh. XI, 258.)

„Wie, Schnapp, das dein Maul töllpisch talle.“

A. Calagius 1604 Susanna B₂^a. (stammeln, lallen.)

Talpe. (Weinhold 96^b.)

„Hast nicht, du böswicht, püff derhalb

Verdient? Ha, ha, dergleichen talp

Für solche trew zu lohn man giebt,

Paack dich hinein, weil dirs so liebt.“

A. Calagius Rebecca B₆^b.

Terr. (vgl. Schmeller I, 540; DWB. II, 786 „Därre.“)

„Soll ich jhm nicht gebn eine therrn.“

a. a. O. F₁^a.

Tertschner. (nicht bei Lexer und im DWB.) Do sy alsoz het gebettet. batthe si, heincken ein Tertschner das her ir einn bilde machte von wachße. 1504 Hedwiglegende BB₂^b. Rogavitque Henconom clipeatorem.

Todesbett.

Todes-Bett. V. Herberger, Jesus Sirach 686^b. Im 16. und 17. Jahrhundert begegnet diese sprachlich anfechtbare Bildung selten, die gewöhnliche ist „Todbett“.

Treibeis. (bei Weigand-Hirt erst aus Campe 1810 belegt.) „daß die Donau voll Treib-Eisz sei.“ 1718 Bresl. Samml. Von Natur-Gesch. III, 513; Treib-Hauß a. a. O. 727. (bei Weigand-Hirt erst aus Adelung 1780.)

Trommen? (vgl. Lexer II, 1545 s. v. trumphen: Schmeller I, 665.)

„Muß in des in mein heußlin trommen,

Biß von der Jagd sie wiederkommen.“

A. Calagius Rebecca C₂^a.

Trumpf?

„Wie manchen ich auch sehr gefeiert.
 Ja fast ihm auff der trumpff geleiert,
 Hab ichs doch keinem recht gemacht.
 Harr, kömpt der Herr, kaum er des lacht.“

A. Calagius Rebecca B₅^b.

Tüttlein. (vgl. Schmeller I, 554; DWB. II, 1772; Fischer II, 519 fg.; zum übertragenen Gebrauch, wie hier Saugknäblein, vgl. das bei Fischer angeführte „Duttel“ junges Schaf.)

„Dein alter aber mag passieren,
 Weil du das fortan weist zu füren,
 Da du fort mehr kein tüttlein bist.“

A. Calagius Rebecca C₃^b.

Überreiter „Die Defraudationen wurden auch so sicher entdeckt, da nicht nur die sogenannten Überreuter überall Achtung gaben, sondern auch dem Angeber . . große Belohnungen verheißen waren.“ J. Fr. Zöllner, Briefe über Schlesien I, 31.

Umherleiern (vgl. DWB. VI, 687 ummerleiern müssrg herumgehen)

„Komm wider, ob der alt Geheyer,
 Wie gestern, auch hent umbherleyer?“

A. Calagius Susanna E₈^a.

Unbeuglich (nicht im DWB.) „wen seyne fuße und beynschneckel, als eyn holtz dorre unpewglich waren.“ Hedwiglegende BB₆^b. (erant enim predicti pedes cum cruribus aridi et veluti lignum inflexibiles.) vgl. Dfb. 297^c: inflexibilis-onbeuglich.

Unfindlich (vgl. DWB.) „diß einige Ein, ist ewig, ungründlich, unfindlich, unendlich, ohne Anfang und Ende, nnd ist doch alles nnd über alles.“ A. v. Franckenberg, Nosce te ipsum 27.

Ungelehnt? (vgl. DWB. XI, III, 755.)

„Danck hab, Wannher kömpst Ungelehnt?“

A. Calagius Susanna C₁^b.

Ungerusamkeit. (nicht bei Lexer) „Das her sy auch von der ungerusamkeit, dy czu czeyttenn sich vonn etzlicher geschichte dergeth durch wundersame kreffte bewarthe.“ Hedwiglegende E₂^b. (ab inquietudine.) doch vgl. jetzt DWB. XI. III, 825.

Unzuchthaus. „gehe aus dem viehischem Brunst- und Unzucht-hause dieser schnöden eiteln Nichtigkeit“ A. v. Franckenberg Nosce te ipsum 93.

Urbar (vgl. Lexer II, 2000.)

„Der Urbar die geladenen Gäst,
Zur Hochzeit schwerlich kommen lest.“

A. Calagius 1602 Kurtze Summarien B₄^a.

Urhab. „Denn das Wasser ist der erste Vorrath, Bauung und Urhab gewest.“ A. v. Franckenberg, Nosce te ipsum 43.

Verfitzen (vgl. Mitteil. XVII, 114.)

„Mein Anna merck, wie mags doch stehen
Umb das, was meinst die Nachbarn jtz
Gemurmelt, und im stilln verfitzt,
Von unsrer Tochter ein Geschrei?“

A. Calagius 1604 Susanna D₁^b. Da Weigand-Hirt erst aus Frisch vom Jahre 1741 das Wort beibringt, so stehe hier noch ein älterer Beleg vom Jahre 1524: „Dorzu sahe ich, das ich eyne reyse han wurd, durch stelle, dy gantz verwurren von vielen und mancherley hyndernussen, mit struppicht verfitzt, von gehegk und felsenbruchen unwegsam, von syndfluten und grufften zerrissen.“ Michael Risch, Parphrasis Erasmi. vber das Evangelium Johannis, Vorrede.

Vergesellschaften. (vgl. DWB.) „Diese Kälte nun vergesellschaftet die lebhaftte oder geheime Qualität, nemlich die Fixmachung.“ A. v. Franckenberg Gemma magica 28. (Geschrieben 1641.)

Vergrellen. Das DWB XII, 491 behauptet, das Wort sei in der Schriftsprache selten, und belegt es erst aus Bode's Montaigne-übersetzung. „verärgern“.

„die uns diesen tranck so vergellen und vergrellen.“ Joh. Pomarius 1590 Große Postille I, 464^b u. ö;

„Wiß, o Gottslästermaul, daß Gott, vor dieser Welt
Ein Hell erbawet hat, vor die, die so vergrellt,
Daß sie, vermeßner Weiß, entfärben sich mit nichte,
Die Weißheit Gottes selbst zu fordern vor Gerichte.“

Tobias Hübner, Cöten, 1661, Sieben-Tages-Zeit 3; und 11:

„Man sah drob hoch und tieff unordenung entstehen,
Dis alles im gemeng, und war also vorgrellt,

Daß sichs aufrührisch selbst zerstört hett und gefelt;“ 31:

„daß er sich dort vergrellet mehre.“ (qu'il croist toujours d'audace.): „damit den vergrelleten Untertanen könnte geantwortet werden.“ Buchholtz 1666 Hercules I, 878 E. Francisci

1686 Weh der Ewigkeit 602: ‚welches (Strohmännlein) der vergrellete Bär zu kleinen Stücken zerreist.‘ J. Cats 1711 Sinnreiche Werke II, 262:

‚Bistu des Nattern Zucht, der Basilisken Bruht,
Daß dein vergrelltes Hertz bricht aus in solche Wutt?’

Verköten (nicht im DWB: vgl. Köthen V, 1896) ‚sindt jhnen die hend gar verklumpet, unnd erstarret, mit terpentin, und pech, ja mit eitel schwefel und hellischem fewr, der massen verpicht, verkötet und verlötet, daß gar nichts herauß wil‘ S. Suevus 1569 Herodes bankrett G₂^a.

Verleumgrieben. (nicht im DWB.) ‚Doeg half den unschuldigen David bey dem Könige Saul verleumgrieben. V. Herbergor, Jesus Sirach 98^b.

Vernehen. ‚und do sy (Hedwig) merckte, das sy (die alte Frau) eynes grohen vornemens was, Do nam sy das selbige weyp, wol bey gantzer ezehen wochen des nachts ezu yr yn yr schlaffgemach.‘ Hedwiglegende 33^a.

Vernunftbegriff (im DWB. erst aus Kant.) ‚Dannenhero wird es auch Groß genant, weiln die Herrlichkeit des entsetzlich grossen Werck, und die verborgene Grösse der Heimlichkeiten gantz und gahr dem Vernunft-Begrieffe der Heydnischen Philosophen entgehen.‘ A. v. Franckenberg, Gemma magica 11.

Vernunftgeist (nicht im DWB.) ‚Der eitele Vernunft-Geist kan diß nicht gründen noch ergreifen.‘ Nosee te ipsum 20; vernunftklug (auch nicht im DWB.) 31: ‚welche sein die Vernunftklugen Menschen, die sich in Witz und Thorheit regieren.‘

Verragen (nicht bei Lexer, DWB, Fischer; vgl. DWB, s. v. ragen.) ‚und das kynth heraus czohenn, todt bleich kalt und voraget wy eyn holtz.‘ Hedwiglegende DD₃^a. (et extraxerunt purum, utpote mortuum, glaucum, frigidum inflexibilemque viluti lignum.)

Verrennen (vgl. DWB.)

‚Die Weiber dort sich han verrandt,
Welchs Gott hernach zum besten wandt.‘

A. Calagius, Susanna B₄^a.

Verschulden (vgl. DWB. XII, 1175, 3.)

Nichts (weiß ich mehr), Jungfrau schön, denn das ich sehr
Euch danck, und denck, wie ichs verschuld.‘

A. Calagius Rebecca C₇^b.

Verschwatzt. (vgl. DWB. XII, 1193, 5.)

„Wie grimmig sie verfahren,
Kan kein verschwatztter Mann erzehlen
In vielen langen Jahren.“

J. Scheffler 1677 Sinnliche Beschreibung 49.

Vollsacken. „Der Leser würde sich verwundern, wenn er die Spejereyen sehen solte, die Adversarius auß seinem vollgesackten Lästerschunde wieder heraus wirfft.“ J. Scheffler, Ecclesiologie I, 585^b.

Vorhängung (nicht bei Lexer.) „So verbarige sie sich mit Vorhängunge der tucher vor den andern menschen.“ Hedwiglegende 28^b. (ab aliis se abscondit sub quibusdam pannorum velaminibus.)

Vorstat. Fischer III 1676 verweist auf Schöpf 702; er trennt Vor staat und erklärt: Teil der vormaligen vornehmern Kleidung. Die Belege, die hier beigebracht werden, erweisen, daß unter dem Wort eine niederländische Wollware zu verstehen ist, die in Verbindung mit andern Erzeugnissen der niederländischen Webekunst genannt wird, und Gewänder daraus den Weibern und anderen als Ehrenkleid zu tragen gestattet war. Vorstadt, eine Niederl. Wollware in der sächsischen Steuerverordnung vom Jahre 1641 A₂^b; vgl. L. Rauw 1599 Cosmographia 201: „denn es macht viel Harras, Borstet und Macheier da;“ 1563 Ständeakten Joachims II (Friedensburg) II, 311: seiden und anderer atlasz, karteck, vörstadt, arras, settin.; 1612 Sächs. Policei- und Kleider Ordnung 33: „Ihren Weibern . . sol zu Ehrenkleidern Vorstat, Macheyer . . vergönnet werden;“ 39: „auch Vorstadt und Harras. Das adj. vorstaten haben wir bei S. Hüttel, Chronik der Stadt Trautenau (ed. Schlesinger) z. B. 180: „und ein erbar rath dem her Johannes Hintzius vom kirchengelde liß ein grosse schwarz vorstatene reverenda machen zum kaiserlichen Begengnis.“ Eine Vorstadt Jope begegnet im Codex dipl. Lusat. super. I, 339 und 340 (aus dem Jahre 1426.) Bei S. Grüner, Die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer 114 aber lesen wir: „Die Aermeren tragen auch halb fein und wollen auch ordinaren Zeug Vorstatt genannt.“ Feit hatte das Wort auch aus den Krakauer Zunft- und Verkehrsordnungen beigebracht (Hansische Geschichtsblätter XX (1914) 486 und vermutete Zusammenhang mit Vorstadt; das wird sich aber nach dem hier vorgetragenen kaum halten lassen. Fischer und Schöpf scheinen

auf dem richtigen Wege zu sein, aber Genaueres kann ich leider auch nicht bringen.

Wadenhein. (vgl. DWB.) ‚In czeytenn wurden dy waden beyne gefrostent.‘ Hedwiglegende A₄^b. (sed procedente tempore tibiis solidatis.)

Wagehals. (vgl. DWB. XIII, 473,3.) ‚Wir stiegen in das Schiff welches sehr klein, kurtz, schmal und recht liederlich, wie die Griechischen Barchetten mit einem Segel, auf Wagehals, gemachet sein.‘ F. v. Troito, Orient. B-ise-Beschr. 40.

Wahnmass. (vgl. DWB. XII, 672.) ‚... dorumme das sie in won moß angegossen haben.‘ 1471. Bresl. Stadt Archiv Hs. G. 5,49 p. 1; wegen der wanemosse, die er im hat frevelichen lossen angießen und den kegil nemen und hot nicht recht mosse wellen geben, sonder die diener ser dorzu gelestert.‘ Hs. G. 5,50 p. 25 (anno 1472.)

Wännel. (cf. DWB. XIII, 1911.) ‚und brachten ein langes und sauberes kûppernes wännel, mit warmen Wasser samt wohlriechenden Kräutern gefüllet.‘ F. v. Troilo Orient Reise-Beschr. 90.

Warnigen: ‚Benachbarte Orte durch Schreiben zu warnigen, wenn ein vorhin unbewußter Ort angesteckt oder verdächtig worden. 1680 Schlesische Infectionsordnung A₃^a; Warnigung, a. a. O.: ‚Zu Jedermanns Warnigung.‘

Wasserkunst. (vgl. Weigand-Hirt.) ‚wunderst du dich nicht über die Wasserkunst Jesu Christi, der die Wasserwolcken in die höhe zeucht.‘ V. Herberger 1617 Magnalia Dei 18; und 129; ‚Gott machet Wasserkünste, wie die listigen Holländer, daß sich das Wasser hinein senck, und der Erdboden trocken vnd gesund werde.‘

Watmel? ‚Herr von Haren meint vielleicht auch den Zeug, den wir Kithay nennen, unter dem Namen des groben Watmels.‘ G. Opitz 1748 Merkwürdige Nachrichten I, 234.

Weichmütigkeit. (vgl. DWB. XIV, 531.) ‚wenn aus besunder weychmütigkeit, hette sy eyn mitleydunge, czu allen menschen, dy etwas leyphliches leydes trugenn.‘ (Mira compassionis teneritudine condescendebat afflictis.) Hedwiglegende.

Weltrichter. ‚es wird kommen der allgemeine menschenrichter, der auch die weltrichter richten wird.‘ L. Pollio 1601 Zehen predigten 162^a.

Wettlauf. ‚Wehe dem Menschen, der in solchem Wettlauff liegen bleibt.‘ L. Pollio a. a. O. 206^a; also sind wir allhier auch Wettläuffer.‘ a. a. O.

Wittern. (vgl. Drechsler, Germ. Abh. XI, 273.)

‚Muß wecken meine gsellschaft halt,
weil sich jhr keiner wittert bald.

A. Calagius Rebecca E₅^b.

Wuhne. (cf. Schmeller II, 534. Weigand-Hirt II, 1285.)

‚Bald wirffet man sie auß der Glutt
In ein Eißkalte Wuhne.‘

J. Scheffler 1677 Sinnl. Beschreibung 51.

Wundersam. (nicht bei Lexer, Weigand-Hirt aus Luther.)

‚vnd mit dem gomme yres mundes kostete den schmack seyner wundersamen süßen schmackhafftkeyth.‘ Hedwiglegende 26^b. (degustavitque cordis palato mirande snavitatis ipsius saporem.)

Etwas früher (1498) taucht das Wort auf bei H. Geisler, new practiirt rethoric u. brieff formulary f₂^b: Wundersamen miszrat; dann 1516 in der Übersetzung von Bonaventuras ‚Deutsch Marial‘ O₇^b.

Zähnlein. ‚wo sie nicht biszweilen ein Zähnlein Knoblauch mit eim Stein zuknirscht, unter kaltem wasser mit einem wenig schimlichten Brodt vermischen.‘ Fr. Seidel 1626 Türkische Gefängnüß F₃^a.

Zänkgespüle. ‚Hilff daß ich . . nicht stinckend zenckgespüle eingieße.‘ V. Herberger, Passionzeiger 70.

Zapp. ‚wirt ziehen ab

Mit Schandt und Spott, der grauer Zapp.‘

A. Calagius Susanna E₇^b.

Zehkäse: ‚Sei nicht zu filtzig, nicht ein Scharrhauß und Zehkäse, nehre dich redlich, und laß deiner auch andere Leute genießen.‘ V. Herberger, Jesus Sirach 106^a.

Zerkiefen. (vgl. Weinhold 42^b; Drechsler Germ. Abh XI, 147 f.; DWB. V, 442.) ‚und etliche sparren so kleine zukiefete, als Segenspeene und Fischholtz.‘ V. Herberger, H. P. II, 427.

Zermergeln. (vgl. Drechsler 178.)

‚Der feurgen Schergen grimmge Schaar

Wirfft dir strachs an die Ketten,

Bindt, reist, schlägt, tritt, biß du fast gar

Zermergelt und zertreten.‘

J. Scheffler, Sinnl. Beschreibg. 35.

Zischeln. ,aber eins muß ich dir ins ohr tschischeln.
V. Herberger, H. P. II, 349.

Zösen? (vgl. DWB.)

,Die Pauern sind genug gezôst
Bin unzufrieden.'

A. Calagius Rebecca E₁^a.

Zotten. (vgl. DWB. s. v.)

,Zott hin, der Cham kompt eben recht,
Wird sagen, was jhr seid für Knecht.'

A. Calagius, Rebecca B₅^b.

Ismael: Was meinst, ob sie nicht unser spotten?

Cham: Leicht, die des wert, môcht ein her zotten,
Wenn sie schon nicht so weit kem her.'

A. Calagius, Susanna E₁^b.

Zudel. (vgl. Schmeller II, 1166.)

,Diß ist der Zudeln aller arth,
Das, was sie sind, sich nirgend part.'

A. Calagius, Susanna E₁^b,

Zuflüssig. ,wann yr gemuth, was sam czu flussig czu den
armenn und krancken? Hedwiglegende 36^b. (liquescebatque animus
ejus ad pauperes et infirmos.)

Zwirnsfaden. ,Simson zureist seine zweene stricke und sieben
Seile von bast wie versengete Zwirnesfaden.' V. Herberger,
H. P. II, 356; vgl. Osterschatz 56.

Reime, Sprüche und volkstümliche Dichtung aus der Trachenberger Gegend.

Von Friedrich Graebisch in Kudowa.

Die folgenden Beiträge, die aus dem Volksmunde gesammelt sind, zeigen die niederländisch-schlesische Mundart der Trachenberger Gegend — aus Marenschine —, von der bereits in Band XVIII, 117 ff., der „Mitteilungen“ eine grammatische Darstellung gegeben ist.

Auf diese (Seite 117—137: III. Systematische Übersicht usw.) ist mit der Abkürzung Gram. an einigen Stellen Bezug genommen.

Die mit einem Sterne * bezeichneten Wörter sind in dem am Schluß gegebenen Wörterverzeichnis erläutert.

I. Lieder und Reime.

1—5. Sommerlieder:

- | | |
|-------------------------------------|---------------------------|
| 1. dr fetr kúnŋt hot a háuchis hōs; | wī šain štait fē gotrādē: |
| a līt-tsum iēbrštē gáibŋ rōs; | s kurn und-ŋ dr wēsē; |
| a līt uf fē *gēlādē, | got gā n s ofrmēřštē! |

(Der Vetter Kunoth (F.-N.) hat ein hohes Haus; er sieht zum obersten Giebel heraus; er sieht auf sein Gelege, wie schön steht sein Getreide: das Korn und auch der Weizen; Gott gebe ihm das Allermeiste!)

- | | |
|------------------------|--------------------------|
| 2. aiēh kum tsum fūmr; | gapt mŋ a *gakt, |
| gapt') mŋ n *pumr, | dos iēh waidr wetŋ wakt! |

(Ich komme zum Sommer; gebt mir einen Pommer, gebt mir ein Ei, daß ich wieder weiter wackele!)

- | | |
|-----------------------------|-----------------------|
| 3. di honē štaid-ē dr taiŋ, | širtē mit n luēhē; |
| di hot n šainē širtē faiŋ, | fi is n fōtē *knuēhē. |

1) Echt mundartlich gat; vgl. Gram. 51 V. Diese Lieder enthalten oft mehr oder weniger schriftdeutsche Formen, da sie oft ursprünglich hochdeutschen Wortlaut hatten.

(Die Hanne steht in der Tür, die hat eine schöne Schürze vor, Schürze mit dem Loche; sie ist eine faule Knoche.)

4. dr her, dar hot n rundn tiš¹⁾, mitn drin a glüos foł wēn;
uf jēdr ekə n kórpfnis²⁾, do wirt a wuł tsufrīdn³⁾ fēn.

(Der Herr, der hat einen runden Tisch, auf jeder Ecke einen Karpfenfisch, mitten drin ein Glas voll Wein; da wird er wohl zufrieden sein.)

5. dr (z. B. korlə) hot ē a *štomp a wirt s lusn wēchn,
gəfēcht, bis di brōt wirt kum šwēfn.
a hot fiēh s hemdə ēgəwēcht:

(Der Karl hat in den Stampf geseicht, er hat sich's Hemde eingeweicht; er wird's lassen weichen, bis die Braut wird kommen schweifen.)

6. Kettenreim: fāl wam-br m-mihr gān.
mēnə mutr lūotə: mihr wirt ins māl gān,
gai no folūotə! māl wam-br m-bekr gān.
lus dr a hētł tsūgān! bekr wirt ins braut gān,
s hētł wam-br dr kū gān. braut wam-br a *putlū *brokn.
kū wirt ins mičh gān, putl wan ins *gakł gān,
mičh wam-br n *kitšł gān. gakł, gakł šmekə gut,
kitšł wirt ins fāl gān, kimt-tr pōr unt juot lī furt!

(Meine Mutter sagte: Geh nach Salat! Laß dir ein Häuptel zugeben! Das Häuptel werden wir der Kuh geben. Kuh wird uns Milch geben, Milch werden wir dem Kätzchen geben. Kätzchen wird uns Fell geben, Fell werden wir dem Müller geben. Müller wird uns Mehl geben, Mehl werden wir dem Bäcker geben. Bäcker wird uns Brot geben, Brot werden wir den Hühnchen brecken. Hühnchen werden uns Eier geben, Eier, Eier schmecken gut, kommt der Bauer und jagt sie fort!)

7. wārde wel dūos šāfrnādl' hūon, unt nə lanə *pleūtə
dar mus gułdnə *aurgəhenkə unt-n āldə hut:
trūon, dar is frš-šāfrnādl' gut!
gułdnə aurgəhenkə

(Wer da will das Schäfermädchen haben, der muß goldne Ohrgehänge tragen, goldne Ohrgehänge und eine lange Jacke und einen alten Hut: der ist fürs Schäfermädchen gut!)*⁴⁾

¹⁾ rundn tiš schriftdeutsch statt runtə taiš; vgl. Gram. 5 und 47.

²⁾ korpfnis halbschriftdeutsch; vgl. mundartlich korpə f. und korpfaus; Gram. 7.

³⁾ Schriftdeutsch; Gram. 5.

⁴⁾ Vgl. das Sommerlied aus dem Ölser Kreise: „wārde wel a sumr šān“, Mitteil., Heft XI, S. 82.

8. ko'lə, ko'lə, fafrmaikə, naim di kōlē unt šlō! (Gram.
dēnə kińdr frasn faik: 20a. Anm. 2) fi taut!
olə tāgə a seksbaimbraut;

1 (Karle, Karle, Pfeffermühle, deine Kinder fressen viel: alle Tage ein Sechsböhmen-Brot; nimm die Keule und schlag sie tot! — In mannigfachen Abänderungen im ganzen schlesischen Dialektgebiet verbreiteter Spottreim.)

9. f is gəšan unt f is frbē; mutr huł di wigə rē!
(Es ist geschehen, und es ist vorbei; Mutter, hole die Wiege herein!)
10. fimwə gain r jūoń; fo knergłwits no nūodłwits
tswie bren in gətrūoń, (Gram. 20a. Anm. 1),
fi trūoń-ən-no knergłwits, dułt wirt a dršlnoń.

(Fünf gehen ihrer jagen; zwei bringen einen getragen, sie tragen ihn nach Knergelwitz, von Knergelwitz nach Nagelwitz, dort wird er erschlagen. — In ähnlicher Form weit verbreitetes Rätsel; vgl. auch „Mitteilungen“, Heft XIV, S. 17 f.)

II. Sprüche und Sätze.

11. aubm *hui und-undn fui. (Oben hui und unten pfui — oben beglissen und unten zerrissen.)
12. baitn unt gān is tsufaił. (Bitten und Geben ist zuviel.)
13. frš gəkqftə gipt dr jaundə ništ. (Fürs Gekaufte gibt der Jude nichts.)
14. *brinkł bren braut. (Bröckchen bringen Brot.)
15. n blində henə fint (Gram. 21) q amā a kurn. (Eine blinde Henne findet auch einmal ein Korn.)
16. s ie is kligr wī di henə. (Das Ei ist klüger als die Henne.)
17. riedn is-silbr, šwėgn is gułt. (Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.)
18. wār di wūoł hot, hot-ti kwūoł. (Wer die Wahl hat, hat die Qual.)
19. no dr *wiełə kimt di *kwiełə. (Nach der Wähle kommt die Quäle.)
20. wārdə tsirnt bē dr šisł, tit (Gram. 52b.) fičh¹⁾ šūodn fem risł.
(Wer da zürnt bei der Schüssel, tut [sich] schaden seinem Rüssel.)
21. wen də *oršt gokršt, do mustə q liēn. (Wenn du erst gockerst, da mußt du auch legen.)

¹⁾ Pleonastischer Dativ; derartige Häufungen sind im schlesischen Dialekt nicht selten.

22. ēs gilt n mandl unt s andr fufts n. (Eins gilt eine Mandel und das andere fünfzehn.)
23. ēhn (Gram. 8 Anm. 2) brent ništ guts. (Eilen bringt nichts Gutes.)
24. lanr štaičh¹⁾ fēdr²⁾ maičh. (Langer Stich fördert mich: beim Nähen.)
25. s gipt ja no fait mādł; s gipt ni étwa blauf-n hantfl, s gipt ja a gants lantfl. (Es gibt ja noch viel Mädchen; es gibt nicht etwa bloß eine Handvoll, es gibt ja ein ganz Landvoll. — Trostspruch für abgewiesene Freier; in Schlesien weit verbreitet, aus der Camenzer Gegend s. „Mitteil.“, Band XII, S. 223, auch glätzisch.)
26. dī hiönim gain, di hūon kē gelt. (Die — im Dorfe — hinten hinum gehen, die haben kein Geld.)
27. dī machn hukst, unt-ti kotse um fanstrbrätł wirt ništ gəwūor! (Die machen Hochzeit, und die Katze auf dem Fensterbrettchen wird nichts gewahr!)
28. hukst fom luchə unt kin kuchə! (Hochzeit vom Loche und keinen Kuchen — sie machen Hochzeit und haben nichts, nicht einmal Kuchen zu diesem Anlaß.)
29. mēnə bröt bekt braut. (Meine Braut bäckt Brot. — Merkvers für die Eigenart der Trachenberger Mundart, vgl. Gram., S. 117 Fußnote.)
30. raut, raut is ni šain. (Rot, rot ist nicht schön. — Lautmalender Zuruf an kollernde Puter.)
31. mē, *betsł, mē! (Mäh, Kälbchen, mäh! — Zuruf an jd., der am 1. Mai angeführt worden ist mit Anspielung auf mē Mai.)
32. na, na, dū bist wuł aibr a štuotgrüobm gəhepst! (Na, na, du bist wohl über den Stadtgraben „gehepst“! — Zuruf an einen, der sich bemüht hochdeutsch zu sprechen, es aber nicht fertig bringt; daher absichtlich gəhepst statt gəhopst.)
33. spuk ōs unt riet andrs! (Spuck aus und rede anders! — So sagt man zu einem, der zotenhafte Reden führt.)
34. mēnə mutr hot gəlūot, wen ičh *pišprn hair, do fuł ičh hēm-kum! (Meine Mutter hat gesagt, wenn ich flüstern höre, da soll

¹⁾ In der heutigen Mundart sonst meist štičh.

²⁾ Lautgesetzlich wäre fiedrt zu erwarten; vgl. Gram. 3.

- ich heimkommen! — So wird gesagt zu zweien, die heimlich zusammen flüstern.)
35. ništə is gut fr di ǫǵu. („Nichts“ ist gut für die Augen. — Bezieht sich meist auf ein soeben gehörtes „nichts“; phrasenhafte Redensart, ebenso die folgende.)
36. wen aičh wistə, wī fičh s šistə (Gram. 51 II und d.), do kēft¹⁾ ičh dam juwə glō n flintə²⁾. (Wenn ich wüßte, wie sich's schösse. da kaufte ich dem Jungen gleich eine Flinte.)
37. got bətsuot fičh³⁾ s! — do het a fait tsu bətsuoln, wen a olis bətsuoln wēltə! (Gott bezahle euch's! — Da hätte er viel zu bezahlen, wenn er alles bezahlen wollte!)
38. dū konst mičh om űorflə lekŋ! — wort ok, *fēgr, aičh wār dičh šau amā lekŋ kum, dos də drūo denkn wirst! (Du kannst mich am A. l.! — Warte nur, Feger, ich werde dich schon einmal lecken kommen, daß du dran denken wirst!)
39. himl, űorfl-unt-tswirŋ, dr menš (Gram. 20c Anm. 2) da' kūon fičh i'n! (Himmel, A. und Zwirn, der Mensch, der kann sich irren!)
40. hī hot ičh s, unt dō firlaur (Gram. 51 II) ičh s. (Hier hatte ich's und da verlor ich's.)
41. dūos is ni étwa afau lēchtə, als wen dr hūon dr henə aibr a šwants štekt! (Das ist nicht etwa so leicht, als wenn der Hahn der Henne über den Schwanz steigt!)
42. dūos is ni étwa afau wī mit dr eplfrō: űobēsŋ unt haišmēsŋ! (Das ist nicht etwa so wie mit der Äpfelfrau: anbeißen und hinschmeißen!)
43. dī driet fičh wī dr furts uf dr hečht. (Die dreht sich wie der F. auf der Hechel; von flinken Frauenspersonen.)
44. a) a gait grūdə wī dr *bīr fēcht.
b) dənə furčhŋ fēn grūdə afau wī dr bīr fēcht. (a) Er geht gerade[so], wie der Eber seicht, d. h. im Zickzack, z. B. von Betrunknen. b) Deine Furchen sind geradeso, wie der Eber seicht, d. h. du hast ungerade, im Zickzack gepflügt.)
45. a hot a gəfičhtə wī a ǫsgoklatštr *putkə-űorš. (Er hat ein Gesicht wie ein ausgeklatschter A. einer polnischen Frau.)

¹⁾ Der Indikativ lautet kēft(ə), ohne Umlaut, vgl. Gram. 53.

²⁾ nt hier nicht palatalisiert.

³⁾ Über fičh = euch vgl. Gram. 57b.

46. a hot n böch wi a trūon^{dr} šustr. (Er hat einen Bauch wie ein trächtiger [tragender, Gram. 60] Schuster.)
47. dar is no aibr a štikl fičh: a štikl fičh wis(-s), wen s gənunk hot, abr dar ničh! (Der ist noch über ein Stück Vieh: ein Stück Vieh weiß es, wenn es genug hat, aber der nicht! — Von stark Betrunkenen.)
48. dar hot q̄ om leu^{stn} gəšisn, dar wirt wu^l bälde a *ladr machn. (Der hat auch am längsten gesch. [= gelebt], der wird wohl bald ein Leder machen [= sterben].)
49. dr wi^{nt} gait waidr afau, s hot fičh waidr a q̄st gəhan. (Der Wind geht wieder so, es hat sich wieder ein Aas [= jemand] gehängt.)

III. Volkstümliche Dichtung.

Die folgenden beiden Zwiegespräche leben jetzt im Volksmunde, ohne daß ihre ursprünglichen Verfasser noch bekannt sind. Beide scheinen älteren Ursprungs zu sein, darauf deuten u. a. in Nr. 50 der rührselige Ton in Liesens Worten und in Nr. 51 der Ausdruck „Bettelvogt“, sowie manche Entstellungen oder Verdunkelungen des ursprünglichen Wortlautes, z. B. in Nr. 50 „nur du allein könntst . . . mich wehn“, „dr kištuo^l (is) noi gətswekt“, „dūos is dr ričhtjə tswirt^l“. Nr. 51 dürfte etwa 40 Jahre alt sein, Nr. 50 halte ich für noch bedeutend älter.

50. pōr unt lifə (Bauer und Liese).

Pōr. hair^{stə} (od. hi^{stə}, Gram. 13a), lifə, kimstə ni bälde
(Hörst du, Liese, kommst du nicht bald!)

Liese. Aber, Vater, sag' doch nicht immer „Liese“!

Das klingt ja gar zu grob und unanständig roh!

Wie leicht wäre nicht zu sagen: „Kind“, „Elise“!

Die gute Tante nannte mich ja immer so.

Hättest du mich in der Stadt gelassen!

Denn hier zu bleiben, ist unmöglich mir;

Ich fühle mich so unstät und verlassen;

Gott, dieses Bauernleben mit seiner Unmanier!

Statt Rosenlauben sieht man Düngerhaufen,

Statt Glockenklang, da hört man Kuhgebrüll!

Ach, Alfred, Alfred, wüßtest du, wie ich hier weine, schmachte
und vergeh!

Nur du allein könntst mich verstehn, mir in allem beistehen
und mich *wehn!

P. na, do hairt (oder hirt) ok, dō mecht ma *he'nr krign!
is dūs a tumr *ofəšwants!

na wort, dū welst (Gram. 5, Anm. 2 und 20c) miēh *o'st bəlign!
dē fūotr is gəwis kē hons!

mair hot mēnə lāptāgə (Gram. 38) no kē mist gəstunkə;

unt wen-nə kū pritt, dūof-is ȳ ni slecht!

unt wen də mr no amā nenst dan štūothalusku,

dam hūo iēh di mukə ɔsgəducht!

do is-sə lau n tsimpriļə *priļə,

fait-si (Gram. 11) dr ɔlp hot ē di štūot gəbrucht;

do sitst-si dō wī nē āldə glukə,

dr hois is nakt unt-tr pukt ȳ.

naim dr a miēht, wen də welst gut *hukstn;

dūof-is a šmukr purš', dar hot fir kī (Gram. 36) unt-tswie uksn,

unt s hōs is šain gadakt

unt-tr kištūot noi *gətswekt!

s hartə 'm lēbə mechtə ēm *juksn,

wen ma fiēh di gəlēgnhēt bəfit. —

na, hairštə, aiēh wā' dr nō wūos fūon:

dēnə mutr wūor ȳ gəwis a šmukis dink,

wēs wī mitēh unt putr,

špruok (Gram. 51 IIIa) wī a rādī, wen iēh amā mait r gink.

iēh hūo a gants jōr im fi gəwurbm,

unt wen miēh fi ni gəmuēht hetə,

do wīr iēh ȳ ni gəsturbm,

fundrn iēh het mr n andrə gəfucht!

(Na, da hört nur, da möchte man Hörner kriegen! Ist das ein dummer Affenschwanz! Na warte, du willst mich erst belügen! — Dein Vater ist gewiß kein Hans! Mir hat meine Lebtagē noch kein Mist gestunken; und wenn eine Kuh brüllt, das ist auch nicht schlecht! Und wenn du mir noch einmal nennst den Stadthalunken, dem habe ich die Mucken [zu vertreiben] ausgedacht! Da ist sie so eine zimperliche Priese, seit sie der Alp [Alfred, s. vorher] hat in die Stadt gebracht; da sitzt sie da wie eine alte Glucke, der Hals ist nackt und der Buckel auch. Nimm dir den Michel, wenn du willst gut hochzeiten; das ist ein schmucker Bursch, der hat vier Kühe und zwei Ochsen, und das Haus ist schön gedeckt, und der Kuhstall neu gezwagt [gewaschen = zurecht gemacht?] Das Herz im Leibe möchte einem jauchzen, wenn man sich die Gelegenheit besieht. — Na, hörst du, ich werde dir noch etwas sagen: Deine Mutter war

auch gewiß ein schmuckes Ding, weiß wie Milch und Butter, sprang wie ein Rädchen, wenn ich einmal mit ihr ging. Ich habe ein ganzes Jahr um sie geworben, und wenn mich sie nicht gemocht hätte, da wäre ich auch nicht gestorben, sondern ich hätte mir eine andere gesucht!)

L. Aber, Vater, schweige! Meine Nerven beben,
Vor Entsetzen quillt das Blut in mir!
Ich habe in der Mühlenbach gelesen:
„Die Liebe ist das erste Morgenrot;
Wer nicht geliebt, der ist gewesen
Auf Erden schon lebendig tot!“

P. nu, wāos hustə den fo deñr lībə?!

dī is orm wī n kirchumōs;
unt gait s amā a bist trībə,
do gukt-si glē tsum fanstr nōs!
dr swortsr, dūos is dr richtjə *tswirtl,
dar mecht amā no frankrēch nōs!
dūos wīr amā a muntr stikl,
do lacht ich mr n *pukt, wī n arpsə graus!

(Nun, was hast du denn von deiner Liebe?! Die ist arm wie eine Kirchenmaus; und geht's einmal ein bißchen trübe, da guckt sie gleich zum Fenster hinaus! Der Schwarzer, das ist der richtige Dummkopf (?), der möchte einmal nach Frankreich hinaus! Das wäre einmal ein munteres Stückchen, da lachte ich mir einen Buckel, wie eine Erbse groß!)

L. Ach, ich will ins Kloster gehen,
Hinterm Schleier bergen meiner Tränen Zahl
Und auf Alfred warten,
Bis voran wir ziehen in den Rosengarten!

P. wāos? ēs klaustr welstə kriechn?!

bist lutəriš! bist frhekt!
na wott, ich wār glē tsum pastr šikn,
dos a dr just a tekst frlist!
unt-tsī dr jītst di klunkrn rundr,
unt br gain ēs hie!
unt wen də no wāos tsu *wotšn hust,
do krikstə no ɛnə nē!

(Was? Ins Kloster willst du kriechen? Bist lutherisch! Bist verhext! Na wart, ich werde gleich zum Pastor schicken, daß er dir just den Text verliest! Und zieh dir jetzt die Klunkern [gemeint ist die städtische Kleidung] herunter, und wir gehen ins Heu! Und wenn du noch etwas zu schwätzen hast, da kriegst du noch eine hinein!)

51. Tūoprieh unt sefə (Taprig und Josefa).

Tūoprieh. wuġəšpəstsuhūon, fetr štandisbəomtr; lēn f ok lau
gəbātn unt hūon lī mrš ni fr ūngut, dos ieh amā tsū oiēh¹⁾ (oder
tsūn fiēh, Gram. 57b) kumə!

(Wohlgespeistzuhaben, Vetter Standesbeamter; seien Sie nur so gebeten
und haben Sie mir's nicht für ungut, daß ich einmal zu euch komme!)

Standesbeamter. Wer seid ihr denn?

T. aiēh hēsə tūoprieh unt bai grausknēcht undrm šwoġbm-
šwantə²⁾ bem pōr lumprieh.

(Ich heiße Taprig und bin Großknecht unterm Schwalbenschwanze beim
Bauer Lumprieh.)

St. Und was wollt ihr denn?

T. ja, lān f ok, fetr štandisbəomtr, dūos is-sau n frīlīstə, fr-
wiktə gəsiēhtə; dūos batrift nēmliēh meŋr ūogelēghəts hoġbr. dūos
macht mr unbədenkliēh faik *kuprītsijə. unt wen ieh drūo denke,
do sumt mrš ēm kupə wī ēm *humlrnāstə, unt-tr wək tsu ain is
mr q no ni lēcht gəwu'n.

(Ja, sehen Sie nur, Vetter Standesbeamter, das ist so eine verflixte, ver-
wickelte Geschichte; das betrifft nämlich meine[r] Angelegenheit [halber]³⁾.
Das macht mir unbedenklich [statt: ungeheuer] viel Kopferbrechen. Und wenn
ich dran denke, da summt mir's im Kopfe wie im Hummelneste, und der Weg
zu Ihnen ist mir auch noch nicht leichter geworden.)

St. Was ist euch denn passiert? Ist euch jemand gestorben?

T. ī, got bəwūorə, grūodi-s (Gram. 31) gēgntə! und-aibrijns
het ieh ja *kin menšn, dār mr štarbm kēntə, als wi mēnə sefə,
unt-ti is kroitsfidəl unt *bəwušprt wi a rautšwentsl.

(I, Gott bewahre, grade das Gegenteil! Und übrigens hätte ich ja keinen
Menschen [= niemand], der mir sterben könnte, als [wie] meine Josefa, und
die ist kreuzfidel und behende wie ein Rotschwänzchen.)

St. Da ist euch wohl ein Kind geboren?

T. ī, got bəwūorə, dūos fāltə grūodə no; dūos-suł o'st riēhtīēh
lausgain!

(I, Gott bewahre, das fehlte gerade noch; das soll erst richtig losgehen!)

¹⁾ Über den Wechsel zwischen „Sie“ und „Ihr“ in der Anrede sagt
Th. Schönborn, Das Pronomen in der schlesischen Mundart, S. 21: „Im süd-
lichen Teile des Gebirgsschlesischen braucht man vielfach im Nom. ūi, aber im
Dat. und Akk. aiēh.“ Nach obigem gilt dies auch für die Trachenberger Gegend;
daneben werden auch die Formen der 3. Person gebraucht.

²⁾ Flurname.

³⁾ Konstruktionsmischung, vgl. oben Nr. 32!

St. Aber, lieber Taprig, da muß ich euch doch bitten, daß ihr mir sagt, was euch zu mir führt. Ich kann doch eure Wünsche nicht erraten, habe auch nicht lange Zeit, mich auf unnütze Erklärungen einzulassen!

T. fai hūon wuť hōtə fair fail tsu tūn? bē ins drhēmə is̄ q̄ afau; dī roim grūdō a *hēknštūol̄ ōs.

(Sie haben wohl heute sehr viel zu tun? Bei uns daheim ist's auch so die räumen grade den Schafstall aus.)

St. Da seid nur meiner wegen unbesorgt, und tragt mir kurz und bündig euer Anliegen vor!

T. fai hūon wuť q̄ gūor fair fail *maléstijə mit a *frōfelkrn?

(Sie haben wohl auch gar sehr viel Schererei mit den Frauenzimmern?)

St. Quatscht nicht immer solchen Unsinn und bleibt bei der Sache!

T. nū, dō fēn f ok ni glē afau haifə! wūof-ich̄ frōn wuťə, — aich̄ wuťə halt blaus bəmerku, —

(Nun, da seien Sie nur nicht gleich so böse! Was ich fragen wollte, — ich wollte halt bloß bemerken, —)

St. Lieber Taprig, wenn ihr nicht bei der Sache bleibt, muß ich die Unterhaltung schließen!

T. ja, fān fī, fetr štandisbəomtr, is tit mr ja fair lēt, dos ich̄ fi bəlestijə mus, abr mēnə sefə līs mr š no hōtə frī durēh a *batt-wōť fūoh; fī fūotə: „tūopriēh, dūos tumə *gəkwotšə mit dair hūo ich̄ grūdō wī mit *lefīn gəfrasn. faibm jōrə kimstə nū šau tsu mair, unt wen ich̄ amā a wōťt fom hukstmachn̄ riedə, do šitkštə mit dem dikə *štepł̄ unt tist wī a *puťnš (Gram. 23 Anm.) durf! wen di-s nū wīrklich̄ afau gut mait¹⁾ (oder mit) mr mēnst, unt-tū weißt, dos br fuťn tsufom kum, do gaistə hōtə baldə dos aufbaitn (Gram. 61 f. II) bəsteln!“

(Ja, sehen Sie, Vetter Standesbeamter, es tut mir ja sehr leid, daß ich Sie belästigen muß, aber meine Josefa ließ mir's noch heute früh durch den Bettelvogt sagen; sie sagte: „Taprig, das dumme Geschwätz mit dir habe ich grade wie mit Löffeln gefressen. Sieben Jahre kommst du nun schon zu mir und wenn ich einmal ein Wort vom Hochzeitmachen rede, da schüttelst du mit deinem dicken Schädel und tust wie ein polnisches Dorf! Wenn du es nun wirklich so gut mit mir meinst, und du willst, daß wir sollen zusammen kommen, da gehst du heute bald [= sofort] das Aufbieten bestellen!“)

¹⁾ Die gedehnte Form mait kommt nur vor persönlichen Fürwörtern und in adverbialer Bedeutung vor; die Präposition lautet in allen anderen Fällen „mit“ (Gram. 13b).

St. Ihr wollt also heiraten?

T. nū jā, im dūos wuſt aiēh fai baitn; wen ſi wern afau gut unt baitn ins amā auf! aiēh fr mēnə *portə bai ja ni afau hitsiēh uf a wēchkworſk, abr mēnə feſə, di leſt mr ēmſ kēnə rū.

(Nun ja, um das wollte ich Sie bitten; wenn Sie wären so gut und böten uns einmal auf! Ich für meinen Teil bin ja nicht so hitzig auf den Weichquark, aber meine Josefa, die läßt mir einmal keine Ruhe.)

St. Euerm Aufgebot steht nichts im Wege, sobald ihr die dazu erforderlichen Papiere mitgebracht habt. Habt ihr auch mitgebracht die Zeugnisse?

T. wūos fr niſə?

(Was für Nüsse?)

St. Ich frage euch, ob ihr die zu Eurer Verheirathung erforderlichen Papiere mitgebracht habt?

T. nū, aiēh hūo s dinstbüch maitə.

(Nun, ich habe das Dienstbuch mit.)

St. Das genügt nicht zur Sache!

T. nū, fān ſi ok *oʀſt amā nē; s hot gūor fair ſainə tsoikniſə drinə! aiberuok, wau iēh bai gəwāſt, hūon ſi nēgəſraibm: „Treu und ehrlich, aber immer phlegmatisch.“ mēnə feſə friet ſiēh q̄ gūor fair draibr; ſi mēnt: „tūopriēh, di tsoikniſə fēn fair ſain, abr dūos flekmātn wiʀſt-tr miſn opgowien (Gram. 15b), den wem-br wan tſuſóm fēn, unt-tū wiʀſt dos flekmātn afau weſr trēbm, do wam-br wuſt moiēhma di *ſtrūobłkotsə tsīn!

(Nun, sehen Sie nur erst einmal hinein; es hat [= sind] gar sehr schöne Zeugnisse darin! Überall, wo ich bin gewesen, haben sie hineingeschrieben: ... Meine Josefa freut sich auch gar sehr darüber; sie meint: „Taprig, die Zeugnisse sind sehr schön, aber das Phlegmaten wirst du dir müssen abgewöhnen, denn wenn wir werden zusammen sein, und du wirst das Phlegmaten so weiter treiben, da werden wir wohl manchmal Streit haben!“)

St. Eure Braut ist wohl sehr ernsthaft?

T. nū, do kum ſi ſain ūo! dī hot kurāſə, wī a kutſiʀfart aiēh wār miēh miſn frliſt uf di hiurbēnə ſetsn, wen ſi mr ni wiʀt fułn tſu kupə waksn!

(Nun, da kommen sie schön an! Die hat Kurasche, wie ein Kutschierpferd. Ich werde mich müssen gehörig auf die Hinterbeine setzen, wenn sie mir nicht wird sollen zu Kopfe wachsen!)

St. Ja, wie ich bereits gesagt habe, das Dienstbuch kann mir die erforderlichen Papiere nicht ersetzen. Sie müssen die beiderseitigen Geburtsscheine mitbringen. Wer ist denn eure Braut?

T. nū f is ja mēnə mūmə, dis *mōtwuſsfērſ sēfə. br lēn ja no a biſt mitanandr frwant, f is mem grausfūotrſ frōs (Gram. 44) brūdrſ tochtſ lēnə līpſtə ſwaſtr.

(Nun, es ist ja meine Muhme, des Maulwurfsfängers Josefa. Wir sind ja noch ein bißchen miteinander verwandt; es ist meines Großvaters Frau Bruders Tochter liebste Schwester.)

St. Die beiderseitigen verwandtschaftlichen Verhältnisse sind allerdings sehr weitgezweigt!

T. dūos fūotə mēnə grausmutr ȳ. f is grūdə wi fom hundertstə gəbəkə s *klēbraut ȳdr di trȳk-krotſə.

(Das sagte meine Großmutter auch. Es ist grade wie vom hundertsten Gebäcke das Kleinbrot oder die Trogkratze.)

St. Wann seid ihr denn geboren?

T. gənȳ wēf-iēh s ni amā; abr dūos wēf-iēh, dos iēh bai fuſtsiēh jȳrə gəwəst. mē fūotr wūor grūdə um jʳmr̥tə gəwəst in kū kēfn, unt do is a graus gəwitr gəkum, unt-trnȳ bai aiēh gəkum.

(Genau weiß ich es nicht einmal; aber das weiß ich, daß ich bin fünfzig Jahre gewesen. Mein Vater war gerade auf dem Jahrmärkte gewesen eine Kuh kaufen, und da ist ein großes Gewitter gekommen, und danach bin ich gekommen.)

St. Ja, lieber Taprig, das Aufgebot eines Brautpaares, das durch vierzehntägiges öffentliches Aushängen geschehen muß, darf nicht erfolgen, wenn die dazu gehörigen Papiere nicht in Ordnung sind!

T. wūos? firts tāgə aufhēn! *oſt a hofn *malēstijə mit a tsoiknism, unt-truȳ nōch firts tāgə aufhēn; nē, dūos mach br niēh, afau a *tūmjān bai aiēh niēh! maintswēgə (od. mēntshoftr) kūon siēh mēnə sēfə ē a junkfrnfērēn ēkēfn, abr māiēh *bēlempſt fi niēh! blēbm fi mr hips gēfunt, unt niſt fr ungt, fetr ſtandisbēomtr!

(Was? Vierzehn Tage aufhängen! Erst ein Haufen Schererei mit den Zeugnissen, und danach noch vierzehn Tage aufhängen; nein, das machen wir nicht, so ein dummer Kerl bin ich nicht! Meinetwegen kann sich meine Josefa in den Jungfernverein einkaufen, aber mich betrügt sie nicht! Bleiben Sie mir hübsch gesund, und nichts für ungt, Vetter Standesbeamter!)

Zum Schluß sei noch das folgende Märchen hinzugefügt:

52. hutſ mit-tr tuſtə ēs wormə.

s hotə amā a mūon a fōlis wēp. wen a imr ē di arbēt giuk, giuk-si uf a bōdn; durt hot-si n tunə mit fādrn, do fūotə fi (Gram. 36 Anm.) imr: „hutſ mit-tr *tuſtə ēs wormə!“ unt ſpruuk nē ē di tunə unt blīp (Gram. 51 I und a) durtə bis ȳbmts. wen-nu dr mūon

hēmā kūom, wundrt a fiēh imr, wós-si enklīch gēmacht hotē. do hot a fiēh amā uf a bōdn frštakt, unt-to hot a nū da, *kamēdiē amā tsūgēlān. „wort ok“, ducht a, „dam dinē gaid-optsuhafn!“ a hot-ti fādrn rōsgēnum ōs dr tunē unt wosr nēgēgusn und-aubmdrauf waidr a pūr fādrn gētōn. wī nu a andrn tak dr mūon waidr furt wūr, giuk-si waidr uf a bōdn unt machtē: „hutš mit-tr tuūtē ēs wormē!“ unt plauts ēs kaldē wosr nē! jītst hotē fi (Gram. 36 Anm.) abr gēnuk, fo jītst op giuk-si nīmai uf a bōdn. unt-tr mūon frietē fiēh, dos a fi kūrīt hotē.

(Es hatte einmal ein Mann ein faules Weib. Wenn er immer in die Arbeit ging, ging sie auf den Boden: dort hatte sie eine Tonne mit Federn, da sagte sie immer: „Hutsch mit der Tunte ins Warme!“ und sprang hinein in die Tonne und blieb dort bis abends. Wenn nun der Mann heim kam, wunderte er sich immer, was sie eigentlich gemacht hatte. Da hat er sich einmal auf den Boden versteckt, und da hat er nun der Komödie einmal zugehört. „Warte nur,“ dachte er, „dem Dinge geht abzuheilen.“ Er hat die Federn herausgenommen aus der Tonne und Wasser hineingegossen und obendrauf wieder ein paar Federn getan. Wie nun den anderen Tag der Mann wieder fort war, ging sie wieder auf den Boden und machte: „Hutsch mit der Tunte ins Warme!“ und, planz, ins kalte Wasser hinein! Jetzt hatte sie aber genug, von jetzt ab ging sie nicht mehr auf den Boden. Und der Mann freute sich, daß er sie kuriert hatte.)

Erläuterungen zu den mit * bezeichneten Wörtern.

aufgohēwkā n. (7) Ohrgehänge. Mhd. gehenke Gehänge = Schmuck.

batl-wōt m. (51) Bettelvogt: dieser hatte ehemals dafür zu sorgen, daß die Bettlerplage nicht überhand nahm. Heute wird das Wort teils nicht mehr verstanden, teils hat es anderen Sinn angenommen. Vgl. „Mitteil.“, Band XII 118¹⁾: „fir a tsvantsich jōrn vōr š met a batl-loita afū šlomp, dos on must ēkstrā a batlfocht m darfē fain, dār-lā veldē macha (verseuchen) must“ (aus Neu-weistritz bei Habelschwerdt). In veränderter Bedeutung: 1. bitten-des Kind: dū bist šun amōl a batlfucht! (Mohren bei Weckelsdorf); 2. lästiger Bettler: batlfocht (Brzesowie, Kreis Glatz).

bālempn schw. v. (51) betrügen, hintergehen. Im eigentlichen Sinne: beschmutzen, einen Schmutzsaum machen; Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wb. 53a; vgl. auch die entsprechenden Bedeutungen von „bescheißen“ im Schlesischen: 1. beschmutzen.

¹⁾ In geänderter-Schreibung; dasselbe gilt für alle Belege aus Quellen mit abweichender Lautschrift.

2. betrügen. Verbreiteter als bəlempn ist im Sinne „betrügen“ im Schlesischen das ähnliche, aber wohl nicht dazu gehörige bəlempn; Weinhold, Beitr. 53a; ebenso glätz. bəleman; altenb. belämmern, O. Weise, Altenb. Ma. 61 usw. Weigand, D. Wb.⁵ I 199.

běšl n. (31) Kosenname des Kälbchens. Bei Brieg pětšl, bei Neisse (Steinhübel) betšla. Ich hatte das Wort als Klangwort auf slavischer Grundlage gedeutet (tschech. bečeti blöken, Gram. 60); zu vergleichen ist aber auch poln. byczek, Deminutiv von byk Ochse, wovon schönwäldisch betškje¹⁾ m., ein Ochsenname, kommt; Gusinde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel, S. 153a.

bəwüşprt a. (51) behende, flink; dabei einschmeichelnd, zärtlich. Vergleich: bewüşprt wī a rautšwentsł (51). In Breslau: b. wie ein Ohrwürmel, auch Schles. Prov. Bl. 1786, 137; glätzigisch bəwüşprt vī a hundla; Holtei, Schles. Ged.¹⁹ 50: do kam schunt Er so bewuschbert als wie de Wachtel, wenn se daß se fruhs aus em Weeze rickt und sihch's Wätter betracht und pickberwickt. Weinhold, Beitr. 106b.

bīr m. (44) Eber. bēr Th. Schönborn, Pron. in der schles. Ma. § 47 (wohl Ma. bei Sorau N. L., vgl. a. a. O. S. XVI); Weinhold, Beitr. 9a. Mhd. bēr hätte bei Trachenberg zu *bair werden müssen; daher ist entweder eine alte Nebenform *ber oder eine frühe Entlehnung aus der nhd. Schriftsprache oder Einfluß einer Nachbarmundart anzunehmen (Gram. 3 und 5; vgl. neumarkisch fīr sehr, von Unwerth, Schles. Ma., § 26 II Anm. 1). Glätzigisch dafür gewöhnlich bork (Klesse, Vierteljahrsschrift d. Gfsh. Glatz III 231 — dagegen bedeutet mhd. barc männliches Schnittschwein, ebenso schles., auch nordböh. burk, schönwäld. būkčl: Weinhold, Beitr. 11b; Knothe, Markersdf. Ma. 28; Gusinde, Sprachinsel, S. 155b); glätzigisch stellenweise (Lewin, Reinerz) daneben auch noch āvr, mhd. ēber; schönwäldisch und zipserisch pais, mhd. bīze: Gusinde, Sprachinsel, S. 190b.

brinkł n. (14) Krümchen. Weinhold, Beitr. 12b; Knothe, Markersdf. Ma. 27. Im Gebirgsschlesischen meist das Deminutiv brinkala, glätzigisch brėnkala. Das Stammwort brunku m. Brocken („einen Brunken Brot“) habe ich selbst als Kind oft von meiner Großmutter in Breslau gehört; es scheint aber jetzt fast verklungen

¹⁾ kj oder auch kčl entspricht Gusindes palatalem k' vor Vokalen und im Auslaut, vgl. Gusinde, Sprachinsel, S. 2 f.

zu sein. Die Form brikl (in „a brikl“ ein bißchen = a brinkala) gilt besonders im Riesengebirge und seiner Nachbarschaft (gebschles. auch a brikala), sowie im nordöstlichen Böhmen westlich bis gegen Kratzau (a brikl, F. Wenzel, Studien zur Dialektgeogr. der südl. Oberlausitz und Nordböhmens § 217).

brokū schw. v. (6) in Brocken brechen. Mhd. brocken.

fēgr m. (38) Feger: geringschätzigste Bezeichnung besonders männlicher Personen, meist zu Kindern. Häufig in der städtischen Umgangssprache Schlesiens, wohl aus der Bedeutung „Schläger, Raufer“ entwickelt; Weigand, D. Wb.⁵ I 510. Das ē statt ie erklärt sich wie in nēcht (Gram. 3 und 4) oder durch Einfluß der Schriftsprache

frōfułk n., pl. frōfełkr (51) Frauvolk: derber Ausdruck für Frauenspersonen. Auch sehr üblich in Breslau.

gakl n. (2, 6) Ei, nicht nur Kinderausdruck. In einem Sommerliede aus dem Oelser Kreise, „Mitteil.“, Heft XII 87, heißt es (wohl entstellt): „Gatt mer ock a Kachel.“ Vgl. Weigand, D. Wb.⁵ I 608 f.: Gackelchen = Ei in der Kindersprache, 1586 Kackelein; O. Weise, Altenb. Ma. 74: Gackei Kinderausdruck für Ei, auch leipz. Zum klangmahlenden Stamme gak mit den Nebenformen gik, gok, gāk, z. B. schles. gaksn und giksn: wer gickst muß auch gacksen, er weiß weder Gicks noch Gacks; gokrn vom Schreien des Huhnes beim Eierlegen (s. oben 21); gōks m. Hahn; gākō schreien wie eine Gans usw. Weinhold, Beitr. 25a (gāken), 28b (Goksch).

gāhenkə n. (7) s. aufgehenkə.

gakwotšə n. (51) Geschwätz. Verbreitet, vgl. Weinhold, Beitr. 74b. S. auch wotšn.

gēlādə n. (1). Das Wort wird nicht mehr recht verstanden, daher ist die ursprüngliche Bedeutung hier wohl verdunkelt. Lebendig ist das Wort in der Bedeutung „Lage geschnittenen Getreides“ z. B. noch schönwäldisch: gjēlādə n.; Gusinde, Sprachinsel, S. 165b. Beide Formen kommen von mhd. gelegede f. Lage; für die Trachenberger Form ist Sekundärumlaut anzunehmen wie in gētrādə, mhd. getregede. Dieselbe Bedeutung hat auch glätzisch glējə f., nordböh. gleijə f. (Knothe, Markersdf. Ma. 43 f.); diese Formen entsprechen jedoch mhd. geläge n. das Zusammengelegte. Es hat daher wohl gegenseitiger Einfluß von gelegede und geläge stattgefunden, woraus sich auch das verschobene Geschlecht erklärt. Vielleicht ist die Bedeutung von gēlādə auch beeinflusst von „Lehde“ f.

das — teilweise, z. B. glätzisch, über *leide — nach Weigand, D. Wb.⁵ II 40 auf mnd. lēgede f. Niederung zurückgeht. Im Schlesischen bedeutete Lehde nach Weinhold, Beitr. 52b „unbebautes, meist als Wiese benutztes Außenfeld“, vgl. auch altenburgisch Leede f. Anger, Weideland (O. Weise, Altenb. Ma. 93); im Glätzischen (bei Wilhelmsthal) ist noch die Ableitung s lāidjə oder s lēdjə n., auch der lāidichakr, lebendig, man bezeichnet damit die höchstgelegenen Felder, die nicht gedüngt werden können und daher zur Kräftigung mehrere Jahre als Brachen liegen bleiben; lēda pl. (z. B. bei Camenz „Mitteil.“, Band XVI 112), lēda (glätz.; vgl. auch J. Schmidt, Grafsch. Glatz, Jahrg. 1915, 19) usw. sind jetzt häufige Flurnamen. Verschieden ist nach Ansicht Gusindes trotz der Ähnlichkeit in Form und Bedeutung schönwäldisch lādə f. Weide mit zweijährigem Klee, das zu poln. lada unbebautes Feld gehört (Gusinde, Sprachinsel, S. 181 b), doch möchte ich vielmehr Entlehnung des slavischen Wortes aus dem Deutschen annehmen (auch tschechisch lada f. Lehde, Brachfeld).

gətswekt part. (50). Vielleicht liegt eine Entstellung aus unverständlich gewordenem, aus der Schriftsprache entlehntem gezwagt vor (vgl. auch den Reim auf gadakt) von zwagen waschen, das noch Wenzel Scherffer kannte, vgl. Paul Drechsler, W. Scherffer 280. Mhd. meist twahen, auch dwahen, waschen, baden; noch obd. zwagen nach Weigand, D. Wb.⁵ II 1349.

həkə f. (in hēkoštūoř 51) Schaf, Schöps. So auch, aber in verächtlichem Sinne z. B. bei Camenz und Wilhelmsthal; ferner Schles. Prov. Bl. 1786, 220: Höke Schöps, drehende Höke konfuser Mensch. Nach Weinhold, Beitr. 35b, bedeutet həkə Kuh, also wohl in der Reichenbacher Gegend. Im Glätzischen ist həkə zumeist eine geringeschätzige Bezeichnung oder ein Scheltwort für eine alte, geringe Kuh (z. B. Klesse, Vierteljahrsschr. d. Grafsch. Glatz, III 231), für ein solches Pferd oder gar für eine Frauensperson.

hui int. in dem Spruche „aubm hui und-undn fui“ (11) meint den Scheinglanz im Gegensatz zu dem damit verhüllten Schmutz. Andere Bedeutungen von hui im Schlesischen s. P. Drechsler, W. Scherffer 139f.; vgl. auch Weigand, D. Wb.⁵ I 898 f. Eine andere Lesart des vorgenannten Spruches ist u. a.: ūva pikfain on onda vī a drékšvain (Hannsdorf bei Glatz).

hukstn schw. v. (50) Hochzeit machen. Mhd. höhcziten. In Braunauer (glätz.) Ma.: doch vart r met m huchsta halt n tsait nōch

var̥ta fela (Anton Kahler, Deutsche Volkskunde aus dem östl. Böhmen, IV 159).

humlr m. (51) Hummel. Ebenso z. B. Weinhold, Beitr. 37b; glätzigisch: Klesse, Vierteljahrsschr. III 233. Mhd. humbel, hummel m.

hurn n. Horn; Redensart: dō mecht ma hernr krīgn (50). Ausruf der Ungeduld, des Unwillens und einer gewissen Machtlosigkeit gegenüber den Verhältnissen.

hutš int. (52). Hier gleichbedeutend mit mhd. hutsch, raschen Schwung in die Höhe bezeichnend. Wohl verwandt mit husch Ausdruck der Geschwindigkeit, huschen sich schnell fortbewegen, hutschen rutschen usw.

juksn schw. v. (50) jauchzen, jubeln. In Schlesien weit verbreitet; auch glätzigisch: Klesse, Vierteljahrsschr. III 157; nordböhml.: Knothe, Markersdf. Ma. 59. Mhd. jūchezen. Glätzigisch in demselben Sinne auch jukan „juckeln“ (Brzesowie).

kamēdijə f. (52). Hier übertragen: lustiger Vorgang; vgl. H. Schulz, Deutsches Fremdw. 367.

kēmēnš pron. (dat. kim-menšn, acc. kin menšn 51) niemand. Vertritt in einem Teile Schlesiens das dort fehlende Fürwort „niemand“. Th. Schönborn, Pron. in der schles. Ma., § 100; Gusinde, Sprachinsel, § 214 II.

kitšl n. (6) (auch kitšə f.) weibliche Katze. Weinhold, Beitr. 43a.

klēbraut n. (51) Kleinbrot: aus den zusammengekratzten Teigresten, der trōk-krotsə (Trogkratze), gebackenes Brot; fom hundertstə gəbekə s klēbraut bezeichnet eine sehr entfernte Verwandtschaft; glätzigisch: fō dr lūnta bekə s klēnə brūt (bei Lewin).

knuchə f. Knochen; fōlə knuchə (3) Schelte für eine faule Frauensperson. Ferner glätzigisch knoçhə steinige Erhebung im Felde, wovon der Ackerboden leicht fortgeschwemmt wird (Brzesowie); bēfə knoçhə steiler Berg (bei Wilhelmsthal).

kuprītsijə pl. (51) Bedenken, Kopfzerbrechen. Stammt wohl von frz. caprice f. oder von ital. capriccio m. Laune, durch Anlehnung an kup Kopf ist aber die Form und Bedeutung verändert.

kwīelə f. (19) Quäle, Qual. Nur in dem angeführten Sprichwort. Eine andere Lesart: tsoāšt də vėlə on-nōgrt-tə kvēlə (bei Weckelsdorf). Mhd. quäle f.

lādr n. Leder; Ra.: a lādr machn (48) sterben. Verbreitet, z. B. auch glätzigisch.

leſt m. Löffel; Ra.: wī mit leſn gaſraſn (51) satt, überdrüssig. In anderm Sinne z. B. glätzisch: a hōt s meť lefan gaſrasa von einem Menschen, der sich für sehr klug hält.

maléstijə f. (51 zweimal) Schererei, Umstände. Glätzisch moléstijə (Wilhelmsthal), moléstnijə (Gießhübel, Weckelsdorf); Ableitungen von molestīrn quälen, schinden (s fičh molestīrn bei Weckelsdorf). Franz. molester belästigen.

mōtwulf m. (51) Maulwurf. mōtwulf Weinhold, Beitr. 63 a; nordböh. moutvolf, moutvulf Knothe, Markersdf. Ma. 82; mōtvorf, mōtvarf und mōtvarf südöstliche Grafschaft („Mitteil.“, Band XVI 226). Entstellt aus mhd. moltwürfe unter Anlehnung an mhd. mot Moder, Schlamm, Sumpf, das noch fortlebt in kuhländ. mōt Schlamm, Kot (Meinert, Volksl. d. Kuhl. 408), glätz. mōtičh moorig: mōtijr bōdm (bei Wilhelmsthal) und dem verbreiteten mōtśn schmieren (Weinhold, Beitr. 63 a). Andere schlesische Formen: 1. nordböh. moultvurf, multvorf Knothe, Markersdf. Ma. 82; glätz. mōltvorf, mōltvorf, mōltverf. mōlkvorf, mōlkvarf, vgl. „Mitteil.“, Band XVI 226; 2. mountvolf nordböh., Knothe, Markersdf. Ma. 82; mōntwulf bei Brieg (Linden, Zindel); mōntwurf bei Brieg (Cantersdorf), bei Grottkau und Neustadt O. S. (nach Gusinde); meōntwof Schönwald bei Gleiwitz (Gusinde, Sprachinsel, S. 185 b). Schönhengstisch mōlkūāf bei Landskron i. Böh. (J. Matzke, Ma. v. Rathsdorf, § 69, 2).

ofəšwants m. (50) alberner Mensch. Auch in der Umgangssprache Schlesiens häufig.

oršt. (21, 50, 51), auch orštə adv. erst. Diese Form reicht bis Nordmähren und scheint nur im Glätzischen, sowie im westlichen Gebirgs- und Lausitzisch-Schlesischen zu fehlen, wo die mhd. êrest genau entsprechenden, lautgesetzlichen Formen eršt, iršt, örtlich auch aršt, gelten; oršt dürfte eine erstarrte Zusammenziehung aus olr-i,št, mhd. allererst, sein, so erklärt auch Gusinde, Sprachinsel, S. 159 a, das schönwäldische Adverb eošta.

pišprn schw. v. (34) flüstern. In Schlesien verbreitet; Weinhold, Beitr. 70 a; Klesse, Vierteljahrsschr. IV 155; Knothe, Markersdf. Ma. 91. Weigand, D. Wb.⁵ II 431.

plēntə f. (7) dünne, schlechte Männerjacke (Rock), auch ječh-plēntə. Plente besonders kurze, dünne Männerjacke; vgl. Weinhold, Beitr. 71 b (auch Weiberrock); Klesse, Vierteljahrsschr. III 317; plant f. kuhländ., Meinert, Volksl. d. Kuhl. 411; plentla n. dünnes Kleidchen, z. B. bei Camenz, „Mitteil.“, Bd. XV 252. Andere Be-

deutungen: 1. Schelte, z. B. geringe Kuh: n ālə plentə bei Camenz („Mitteil.“, Bd. XVI 123), auch bei Weckelsdorf; 2. sehr großes, langes und breites Feld: n grūsə plentə bei Weckelsdorf, vgl. franz. plant m. Pflanzung.

portə f. Partei; Teil, Anteil; aičh fr mēnə portə (51) ich für meinen Teil. Allgemein schlesisch; glätz. partə.

prifə f. eigenartige Frauensperson, z. B. n tsimprijə prifə (50). In der Umgangssprache Schlesiens oft mit dem Nebensinn „hochmütig, launisch.“ Auch berlinisch, H. Meyer, Der richtige Berliner 93a. Vgl. Jäschke, S. 112.

pukł m. Buckel; auch derb für Rücken; Ra: do lach ičh mr n pukł wi n arpsə graus (50) Ausruf der Schadenfreude. Ähnlich Weiß, Bresl. Klabatschke 35.

pułkə f. (45) polnische Frau. Polka bei W. Scherffer, Ged. 564, 617 nach P. Drechsler, W. Scherffer 199. Von poln. polka.

pułnš a. polnisch (Gram. 23 Anm.); tūn wī a pułnš durf (51) sich unwissend stellen. Auch z. B. glätzisch tūn vī a pōłš darf (bei Lewin: vi a pōłš dorf); pōłš tūn nicht reden wollen (Adlergebirge). Schlesisch meist pulš; schönwäldisch pōtš, Gusinde, Sprachinsel, S. 192b.

pumr m. (2) Der Text des Liedes ist wahrscheinlich entstellt; vgl. die in Schlesien verbreitete Form: sumr, fumr, sumr, ičh bīn a klēnr pumr usw. Die gewöhnliche Bedeutung von pumr, auch pimr, ist in Schlesien jetzt „kleine, dicke Person“, ursprünglich „kleine Hundart [aus Pommern]“; vgl. Pümmer, Weinhold, Beitr. 73b; Pümmer, Pimmer, K. Steinhäuser, Die Muttersprache des Bresl. höh. Schülers 16; pumā Knothe, Markersdorfer Ma. 95.

putł n. (6) Huhn (als Lockruf und in der Kindersprache). Weinhold, Beitr. 74 b; Klesse, Vierteljahrsschr. III 232.

štept m. (51) dicker Kopf (derber Ausdruck); eigentlich „Stöpfel“. Weinhold, Beitr. 94b; Steinhäuser, Mutterspr. 17; Klesse, Vierteljahrsschr. III 229; Knothe, Markersdf. Ma. 113.

stomp m. (5) vierkantiger Baumstamm mit einer Öffnung, in der Graupe, Mohn oder Leinsamen gestampft wird. Mhd. stampf m. Werkzeug zum Stampfen, Stampfmaschine, Stampfmühle.

štrūobikotsə f. in der Ra.: di štr. tsīn (51) sich streiten, zanken, besonders von Eheleuten. Weinhold, Beitr. 42a; Steinhäuser, Muttersprache 17; glätzisch štrōvłkotsə tsīn.

tswirtt m. (50) närrischer Kerl (geringschätzig); sonst nicht gebräuchlich, vielleicht liegt daher eine Entstellung aus dem gleichbedeutenden tswikl vor: frdrētr tswikl, häufig in der Umgangssprache Schlesiens. Närrischer Zwickel, O. Weise, Altenb. Ma. 126.

túmjān m. (51) dummer Kerl. In Schlesien häufiger Ausdruck; Weigand, D. Wb.⁵ I 389.

tuńtə f. (52) einfältige Frauensperson. Vgl. tuntern zaudern usw., Weinhold, Beitr. 101b; Tunte, Weigand, D. Wb.⁵ II 1088.

wehn (hochd.) v. (50). Hier wahrscheinlich entstellt; etwa „das Weh, den Schmerz teilen, bedauern“? Vgl. auch mhd. wāhen ver-herrlichen, wēgen helfen, beistehen, gewehenen gedenken.

wiełə f. (19) Wahl. Nur in dem angeführten Sprichwort, s. kwiełə. Mhd. wele.

wotśn schw. v. (50) schwatzen. Weinhold, Beitr. 74b, 104a.

Volkssagen aus dem Isergebirge.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf in Charlottenburg.

I.

Engmann und die Erscheinungen bei der Kupferzeche.

Die alte Frau Kittelmann aus Giehren hat es mir zugetragen. Und da sie angibt, es einst von ihrer Mutter gehört zu haben, so liegt die Zeit, da es geschah, schon ziemlich weit zurück.

Damals wohnte auf seinem kleinen Bauerngute in Giehren (Haus Nr. 106) der „Engmann-Mundel“, der als ein böser Mensch geachtet ward und sicherlich mit Beelzebub im Bunde stand. Ein Arbeitsmann aus dem Orte kam öfter zu ihm, um ihm beim Dreschen behilflich zu sein. Als er eines Morgens wieder in Engmanns Stube trat, sagte dieser zu ihm: „Warte hier; ich muß schnell erst einmal in die Scheune sehen!“ Und als er dann nach einer Weile zurückkehrte, forderte er den Arbeiter auf: „Geh nur heut' nachhause! Das schwarze Meila (Katze) ist da!“ Der Mann verschwand. Als er aber am nächsten Morgen wiederkam und in die Scheune trat, fand er zu seiner Verwunderung einen mächtigen Haufen Korn daliegen, den Engmann sicher nicht allein ausgedroschen hatte. — Bei einem späteren Besuche öffnete niemand dem Arbeiter. Und als er, in der Vermutung, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, doch in die Stube ging, sah er Engmann tot und mit „übereücktem“ Kopfe auf seiner alten Pritsche liegen.

Von dem Tage an, da der Bauer begraben wurde, ging es in seinem Hause toll um. Und niemand war, der es zur Nachtzeit darin aushalten konnte. Man ließ darum den Ortsgeistlichen Pastor Schmidt kommen (er wirkte vor 1858 in Giehren), der den störenden Unruhgeist in die alte Kupferzeche verbannen mußte. Er sollte genau all die Nadeln zählen, die von den Bäumen herabfielen. Das machte ihm natürlich jede Rückkehr ins Dorf unmöglich. „Der

große Knecht bei Schubert“ fuhr ihn in Begleitung des Pastors Schmidt auf einem mit sechs Pferden bespannten Wagen nach dort hinaus. Es war nachts gegen zwölf Uhr. Die Pferde schwitzten gehörig bei dieser Fahrt. Schmidt selbst aber lag gleich darauf eine Zeitlang krank.

Jedes Jahr, wenn der Verbannungstag wiederkehrte, „scheechte“ es seitdem bei der Zeche. Bald erschien ein Reiter, der ohne Kopf war und auf einem Ziegenbock saß und bald ein großer Leichenzug. Bis zu achtzehn Kutschen sah man, und alle hatten brennende Lichter. Durch diese seltsamen Erscheinungen wurden die Leute irreführt und verliefen sich.

Nach Mitteilung von Frau Kittelmann, Giehren 1917.

II.

Das graue Weibel.

Fürwahr, eine höchst sonderbare Erscheinung, von der ein alter Bauer (Gemeindevorsteher Scholz) aus Groß-Stöckigt zu erzählen wußte! Bestimmtes über ihre Art und Wesenheit läßt sich nicht annehmen, doch erinnert ihr Äußeres merklich an die Holz- und Buschweibel, die an vielen Stellen des Gebirges — vornehmlich in seinem schlesischen Vorlande — auftauchten. Hören wir aber nun, was der betreffende Bauer uns mitzuteilen weiß!

„Ich saß mit meiner Frau und dem Gesinde beim Abendbrot. Da schlug der sonst bössartige Hund in seltsamen Lauten an und verkroch sich scheu unter die Bank. Ich beauftragte die Magd, einmal nachzusehen, ob jemand im Haustflur sei und herein wolle. Die aber kam leichenfahl hereingestürzt und rief: „Ach Gott, ach Gott, kommt nur heraus und seht, was das ist!“ Da ging meine Frau, der Magd die dumme Einbildung und Furcht verweisend, hinaus, um zu sehen, was da sei. Aber auch sie kam bald aufs höchste erschrocken zurück und rief: Gebt nur schnell etwas, daß es wieder geht! Da ging ich selbst in den Haustflur hinaus, um zu sehen, was denn eigentlich los sei. Da sah ich denn in der Nähe der halbgeöffneten Haustür ein in graue Lumpen gehülltes oder mehr wie ein Wickelkind eingewickeltes Wesen von kugelförmiger Gestalt, weder Mensch noch Tier. Aus dem ebenfalls verbundenen Gesichte ragte eine schnabelförmige, gebogene Nase und blitzten zwei Augen wie glühende Kohlen hervor. Ohne bemerkbare Füße und Hände, still und stumm, stand es da, und ich vermochte vor Über-

raschung kein Wort hervorzubringen. Da machte das rätselhafte Wesen plötzlich kehrt und humpelte zur Türe und zum Hofe hinaus, bei einem Weidenstrauche an der Ecke des Gartens verschwindend.

Auf der Stelle des Strauches stand in alter Zeit ein Gehöft. Dieses brannte ab, und eine Wöchnerin mit ihrem neugeborenen Kinde verlor dabei das Leben. Wiederholt ist es später bei dem Gesträuche, wie man sagt, „umgegangen“. Ich habe es bald darauf abhacken und ausroden lassen. Seit dieser Zeit ist nichts derartiges mehr zu spüren gewesen.“

Nach Mitteilung des Gemeindevorstehers Scholz in Groß-Stückigt u. handschriftl. Aufzeichnung des Lehrers a. D. A. Groß in Greiffenberg i. Schl. 1917.

III.

Die Kreuztanne.

An der Kreuztanne hing nachweislich ein Kruzifix. Daher ihr Name. Den Pilgern, die im Gebirge oberhalb Kunzendorf und Antoniwald westwärts zur Wolfgangskapelle zogen, war sie eine Wegweiserin und eine Mahnerin zu stillem Gebet. Auf einer Steinplatte konnte der Andächtige seine Knie vor dem Gekreuzigten beugen. Und wehe dem Unbedachten oder Überdreisten, der es wagte, von dem erlesenen Baum einen Ast oder ein Trieblein abzubrechen. Mit dem Gefühl quälendster Furchtsamkeit wurde er künftig gestraft.

Jetzt steht die uralte Kreuztanne längst nicht mehr. Ein junges Tannenbäumchen, das den Namen der Dahingesunkenen trägt, grünt an ihrem Platze. Nur wenige entsinnen sich noch des völlig vermorschten Stammes, der neben dem modernden Wurzelstumpf nutzlos am Waldboden lag. Der greise Förster Kiesewalter, der ein würdiger und sinniger Heger des Waldgebietes am Schmiedels- und Scheibenberg war und den nun auch schon seit Jahren der grüne Rasen deckt, wußte noch von der alten abgestorbenen Kreuztanne zu erzählen. Das Kruzifix, das den Baum weihte, ist jenes goldene Marterkreuz, das nachdem der Mönchgeist des Wolfgangskirchleins in Verwahrung hatte. Die schöne große Steinplatte aber, die unterhalb des Kruzifixes eingelassen war, dient noch jetzt, falls eine gewisse Vermutung nicht trügt, verkannt auf einem Bauernhofe als Flur- oder Schwellenstein.

Nach Mitteilung des Försters Kiesewalter † in Antoniwald (1911) und des Hauptlehrers Rüger in Querbach. (1913).

IV.

Das Kirchhöfel.

Jeder, der in der Gegend heimisch ist und sich im Walde über den „zweit Brücken“ auskennt, weiß die Stelle zu zeigen. Und wer nach dem „Kirchhöfel“ fragt, den wird man in die unmittelbare Nachbarschaft der Wolfgangskapelle verweisen. Wenn man auf dem Kapellenpfade im Scheibental aufwärtswandert, so hat man es zu seiner Rechten — dicht hinter dem steinernen Kessel, der an das einstige Wolfgangskirchlein erinnert. Eine Fichtenschonung überwipfelt den Grund.

Das Kirchhöfel bezeichnet den Platz, auf dem im Dreißigjährigen Kriege die Dörfler der Umgegend, als sie vor der grimmigen Soldateska flüchten mußten, ihre Toten bestatteten.

Allerdings will man wissen, daß die wilden Kriegsgesellen auch zur Wolfgangskapelle hinauffanden. Sie wurde zu der Zeit von einem Einsiedler bewohnt und bewacht. Diesen nicht achtend, zündeten die plündernden Fremdlinge die Kapelle an und töteten auch ihren einsamen Hüter.

Seitdem sah man zu gewissen Zeiten den Geist des Einsiedlers, in sein Mönchsgewand gehüllt, erscheinen. Immer streng und strafend denen wehrend, die mit unlauterem Sinn der Kapellenstätte nahtraten oder gar in ihrem Grunde wühlten. Mit ihm ward auch eine Glocke an den entweihten Ort gebannt. Wer geboren ist, wenn immer ein volles Jahrhundert seit dem letzten friedlichen Geläute des Kapellenglöckleins dahinschwand, — es muß natürlich auch in der zwölften Stunde sein — der kann die Glockenklänge vernehmen.

Nach Mitteilung des Ewald Baumert, Stellenbesitzerssohn, in Rabishau-Mühldorf. 1913.

V.

Zigeunerbrunnen.

Bei einer großen alten Fichte am Scheibenberg — nach den Steintrümmern auf seiner Kuppe allgemein Hirschstein genannt — fließt ein schmales Quellwässerlein. Weil die Zigeuner darin früher ihre Kinder taufte, heißt es der Zigeunerbrunnen.

Nach Mitteilung von Elli Weber, Rabishau-Mühldorf. 1911 aufgezeichnet.

VI.

Das merkwürdige Pferd.

Die „Kittelmann-Bäuer“ oben in Giehren denkt dabei an ihre jungen Jahre zurück. Sie sagt: Als ich in Rabishau diente, kam einmal, es war an einem Sonnabend-Abend, der Stelzer-Bauer-Heinrich zu uns herein. Ich sehe ihn noch vor mir: Er war ein großer, starker Mann. Ganz naß geschwitzt, erzählte er, was er soeben erlebt hatte. Er war die „Großbauersträucher“ raufgekommen, als er mit einem Male ein Pferd vor sich liegen sah. Das war so merkwürdig und schlug nach ihm aus. Dann lief er gerade drei Stunden in der Irre 'rum. Dabei waren es kaum zweihundert Schritte bis zu uns hin. Natürlich wurde er auch von der Geschichte krank, und es dauerte vierzehn Tage, bis er wieder aufstehen konnte.“

Nach Mitteilung der Frau Kittelmann, Giehren. 1917 aufgez.

VII.

Franzosensteich.

Er ist nur ein winziges Wasserbecken, nicht viel größer oder kleiner als der doppelte Raum der Ottendorfer Schulstube. In seiner Mitte hebt sich ein Bäumchen aus feuchtem Grunde empor. Und um ihn herum grünt zur Sommerzeit üppiges Buschwerk. Wer ihn kennen lernen will, muß ihn an der Grenzscheide zwischen Ottendorf und Langwasser suchen.

Die Erklärung seines Namens liegt auf der Hand. Als 1806 und 1807 die französischen Eindringlinge das arme Preußen demütigten und bedrückten, blieb auch die Ottendorfer Gegend nicht von ihnen verschont. In dem Teich an der Dorfgrenze sollen damals mehrere von ihnen ertrunken sein. Freilich ist es auch nicht unmöglich, daß dies in den Befreiungskriegen von 1813—15 geschah. Eine Folge des Ereignisses ist der Spuk, der sich um die Mittagsstunde zuweilen am Teiche bemerkbar macht.

Nach Mitteilung von Ottendorfer Schulkindern. 1918.

Die Junggesellenlade.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf in Charlottenburg.

In dem zum schlesischen Isergebirge gehörenden Dorfe Rabishau gab es vor ungefähr dreißig Jahren eine sogenannte Junggesellenlade. Sie war ein den alten Innungsladen ähnlicher mittelgroßer, verschließbarer Kasten, der außer unwesentlichen Belastungsgegenständen ein schlichtes Schriftstück enthielt. Darin waren sorgfältig und ordnungsgemäß die Namen und Geburtstage aller in dem Orte ansässigen Junggesellen verzeichnet. Die Verwaltung der Lade mußte stets der Älteste aus der Ledigenreihe übernehmen. Verheiratete er sich oder zog er fort, so wurde sein Name auf der Liste feierlich getilgt und die Truhe mit komischem Aufzug dem an seine Stelle tretenden nächst älteren Junggesellen zugeführt.

Obgleich keiner der zu Verwaltern der Lade bestimmten „Mannslüt“ es an dem nötigen Maß gesunden Humors fehlen ließ und jeder die ihm überbrachte „Anerkennung seiner Würde“ sorgsam bewahrte, war deren Dasein leider von kurzer Dauer. Die „vernünftig“ denkende Mutter eines mit der Lade beehrten Alt-Junggesellen, die sich durch die Auszeichnung ihres Sohnes wenig geschmeichelt fühlte, machte sich eines Tages, als die Junggesellenlade unbehütet war, daran, zerschlug sie und übergab die „würdelosen“ Trümmer dem Feuer.

(Nach Mitteilung des Ewald Baumert, Stellenbesitzerssohn, in Rabishau-Mühdorf. 1912.)

Wie ich Volkslieder sammelte.

Von Wilhelm Schremmer in Breslau.

In meinem Vaterhause erhielt ich die ersten tiefen Anregungen für das Volkslied. Noch immer sehe ich die breite Bauernstube vor mir, in der wir Kinder mit den Eltern, mit den Knechten und Mägden zusammen sangen. Oft kamen Nachbarsleute herbei und sangen mit. Im Frühjahr zog der Gesang hinaus ins Freie, unter die beiden Hoffinden, und er blieb dort, bis ihn die Kälte wieder hinein unter die Balken trieb. Draußen rauschte der Bergbach sein Lied in unsern Gesang; Sterne, Berg und Wald hörten schweigend zu. Die häufigsten Gäste unter den Linden waren ein einäugiger Stellmacher und ein Wandersattler, der einst zu Fuß bis nach Sizilien gereist war, ein Handweber mit einem Philosophenkopfe, der einst in den Bergschenken den Baß geblasen hatte, und ein Jugendfreund meines Vaters, der 1870/71 in Frankreich an einen Baum gebunden wurde. Die alle verstärkten nun den Chor. Es wurde im Dorfe noch viel gesungen, obwohl es mit den Spinnabenden längst vorbei war, oft unter Begleitung von Flöte, Harmonika, Klarinette, Trompete. Die Hauptsingezeit war der Winter.

Als ich mich später mit dem Volksliede zu beschäftigen begann, wußte ich recht wohl, daß oben in den Bergen noch der Born des schlesischen Volksliedes sprang. Freilich war es schon an vielen Orten still geworden. Die alten Lieder waren verklungen mit den letzten Jahren eines scheidenden Jahrhunderts. Das zwanzigste Jahrhundert brachte eine wahrhafte Überschwemmung des breiten Landes mit Gassenhauer- und Operettenweisen. Die übliche Großstadtkultur begann das alte Gut zu überwuchern. Die Lichter einer neuen Zeit, die mit Dampf und Elektrizität herrscht, umgaukelten auch die Seelen der Dorfleute. Die alten Lieder fanden keinen Platz mehr. Sie flohen in die Einsamkeit. Aber noch lebten sie

in den alten Leuten in allen Dörfern. Ich wußte wohl, daß die Lieder der Gegend noch niemand aufgezeichnet hatte. Die Sammlung von Hoffmann von Fallersleben und Richter reichte kaum bis an die Berge heran. So machte ich mich 1906 auf, die Lieder des Eulengebirges zu sammeln. Ich hatte noch keine Ahnung von den vielen Schwierigkeiten, die hinter der Sammlung von Volksliedern stecken, ich griff zu und — hielt aus.

Im Vaterhause, in der nächsten Umgebung wurde die Arbeit begonnen; alles, was nur singen konnte, mußte singen. Man denke nicht, daß diese Anfangsarbeit etwa leicht war. Hier schon begegnete mir oft die Schüchternheit der Leute, schon hier kostete es viel Mühe, diese Scheu zu überwinden. Es war für den Anfang des Sammelns besonders seelisch sehr wertvoll, daß ich mich fast unbewußt an die alte gute Wahrheit hielt: sieh, das Gute liegt so nah! „Mir kina halt ništa“, wurde mir immer wieder gesagt, aber da ich recht gut wußte, daß sie es doch konnten, ließ ich nicht locker, bis sie sangen. Ich wurde schnell gewitzigt, daß die feststehende, immer wiederkehrende Antwort „mir kina halt ništa“ niemals geglaubt werden durfte. Ich sollte bald mehr lernen und erfahren, daß Bitten, Zureden und die üblichen Aufmunterungen garnicht oder doch eben nur in der nächsten Umgebung — und auch hier nicht überall — über die Verlegenheiten weghelfen, die das Singen dem schlichten Manne des Volkes bereitet.

In den Ostertagen des Jahres 1906 klopfte ich zum ersten Male an das Tor eines Fremden, des Friebebauers in D. Er stand gerade vor seiner Haustür und rauchte die Pfeife, als ich durch das Hoftor daher kam und sein Hund auf mich los fuhr.

„Guten Tag wünsch ich.“ gun tak! „Kalt Wetter heute, der Wind fährt an den Bergen entlang.“ jūo, jūo! ōbr is gīt ufs tauń tsū; dōs is o gut, is hot nī fil tsū tūń.

„Der G. . . läßt sie grüßen. Er hat mir erzählt, daß sie viel alte schöne Lieder kennen, daß Sie viel singen. Ich will mir sie aufschreiben. Singen Sie mir doch dann einige vor“.

fū fū, meint er halb verlegen, halb verdrossen. Viel Aufmunterung enthielten diese beiden Laute nicht.

„Ich möchte mir einmal das Vieh in den Ställen ansehen“, beginne ich von neuem und denke im stillen: „So fängst du ihn am besten“.

„Ihr Hund ist etwas böse, sehen Sie nur, wie er mich noch ansieht“, sage ich in Hinsicht auf solche Politik.

a īs gō ni a fū bīlā, wī a tut. waltmōn, kuš dīēh glai!

„Sie haben dort einen sehr schönen Hahn vor der Stalltür.“

a īf gēsīprt, jūo, jūo, a macht fīla frēdā.

So plaudernd traten wir in die Ställe, und ich hoffte das Allerbeste. Dann gingen wir zusammen in die Stube. Als man sich über den ungewohnten Besuch beruhigt hatte, brachte ich von neuem meine Bitte vor. Der Alte räusperte sich, nahm die Pfeife in die Hand und spukte in die Ofenhelle, die Frau lächelte verlegen, und die erwachsenen Kinder verschwanden aus der Stube.

Ich bīn hoitē hēfī un kōn enklich gō nī fīnga. mīr fain olē hēfī, dōs macht īs wātī, durchbrach der Alte die Verlegenheit. Mit dem Singen war an dem Tage nichts. Er versprach mir, die Lieder aufzuschreiben und sie mir die nächsten Tage gelegentlich mit einem Dorfboten zu senden. Ich versuchte, ihm noch einmal auseinander zu setzen, was für Lieder ich meine. Er nickte mit dem Kopfe, und ich glaubte, daß alles noch gut werden könne.

Nach vier Tagen kam er selbst, zog ein großes beschriebenes Papier aus seiner Brusttasche und reichte es mir. Wunderliche Haken sprangen da vor mir kreuz und quer: Heil dir ihm siger Krantz . . . So ging das weiter.

nā gelt. ā wink klunkrich gēsribā; ma āldrt sīr, ma īf wī a tōtrich, a rēnī plots. Ich hōns falbī gēsribā, Ich kōn nīmē ōntlich fain, mai waip ō ni, uūt dī kindī wulda nī sraiba.

Ich sah es den Buchstaben an, welche Mühe hinter ihnen lag. Aber ich konnte dem Alten doch nicht verhehlen, daß ich andere Lieder gemeint hatte, so wie: Es war einmal ein roter Husar . . .

jūo, jūo, dī kōn Ich o, ābr Ich duchtē gō nich, dōs fūnē ālē līdr fain fuln.

Als ich ihn bat, doch einige dieser alten Lieder zu singen, verschloß ihm die fremde Umgebung den Mund. Es wäre umsonst gewesen, in ihn zu dringen.

Ein glücklicher Zufall kam mir später zu Hilfe. Ich kehrte eines Abends aus Leutmannsdorf zurück und hörte, als ich an dem Hause des Alten vorüber kam, vielstimmig singen. Ich horchte auf und trat zu den Sängern hinein. Sie sangen das Lied zu Ende. Da kam ich auf den Einfall, den Anwesenden selbst einige Lieder vorzusingen, die sie noch nicht kannten. Das wirkte wunderbar;

Lieder wurden in bunter Reihe genannt, es wurde darüber gesprochen. Die Vergangenheit lebte auf, man begann aus alten Zeiten zu erzählen. Ich sprang mutig hinein in die Reden, erzählte von den Erlebnissen alter Dorfleute, die in der Gegend bekannt sind, und bediente mich bei den Gesprächen ganz der Mundart. Diese machte mich schnell heimisch. Immer von neuem erklangen die Lieder. Ich konnte mit dem Aufschreiben gar nicht fertig werden. Über zwanzig trug ich an diesem Abend nach Hause, und auf dem Heimwege piff ich lustig zum Monde hinauf, denn ich wußte nun, wie man schüchterne Seelen aus dem Schlupfwinkel zum Singen herauslockt und Freude, Wetteifer als Gehilfen gewinnt. Oft ist der reine Zufall ein gewaltiger Lehrer des Sammlers.

Wer Volkslieder sammelt, muß heute mehr denn früher die breiten Landstraßen und viel befahrenen Wege meiden und stets die schweigsamen Waldpfade aufsuchen. Aus den einsamen Gebirgsdörfern holte ich die meisten Lieder heraus. Da kam es oft in der Einsamkeit zu seltsamen Begebenheiten; denn dort oben hinter den Tannenwäldern, da der Sturm sehr oft um die Holzhäuschen fährt, der Winter den Verkehr zerschneidet und fast jeder Mensch ein festgefügtes Original ist, kann viel erlebt werden. Der Schuhmacher Kl. in K. brachte keinen Ton aus dem Halse, wenn seine Frau nicht dabei war. waip, fañg òn! hieß es einfach. Dann aber trillerte er darein wie eine Nachtigall. Noch weiß ich ganz genau, wie er auf seinem Schusterschemel saß und wartete, bis seine Frau vom Wandsplind aus einsetzte:

Marschieren wir über das Sachsenland,
Stadt Dresden ist uns wohlbekannt.
Marschieren wir über die Schanzen . .

Ein anderes Mitglied der edlen Schusterzunft legte mir vor dem Singen erst sein Weltbild dar, erklärte die Erde aus Wasser, Feuer Luft und Seele, verzweifelte an der siebentägigen Schöpfung wie an der Eva, behauptete, die Erde werde an einem gewaltigen Zusammenstoß mit dem Feuerstern zugrunde gehen, erzählte mir, daß er den Alb in Gestalt eines kleinen weißen Männleins gesehen habe, forschte mich über die Sintflut und dann über die Sahara genau aus und hielt mich schließlich bei den Herrschern dieser Welt fest. Die bewegten ihn alle Tage. Er hatte alle Könige, deren er im Bilde nur habhaft werden konnte, an seinen vier Holzwänden fest-

genagelt. Alle Balken hingen voll, von der alten chinesischen Kaiserinmutter bis zum verstorbenen Eduard. Solche Gespräche helfen oft glücklich über gewisse Einleitungen hinweg und schlagen Brücken zum Vertrauen.

Immer muß der Volksliedersammler Tag und Stunde zu fassen wissen. Dem Zufall soll er getrost vertrauen, weil er ihn oft tröstet für langes Suchen, für das ärgerliche Nichtfinden, die des Sammlers Freude zerreiben. In dem Gehöfte eines Lehrers, den ich besuchen wollte, traf ich auf eine Gruppe Männer und Frauen aus dem Volke, die aus dem Schulbrunnen Wasser holten und in die Tiefe schauten. Die Leuten erweckten meine Hoffnungen. Sie sollten singen, kostete es, was es wollte! So vereint habe ich sie nicht gleich beieinander, dachte ich. Ich trat heran und sang aus den Königskindern in schlesischer Mundart die bedeutende Stelle:

Is wōsɿ Is fil tsū tif!

Ich sang es ein paar Mal hintereinander und schaute auch in die schwarze Tiefe des Brunnens, der ausgebessert werden sollte. Ein paar Augenblicke später sangen die Leute.

Einst kehrte ich müde durch den Wald zwischen St. und F. heimwärts. Ich war über alles Mißgeschick auf dieser Welt ergrimmt und dann besonders auf den Hausdorfer Schneider, der immer in die Welt reiste, wenn ich zu ihm kam. In diesem Grimm traf ich auf einen Trupp Waldarbeiter, die auf hochgeschichteten Baumstämmen beim Vesperbrot saßen. Ich fragte nach der Arbeit, nach der Dauer des Wetters, nach dem Förster, den ich kannte, der durch sein Latein bekannt ist. Wir kamen ins Gespräch, und bald saß ich auch auf den Baumstämmen. Ich begann über die Zeit und den Lauf dieser Welt zu klagen — der Ärger kochte noch in mir — und behauptete, daß man diese Zeit verrauchen und versingen müsse. Die Tabakspfeifen qualmten nämlich schon, und Lenau hatte schon lange das schöne Wort niedergeschrieben:

... wenn das Leben uns nachtet,
wie mans verraucht, verschläft und vergeigt
und es dreimal verachtet.

Die Abendnebel kamen schon am Berghange herauf, es blieb mir hier nicht viel Zeit übrig. „jūo, frī, dī ālā loitə“, sagte ich, „di fonga no fil.“ Von hier aus schritt ich den Weg, den ich oft mit viel Glück eingeschlagen habe. Ich sah ganz unschuldig im

Kreise umher und fragte sehr nebensächlich, ob solche Lieder aus den alten Zeiten ihnen noch bekannt seien, welche gesungen und wie sie gesungen werden! Von der Vergangenheit hört der Mann des Volkes immer gern reden. Ja, wie sie gesungen werden! Ich sang ihnen einige Gesätze vor. Bei Gott, ich habe nicht schön gesungen; in einem Konzertsaal wäre ich der allgemeinen Heiterkeit anheimgefallen. Für das Sammeln von Volksliedern ist es vortrefflich, wenn man nicht wie ein Opernsänger singt, wenn man das garnicht fertig bringt. Da denkt ein jeder: Das kannst du zehnmal besser wie dieser Kerl da! Ich gestehe es offen, ich sang den Waldarbeitern absichtlich in einem, in dem andern Gesätz völlig falsch vor und schwang mich kühn in unmelodische Tiefen und Höhen. Auch solche Politik kann hin und wieder befolgt werden. Wie sie da aufführen: dös is ni afū, mi līngas anders! Und nun sangen sie. Das wollte ich ja. Ich zog schnell Papier und Bleistift hervor. Aber noch etwas Neues sollte ich heute erleben.

Unter den Waldarbeitern saß ein Dorfkapellmeister, der am Sonntage in der Schenke die Trompete blies, auch fiedelte, sich aufs Notenlesen verstand und ein gescheiter Kopf war. Der rückte hart neben mich, und wenn ich im Aufschreiben über die Notenlinien fuhr, ging er mit dem Axthalm auf die armen Notenköpfe los und rief: dös is fals. Als ich nach ihrem Singen die Lieder, wie ich es immer gehalten habe, noch einmal vorsang, ging der Kapellmeister nicht von meiner Seite und gab acht, wo ich mich versang. Er verbesserte auf der Stelle meine Fehler. „Ich kön ö nōta,“ meinte er. Ich glaube es ihm heute noch. Ich empfahl mich dann mit meinem Schatze und drückte dem Vorarbeiter ein Geldstück in die Hand, damit die Sänger einmal trinken konnten, denn sie hatten Durst bekommen. Ich hatte die zarten Anspielungen keineswegs überhört. Daß keiner glaube, daß Volkslieder zu sammeln ohne Geldopfer von staten gehe! Sie gehören nicht zum Begriff des Sammelns, aber irgendwo und irgendwann muß sicher der Sammler seine Börse öffnen. Nicht selten tut er es aus freudigem, dankerfülltem Herzen.

Kein Volksliedersammler, der mitten unter das Volk ging, ist ohne Alkohol ausgekommen, schon darum nicht, weil er die alten Schenken nicht meiden darf, darinnen sich der Tanz noch um die Saule dreht und sich derbes, ehrliches Volkstum um die runden Tische drängt. In der „Wacholderschenke“ zu K. habe ich so

manchmal gegessen, und manch Lied wurde mir zuteil, das ich so schnell nicht bekommen hätte. Solcherlei Anspielungen der Leute, daß es mit dem Singen besser geht, wenn das Maul naß ist, darf der Sammler nicht übel nehmen. Der wird das Volk schnell gewinnen, der den Scherz nicht verachtet. Aber der Alkohol bleibt stets ein schlimmer Geselle. Das richtige Maß wird hier nicht immer getroffen. Aus dem Zuwenig wird leicht ein Zuviel, und dann geht der Sammler leer davon.

Wie fröhlich sich auch einzelne Begebenheiten beim Sammeln gestalten mögen, wie sonderlich auch mitunter der Zufall in Berg und Tal waltet, Volksliedersammeln ist saure Mühe, viel Arbeit. Das weiß jeder, der hier selbst mitten unter das Volk ging. Es hat hier mancher mit viel Idealismus angefangen und nach wenigen Tagen und Stunden die Arbeit hingeworfen. Der Fleiß, die Gelehrsamkeit tun es noch lange nicht. Die meisten scheitern, wenn sie vor die Leute hintreten. Der Sammler muß das Vertrauen der Leute, von jung und alt, gewinnen. Gelingt ihm das nicht, ist alles umsonst. Das Zutrauen des Volkes umfaßt den Kern der Sache. Alles andere sind Nebendinge, selbst die Fähigkeit, nach Gehör Noten niederzuschreiben, eine Weise auch ohne Papier unvergeßlich zu bewahren. Wie alles angefangen werden muß, die Leute zu gewinnen, ist ganz unmöglich zu beschreiben, denn dahinter steht das Geheimnis der Persönlichkeit. Jeder Sammler erlebt auch seine Enttäuschungen; er darf sich aber seine Liebe zur Arbeit niemals durch grobe, unwirsche Worte, durch das Nichtfinden eines Liedes, von dem er schon eine Strophe bewahrt, u. s. f. vergällen lassen. Das gehört nun einmal zum Leben. Nur die fröhliche Zuversicht hilft vorwärts. Ein Augenblick kann viele ärgerliche Wochen erhellen.

Aber das Sammeln ist auch Arbeit, wenn man wie der Freiherr von Dittfurth vorgeht, der an sein Schloß die Bekanntmachung heften ließ: „Hier werden gegen Entgelt Wanderlieder und Sonstiges abgeschrieben.“ Denn nach dem Aufzeichnen kommt das Vergleichen. Wer nur halbwegs genau vorgehen will, kann sich mit einer Aufzeichnung selbst noch nicht begnügen. Ich bin mir oft wie der ewige Jude vorgekommen, wenn ich in der Gegend umherzog, um durch Vergleichen die Richtigkeit der Aufzeichnung festzustellen. Oft hängt das ganze Lied an einer einzigen Person, nach der man nun fahnden muß.

Wohnt hier der Gottfried Michael?“

hōt amōl dō gəwont, ɪs jitsə ai Henrichau.

Auf nach Heinrichau!

„Ist der Gottfried Michael in der Stube?

war? dɪ gotfrɪt miːchəl? da ɪs jitsə ai Folbrikə.

Hin nach Faulbrück!

Dort finde ich ihn auf dem Felde beim Grasmähen. Hundertfach ist er mir beschrieben worden, ich weiß längst, wie er den Hut auf dem Kopf trägt und wie er den Riemen um den Leib schnallt. Ich rufe ihm schon aus der Weite entgegen:

ge!, dōs ɪs a hēsɐ tak! na, wen ma fɪ a fū langə fuchə mūs. Dabei wische ich mir den Schweiß von der Stirn. Der Gottfried Michael aber sieht mich ganz erstaunt an, ist überrascht von meinem Kommen und glaubt, daß irgend eine schlechte Tat, von der er nichts weiß, an ihm heimgesucht werden soll.

war ɪn fɪ den, ɪch ken fɪ jū gō nɪ ɔstə! Es wurde alles aufgeklärt vor seinen Augen; ich steckte mein Kommen hinter einen Friedersdorfer Verwandten, sprach mit ihm über seine Arbeit. Er war früher Schmied gewesen. Ich sprach von der Landwirtschaft; von der glegē, vom fūdɪ wanderten wir zusammen zur pinkə. Es wirkt immer, wenn der Sammler an der Arbeit, dem Schicksal des Volkes warmen Anteil nimmt. Die Herzen öffnen sich ihm schneller. Die Lehren für das Sammeln klingen alle einfach, in der Tat aber zeigt sich alle Kunst. Es ist gut, wenn der Sammler über ein scharfes Personengedächtnis verfügt.

Am schnellsten ging mir das Aufzeichnen der Kinderlieder von der Hand; ich habe diese Arbeit immer leichter eingeschätzt. Von einem bekannten österreichischen Sammler hörte ich aber, daß die Mühe hier keineswegs geringer sei. Mein Lehramt brachte mich mit den Kindern zusammen, und ein gütiges Geschick warf mich gerade in einen Ort vor den Bergen, daß ich ständig das Singen in den eigentlichen Gebirgsorten mit dem der Vorlandschaft vergleichen konnte. Die Kinder schmunzelten über das ganze Gesicht, wenn ich sie bat, mir ihre Sommer-, Spiel- und Spottliedchen vorzusingen. Das Verlangen war so ungewöhnlich, daß sie lachen mußten; die Rōte überlief ihr Gesicht. Niemand hatte sich vordem um ihre Liedchen gekümmert. Sie schämten sich zu singen. Bald aber machte ihnen die Sache großen Spaß, und dann kamen sie unaufgefordert zu mir und brachten mir ihre Schätze. Sie sahen,

daß sie mir damit eine große Freude bereiteten. Durch sie schlug ich nicht selten eine goldene Brücke in das Haus, zu Vater und Mutter. Oft entspann sich ein regelrechter Wetteifer zwischen Knaben und Mädchen, den ich wie das Feuer im Ofen schürte.

Wenn ich von meiner Mutter, meinen Geschwistern, einem Freunde, einem alten Knecht absehe, war es nur noch meine alte Bedienungsfrau, die aus freiem Entschlusse und Freude an der Sache mir ihre Lieder brachte. Das sind aber die schönsten Freuden für den Sammler, wenn er mitten aus dem Volke den Ruf hört: *īch hō wīdŕ a līt, īch wēs no es, hōn fīs šuntā?* Im allgemeinen aber tut der Sammler gut, wenn er die Begeisterungsfähigkeit für eine Sache, die ihn selbst erfüllt, möglichst niedrig in seine Arbeit einstellt.

Der Sammler muß sich in unsern Tagen fast durchweg an ältere Leute halten. Das jüngere Geschlecht lernt auch in den Gebirgsdörfern die alten Lieder nur noch selten. *ālē līdŕ*, sagen selbst die weißhaarigen Frauen und Männer. Mit jedem Greise, den sie stille auf den Friedhof tragen, stirbt unser Volkslied dahin. Über die Gründe soll hier nicht berichtet werden. Man merkt es schon dem Ausdrucke „*ālē līdŕ*“ an, wie mächtig das Volk seit etwa fünfzig, sechzig Jahren von einer neuen Zeit vorwärts gerissen wurde. Den alten Leuten aus allen Ständen verdanke ich das meiste. Ich habe mich kühn mitten unter das Volk gemengt, ich habe sie alle kennen und lieben gelernt: Bauern, Schuster, Weber, Waldarbeiter, Hirten, Steinklopfer, Schneider, Handelsleute . . . Auch die Bettelmusikanten, die Wandergesellen, die Wahrsagefrauen. Es war oben in Friedersdorf, als mir die alte Frau G. aus einem geschlagenen Ei, aus den Linien meiner Hand die Zukunft erhellte:

1. In mindestens zwei Jahren muß ich sterben, unweigerlich sterben; denn das Lebenskreuz gibt keinen Aufschub,
2. vorher tue ich einen tiefen Fall, und
3. noch zeitiger verliere ich Geld.

Das war im Jahre 1910. Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, daß man mir auf meinen Sammlungsfahrten wahrsagte. Ein Dienst ist des andern wert! So muß der Sammler denken, wenn ihm auch nach der Wahrsagerei auf nächtlichem Heimwege grausen sollte.

Sieben Jahre zog ich so im Lande und in den Bergen einher, durchzog kreuz und quer die Gegend der Eule, wanderte auch durch

das Waldenburger Grenzland und den Zobtengau. Als ich 1912 die Sammlung durchmusterte, hatte ich über 600 Lieder beisammen. Davon wurde die ungefähre Hälfte im gleichen Jahre als „Volkslieder aus dem Eulengebirge“ mit vergleichenden und geschichtlichen Bemerkungen veröffentlicht und die andere Hälfte als weniger wesentlich und aus anderen Gründen ausgeschieden. Bemerkenswerte volkstümliche Lieder wurden in der Sammlung mit berücksichtigt, weil sie für den Aufschluß einer Gegend nicht minder wichtig sind als die sogenannten echten Volkslieder, gehören sie doch zu den am liebsten gesungenen Liedern.

Manchen Leser wird es gewiß interessieren, daß es mir auch gelang, das bekannte Lied, das 1848 den Weberaufstand im Eulengebirge mitentfachte, von Leuten, die das Lied selbst noch 1848 mitgesungen hatten, in Wort und Weise aufzuzeichnen. Das Lied mußte, da es nicht einmal ein volkstümliches Lied geworden ist, aus der Sammlung genommen werden. Gerhart Hauptmann scheint es nicht ausfindig gemacht zu haben, als er sein Schauspiel schrieb.

Noch manches Lied wurde seitdem der Vergessenheit entrissen und für die große schlesische Volksliedersammlung aufbewahrt. Aus der Großstadt ziehe ich heute hinaus in die Berge. Es ist jetzt sehr stille geworden in den Dörfern. Nun steht die Arbeit der Kriegsaufklärung vor der des Sammlers.

Der Sammler rückt jedem Stande, jeder Arbeit, aller Volks-sorge und Volksfreude näher. Er lernt die Masse begreifen, alle die Arbeit und das viele Heldentum, das mitten im breiten Volke wohnt. Wieviel Treue und Herzensgüte sah ich nicht unter dem größten Kittel! Die Kenntnis des gesamten Volkslebens bleibt der schönste Lohn für die Mühe und Arbeit.

Das Weberlied aus dem Eulengebirge.

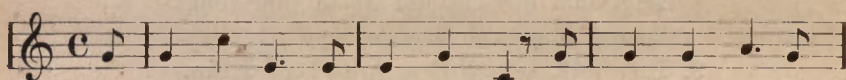
Von Wilhelm Schremmer in Breslau.

Als im Sommer 1844 im Eulengebirge der Weberaufstand ausbrach¹⁾, spielte das Lied eine nicht unwichtige Rolle. Es schürte

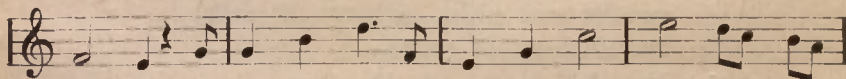
¹⁾ Nach heimatlichen Überlieferungen und Quellen habe ich darüber berichtet in der „Hilfe“ 1910.

den Haß gegen die Fabrikanten, die von neuem bereit waren, die Löhne herabzusetzen und so herzlich wenig nach Not und Jammer fragten; hatten doch die alten Löhne schon genügt, um dabei zu verhungern. Bei den Plünderungen, bei den Umzügen ist das Weberlied erklingen. Es wurde nach dem Aufstande mit allen Mitteln unterdrückt, aber es lebte weiter. Die nachstehende Fassung stammt aus Friedrichshain, einem freundlichen, stillen Weberdörfchen nahe dem Klaumnitztale. Im Jahre 1909 zeichnete ich es zuerst nach dem zitternden Gesange eines alten Maurers auf, der den Hungeraufstand mit erlebt hatte. Er bewahrte noch alle 24 Strophen treu im Gedächtnis. Auf Bruchstücke des Liedes war ich schon vordem gestoßen.

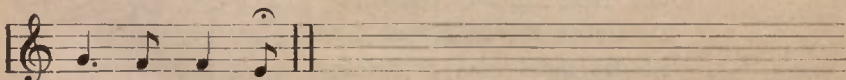
Das Lied weist die Spuren eines hastenden Dichtens auf; es zeigt die Erregung des Augenblickes. Die Weise ist dem Liede „Es liegt ein Schloß in Österreich“ entlehnt¹⁾ und legt die Vermutung nahe, daß der Dichter aus den Bergen stammt.



1. Die Welt, die ist jetzt ein - ge - richt noch schlimmer als die



Fe - me, wo man nicht erst ein Ur - teil spricht, das Le - ben



schnell zu neh-men.

2. Hier wird der Mensch langsam gequält,
hier ist die Folterkammer,
es werden Seufzer viel gezählt
als Zeugen von dem Jammer.
3. Die Herren Zwanziger die Henker sind,
die Diener ihre Schergen,
davon ein jeder tapfer schindet,
anstatt was zu verbergen.
4. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut
ihr höllischen Kujone,

¹⁾ Volkslieder aus dem Eulengebirge S. 43.

- ihr freßt des Armen Hab und Gut,
und Fluch wird euch zum Lohne!
5. Ihr seid die Quelle aller Not,
die hier den Armen drückt,
Ihr seids, die ihr das trockne Brot
ihm noch vom Munde rückt.
 6. Was kümmerts euch, ob arme Leut
Kartoffeln kauen müssen,
wenn ihr nur könnt zu jeder Zeit
den besten Braten essen.
 7. Kommt nun ein armer Webersmann
die Arbeit zu besehen,
findt sich der kleinste Fehler dran,
wirds ihm noch schlecht ergehen.
 8. Erhält er dann den kargen Lohn,
wird ihm noch abgezogen,
zeigt ihm die Tür mit Spott, und Hohn
kommt ihm noch nachgeflogen.
 9. Hier hilft kein Bitten, hilft kein Flehn,
umsonst sind alle Klagen,
gefällts euch nicht, so könnt ihr gehn,
am Hungertuche nagen.
 10. Nun denke man sich diese Not
und Elend dieser Armen,
Zu Hause keinen Bissen Brot,
ist das nicht zum Erbarmen!
 11. Erbarmen, ha, ein schön Gefühl,
euch Kannibalen fremde,
ein jeder kennt schon noch sein Ziel,
es ist der Armen Haut und Hände.
 12. O euer Geld und euer Gut
das wird dereinst zergehen
wie Butter an der Sonnen Glut,
wie wirds um euch dann stehen!
 13. Wenn ihr dereinst nach dieser Zeit,
nach diesem Freudenleben
dort sollt in jener Ewigkeit,
sollt Rechenschaft abgeben!
 14. Doch, ha, sie glauben an keinen Gott,

- noch weder an Höll und Himmel,
Die Religion ist nur ihr Spott,
hält sich ans Weltgetümmel.
15. Ihr fangt stets an zu jeder Zeit,
den Lohn herabzubringen,
und and're Schurken sind bereit,
euerm Beispiel nachzufolgen.
16. Der Reihe nach folgt Fellmann noch
ganz frech ohn' alle Bande,
bei ihm ist auch herabgesetzt
der Lohn zu wahrer Schande.
17. Die Gebrüder Hofrichter sind,
was soll ich von ihnen sagen,
nach Willkür wird auch hier geschindt,
dem Reichtum nachzujagen.
18. Und hat auch einer noch den Mut,
die Wahrheit herzusagen,
dann kommt's so weit, es kostet Blut,
und dann will man verklagen.
19. Herr Kamelott Langer genannt,
der wird dabei nicht fehlen,
einem jeden ist er wohl bekannt,
viel Lohn mag er nicht geben.
20. Wenn euch für dieses Lumpengeld
die Ware hingeschmissen,
was euch dann zum Gewinne fehlt,
wird Armen abgerissen!
21. Sind ja noch welche, die der Schmerz
der armen Leut' bewegt,
in deren Busen noch ein Herz
voll Mitgefühle schläget,
22. Die müssen von der Zeit
auch in das Gleis einlenken,
der andern Beispiel eingedenk
sich in dem Lohn einschränken.
23. Ich sage, wem ist's wohl bekannt,
wer sah vor zwanzig Jahren,
den übermütigen Fabrikant
in Staatskarossen fahren.

24. Wer traf wohl dort Hauslehrer an
bei einem Fabrikanten,
in Livreen Kutscher angetan,
Staatsdomestiken, Gouvernanten!

Nachdem der Aufstand erdrückt worden war (es wurden durch die Soldaten 11 Personen erschossen, 29 verwundet, von denen noch etliche starben, viele verhaftet, die dann der Kerker traf), fahndete man eifrig nach dem Dichter des Liedes. Man hatte den „Trompeter im Grunde“ (Friedrichsgrund) im Verdacht, der damals weit und breit als Allweltskünstler berühmt war. Er versteht das Trompetenblasen, spielt zu Tanz-, zu Hochzeitsmusiken auf, okuliert, kopuliert, dichtet, deklamiert, verschneidet Bäume und Haare, setzt Uhren in Gang, stellt Ehrenpforten und Denkmäler auf, malt Schilder . . ! Solche Köpfe sind im Volke nicht selten. Seine Wohnung wird genau untersucht, selbst in der Ofenröhre spürt man herum. Aber man kann dem guten Manne nichts nachweisen. Am Abend dieses Tages bläst der Trompeter durch die winkligen Dorfgassen und Kletterstege, heißt doch Friedrichsgrund im Volksmunde di grüse štöt, di seksundraisich hoifr höt, das Lied:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab . . .

Der Volksdichter blieb unentdeckt. Das Lied ist auch 1848 gesungen worden; es lebte immer wieder auf, wenn Unrecht, Not, Groll die Masse der Weber packte! Noch heute kann man erleben, daß in Augenblicken der Erregung auf einzelne Strophen des Liedes (is wäbrlīt) zurückgegriffen wird. Seine schnelle Verbreitung hat das Lied gewiß der packenden und die Massen erregenden Weise mit zu danken.

Schülergeheimsprachen.

Von Dr. Helmut Wocke in Haynau.

Den Sondersprachen widmet die Forschung seit einiger Zeit besondere Aufmerksamkeit. Und in der Tat sind sie von großer Bedeutung; sie bilden neue Worte und Wortformen, geben alten Worten aus der eigenen oder einer fremden, fernerliegenden Sprache einen neuen Inhalt; eine Menge dieser Sonderausdrücke dringt dann in die Allgemeinsprache ein und wird dadurch wichtig für die Entwicklung unseres Wortschatzes.

Über die Pennälersprache besitzen wir eine tüchtige, wenn auch nicht erschöpfende Schrift von Rudolf Eilenberger (Straßburg 1910). Entgangen ist dem Verfasser leider die wertvolle Arbeit von Karl Steinhäuser „Die Muttersprache im Munde des Breslauer höheren Schülers und ihre Läuterung im deutschen Unterricht“¹⁾, die S. 18 ff. ein Verzeichnis der Ausdrücke bringt, die von den Schülern der höheren Lehranstalten Breslaus gebraucht werden. Kleine Beiträge haben dann R. Sprenger (Ztschr. f. dtsh. Wortf. V, 249) und H. Wehrle (in seiner Besprechung von Eilenbergers Büchelchen, Ztschr. f. dtsh. Wortf. XIII, 78 f.) geliefert. Ein „kleines Wörterbuch der in und außerhalb der Schule gebräuchlichen volkstümlichen Ausdrücke und Redensarten“ findet sich in Joh. Lewalters Deutschem Kinderlied und Kinderspiel, Kassel 1911, S. 175—179; lesenswert sind auch Georg Schlägers wissenschaftliche Bemerkungen ebendort S. 426—428.

Ich selbst stelle die bekanntesten, zum größten Teil allerdings noch nicht gebuchten Schülergeheimsprachen im folgenden zusammen.

¹⁾ Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Breslauer ev. Realschule 1 Ostern 1906.

1. Nicht begegnet sind mir die NB-, die LB- und die DB-Sprache, die Hans Stumme in seiner Schrift „Über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen“ Leipzig 1903, S. 4 erwähnt. Das Wesen der NB-Sprache ist folgendes: „Man läßt die Lautgruppe neb jedem wirklich gesprochenen Vokale des deutschen Wortes folgen und wiederholt alsdann den betreffenden Vokal.“ Was schlägst du ihn? = Wanebas schlänebägst dunebu ihnebiñ? Oder in der DB-Sprache: Wadebas schlädebägst dudebu ihdebiñ?

2. Die b-Sprache. Sie ist außerordentlich verbreitet. Wie schon Kluge in seiner deutschen Studentensprache S. 61 vermutet, gehören ihr vielleicht Worte wie stibitzen=stehlen und Labaschke=Waffe an. Thurneysser von Thurn bezeugt sie uns für das 16. Jahrh. (Rotwelsch I, 111 f.). „Item zu besserm Verstandt weber glabaut vbund gebetabaufebet wibird, deber wibird sebelebig weberdeben. Lateinisch Quibi credededideberebit ebet babaptibisabatabur, fubueberebit sabaluabus eberebit. Das ist wer glaubt vnd getauffet wird, der wird selig werden.“ Auf Thurneysser greift Schwenter in seiner Steganologia (um 1620) zurück (Rotwelsch I 145 f.). Vgl. ferner Kluge, Unser Deutsch, 1914³, S. 81 f.; Lewalter, a. a. O. S. 155 und S. 373 (Nr. 474—477). Wir gehen in die Stadt = Wibir gebeheben ibin dibie Stabadt.

3. Die p-Sprache. Vgl. Stumme, a. a. O. S. 5. Statt des b, wie es bei Thurneysser vorliegt, bringt Schottel in der „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haupt-Sprache“ Braunschweig 1613 ein p. (Rotwelsch I 160 ff.) Die p-Sprache erwähnt auch Behaghel, Die deutsche Sprache, Wien u. Leipzig 1916⁶, S. 105: „in jede Silbe des ursprünglichen Wortes wird die Silbe p mit einem Vokal eingeschaltet, z. B. wipir wopollepen foporth gepehn = wir wollen fortgehn.“ Vgl. auch Richard M. Meyer, Künstliche Sprachen, Jdg. Forschgen. XII, 63.

4. Die Bei-Sprache erwähnt Lewalter a. a. O. S. 155, Nr. 476. Sie findet sich (nach Schlägers Anmerkung S. 373) auch bei H. Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande, 1894².

5. Die fe-Sprache. Hinter jeden Vokal eines Wortes wird die Silbe fe eingefügt. Also: Mein Bruder heißt Helmut = Mefeifen Brufedefer hefeifeßt Hefel mufet. Stehen vier Konsonanten hintereinander, so folgen die zwei ersten dem ersten Vokal; die beiden anderen werden dem zweiten Vokal zugewiesen; z. B. Eckbrecht = Eckfe|brefecht.

6. Mit der fe-Sprache verwandt ist die folgende, bei der fa nach dem Vokal a, fe nach e, fi nach i, fo nach o und fu nach u eingefügt wird. Meine beiden Geschwister heißen Lotte und Roderich = Me|fe|i|fi|nefe be|fe|i|fi|bese Gefe|schw|fi|stefer he|fe|i|fi|Be|sen Lo|fo|te|fe u|f|und Ro|fo|de|fe|ri|fich.

7. Eine „Hühnersprache“ aus Elberfeld findet sich nach Schläger (Lewalters Buch S. 373) in Erks Handschriftlicher Sammlung „Deutsches Kinderbuch“, Musiksammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin, Ms. A. Fol. 233, Bl. 38.

8. Die Räubersprache. Sie ist bei den Schülern sehr beliebt. Jede einzelne Silbe wird verdoppelt (anlautender Konsonant oder anlautender Doppelkonsonant fallen bei der Verdoppelung fort), es folgt dann stets „le“ und die Verdoppelung mit vorgesetztem f. Beispiel: Warum bist du gestern nicht gekommen? = Waälefa rumümlefum bististlefist duülefu geélefe sternérnlefern nichtichtleflcht geélefe komómlefum menénlefen?

9. Die H-Sprache. Lewalter a. a. O. S. 155 N. 475. Es wird „jede Silbe des in Frage kommenden Wortes wiederholt und statt des ihr zugehörigen Anfangsmittlauters der Buchstabe h vorgesetzt. Außerdem wird der Silbe, die schließlich ohne h noch einmal wiederholt wird, lef vorgesetzt. Mairegen lautet also in der h-Sprache: Mai-hailefai-re-helefe-gen-henlefen.“ Vgl. auch Schlägers Anmerk. bei Lewalter S. 373.

10. Die U-Sprache. Sie wird von Schülern vielfach auch als „Schriftsprache“ empfohlen. Bei den mit einem Konsonanten beginnenden Worten läßt man den anlautenden Konsonanten fort, verwandelt den darauffolgenden Vokal in u und setzt den Anfangskonsonanten, den man zuerst weggelassen hat, dahinter, in Verbindung mit ä. Ball = Ullbä; Tisch = Uschtä. Bei Worten, die mit einem Vokal beginnen, verwandelt man den anlautenden Vokal in u und verlängert das Wort um ein ä. Also: Igel = Ugelä; Ofen = Ufenä. Bei Zusammensetzungen wird jeder Bestandteil in die U-Sprache übersetzt; also Fensterbrett = Unsterfä-uttbrä. Bei den Diphthongen ei und ai wird nur das e, bzw. das a in ein u verwandelt, das i bleibt stehen; z. B. Eimer = Uimerä; Kaiser = Uiserkä. Besonders Acht geben muß man bei langen Wörtern; so heißt Universität in der U-Sprache Unä|ursivä|uttä.“ Zum Schluß sei noch ein ganzer Satz in Übersetzung wiedergegeben. Meine

Schwester ging in die Stadt, um sich Bücher zu kaufen = Uinemä Usterschwä unggä unä udä Udtstä, umä uchsä Ucherbä uzä ufenkä.

11. Die Erbsensprache. An jeden einzelnen Buchstaben eines Wortes wird „erbse“ angehängt, an Vokale nur „rbse“. Ich gehe nach Hause = Irbse cherbse gerbse erbse herbse erbse nerbse arbse cherbse Herbse arbse urbse serbse erbse. Nach einem anderen Prinzip übersetzt Richard M. Meyer Jdg. Forsch. XII, 63 aus eigener Schulerinnerung. Vgl. auch Lewalter, a. a. O. S. 156 Nr. 477 und Schlägers Anmerkung dazu, ebendort S. 373.

12. Die Umsetzsprache. Nur die Vokale und Diphthonge werden verändert, die Konsonanten bleiben unberührt. Vokale: a > e; Hans > Hens. e > i; Berg > Birg. i, ie > o; Hirt > Hort; Tier > Tor. o > u; Most > Must. u > a; Mus > Mas. Diphthonge; au > ei; Maus > Meis. ei, ai > eu; fein > feun, Mais > Meus. eu, äu > au; Leute > Laute, Häuser > Hauser¹⁾.

Bei all den genannten Schülergeheimssprachen handelt es sich um kindliche Spielereien und harmlose, wenn auch systematische Entstellungen. Auf eine Sprache, die mit dem Rotwelsch innige Verwandtschaft zeigt und von der Berner Schuljugend, teilweise auch von Erwachsenen gesprochen wird, hat A. Rollier in der Zeitschr. f. deutsche Wortf. II, 51 ff. unsere Aufmerksamkeit gelenkt.

¹⁾ Ähnliche Verschleierungen des gegebenen Sprachstoffes durch Einschieben, Streichen, Umstellen finden sich in Kreisen von Erwachsenen. Vgl. vor allem die ausführliche Darstellung bei Schwenter, der vielfach auf Thurneysser zurückgreift (Rotwelsch I 143 ff.); ferner Schottel (Rotwelsch I 162 f.) und Friederici (Rotwelsch I, 164 f.) Genannt seien auch die langue javanaise, die lingua papanesca u. das „Argot, der Jargon der bohémiens.“ Auch russische Analogien sind nachgewiesen. Vgl. Richard M. Meyer, a. a. O. S. 64 ff. — Stumme a. a. O. S. 5 erwähnt noch das Cadogan; hier wird die Lautgruppe deg ins Wort eingefügt; z. B. bon jour = bodegon joudegour. Er fügt bei, daß ihm „auf dem Gebiete orientalischer Sprachen, und zwar auf dem Gebiete des Arabischen und des Persischen sowie des Türkischen Geheimssprachenarten bekannt sind, die ebenfalls das Prinzip der Lauteinschiebung aufweisen.“ S. 6 berührt er zwei weitere französ. Geheimssprachen, das Largonji u. das Loucherbem. Anlautender Konsonant wird hier fortgelassen und an den Schluß des Wortes mit einer bestimmten Endung angefügt, an den Wortanfang stellt man stets ein l. „Largonji“ liegt „jargon“, „Loucherbem“ das Wort „boucher“ zu Grunde. Vgl. ferner L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gaunners, Straßburg 1905, S. 46–49.

Literatur.

Wagner, Kurt, Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart. (= Wort und Branch, volkskundliche Arbeiten, namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe, Heft 14), Breslau, M. & H. Marcus, 1917. VIII + 100 S. 3,00 M.

Was an Denkmälern schlesischer mundartlicher Dichtung vor Holtei vorhanden ist, ist nur ganz wenig vereinzeltes Gelegenheitsgut, das die vorhandenen Übersichten über schlesische Literatur kurz streifen. Besonders berücksichtigt sie auch E. Küster, *Der schlesische Dialekt in der Literatur*, Breslau 1888 und ein Aufsatz von H. Bauch in der Schlesischen Zeitung vom 14. August 1903 (Nr. 568): neue Quellen hat vor allem A. Lowack in verschiedenen Arbeiten zugänglich gemacht (Mittlg. 1905, S. 58 ff., 1909, S. 141 ff., 1914, S. 247 ff.).

Von einer bewußten Pflege der schlesischen Mundart in der Dichtung kann erst seit Holteis Auftreten, seit dem Erscheinen der *Schlesischen Gedichte* (1830) die Rede sein. Die seit Holtei sich sehr reich und mannigfaltig entwickelnde Dialektdichtung hat nun, zum ersten Male in wissenschaftlicher Form, Wagner in dem vorliegenden Buche mit redlichem Fleiße und anerkennenswerter Umsicht zusammengestellt, geordnet und kritisch beurteilt, ein Unternehmen, das nicht immer ganz leicht war, da von älteren Denkmälern schon manches verschollen und nur noch dem Namen nach bekannt ist. Holtei hat, wenn auch nicht sofort und zuerst, auch nicht uneingeschränkt, eine sehr nachhaltige Wirkung ausgeübt, sodaß eine recht stattliche Anzahl von Dichtern in seinen Bahnen wandelt. Nach ihm kommen zwei Hauptrichtungen auf, die gröbere unter Führung von Robert Rößler, die die Prosa, insbesondere die humoristische, die „Schnoke“ bevorzugt, daneben die weichere, künstlerisch entschieden höher stehende lyrische Kunst, deren bester und erster Vertreter Max Heinzel freilich anfangs viel weniger reiche Erfolge als jene zu verzeichnen hatte. Eine ganz entsprechende Doppellentwicklung bringen dann die achtziger Jahre. Hermann Bauchs heitere Erzählungen setzen Rößlers Bestrebungen fort, neben Heinzel stellt sich der feinsinnige, grübelnde, ernste Philo vom Walde, und im letzten Jahrzehnt ist es nicht anders. Hugo Kretschmer und Max Waldenburg eifern Rößler und Bauch nach, während August Lichter und Hermann Oderwald als Nachfolger Heinzels und Philos gelten dürfen. Diese Jahre bringen aber noch einen neuen, sehr bemerkenswerten Aufschwung: Die Mundart erobert sich das Drama in den Werken von

Gerhart Hauptmann und von Karl Hauptmann. Unter den im 20. Jahrhundert Wirkenden sind die bekanntesten etwa Karl Klings und Hermann Hoppe, Robert Sabel und Marie Oberdieck.

Selbstverständlich berücksichtigt der Verfasser außer den wenigen hier genannten richtunggebenden Gestalten auch die Fülle der minder bedeutenden — sein Verzeichnis der Verfasser enthält 95 Namen und 2 namenlose Schriften. Besonders wertvoll ist sein Bemühen, möglichst vollständig sowie bibliographisch genau und zuverlässig zu sein. Daß er die Darstellung der Entwicklung an die Persönlichkeiten der einzelnen Dichter anschließt und von diesen auch stets kurze Lebensbilder entwirft, ist nur zu billigen, schon deswegen, weil der Ursprung oft wichtige Aufschlüsse über die Mundart gewährt. Diese selbst wird durchweg so genau wie möglich festgestellt — leider erschwert die mangelhafte Schreibung der Verfasser nicht selten die Beurteilung.

Das Werturteil, das Wagner fällt, ist nicht gerade sehr schmeichelhaft, aber im ganzen doch zutreffend: „Weniges Gute, viel Mittelmäßiges und noch mehr Schlechtes“, wozu allerdings zu bemerken ist, daß das Gute, das sich vorwiegend an die Namen Holtei, Heinzel, Philo, Klings und die Brüder Hauptmann knüpft, manche sehr beachtenswerte Höhepunkte aufzuweisen hat.

Im Einzelnen bemerke ich nur folgende Kleinigkeiten; S. 22 ist Anmerkung 2 falsch gesetzt; ihr zweiter Teil gehört zur 3. Anmerkung; denn Fr. Zehs *Dichtergüsse* sind nicht eine Neuauflage der *Blumen aus Rübzahl's Garten*, sondern der *Blumen aus den schlesischen Bergen*. — Bei Philos *Lentenot* (S. 48) fehlt das Erscheinungsjahr 1901. — S. 55 besagt Anmerkung 1 irrtümlich bei Hugo Kretschmer, daß Kürschners Literaturkalender für 1914 „sein Leben“ bringe; er enthält nur, wie üblich, eine Aufzählung seiner Werke. — S. 60 H. Oderwalds Schriften *Anne schlesische Paperstunde* und *Achilles. Zigeunerliesel* sind nach einem mir vorliegenden Verlagsverzeichnis in den Verlag von Heege in Schweidnitz übergegangen.

Sodann teile ich noch die Titel derjenigen Bücher mit, die Wagner nicht mehr ermitteln konnte: Karl J. Friedrich Becker, *Dichterische Versuche aus den neuesten Zeitereignissen geschöpft*. Liegnitz, Druck von E. D'oench 1830. — Hugo Jahns, *Gedichte*. Waldenburg, Metzler, 1857. — Wilhelm [Jocosus] Walke, *Sammlung scherzhafter und launiger Vorträge und Gedichte*. Breslau, Goerlich und Coeh, 1867. — Reinhold Roehricht, *Gedichte in Bunzlauer Mundart* (Fraglich, ob gedruckt). — Sollte einer unserer Leser wissen, ob oder wo noch eines dieser Bücher vorhanden ist, so möchten wir bitten, dem Vorsitzenden unserer Gesellschaft, Herrn Geheimrat Siebs, davon Kenntnis zu geben.

H. Jantzen.

Burdach, Konrad, Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung. Im Auftrage der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Dritter Band. Erster Teil Der Ackermann aus Böhmen. Herausgegeben von Alois Bernt und Konrad Burdach. Mit 8 Tafeln im Lichtdruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1917. XXII + 150 + 414 S. 20 M.

Weder von der Hagens Ausgabe Frankfurt a. M. 1824 nach einer Gottschedschen Abschrift noch die Knischeks (Prag 1897), zu der Martin Roediger Anz. f. d. a. IV Nachträge und Besserungen geliefert haben, konnten dem hier neu herausgegebenen Dichtwerk die Stellung in der Literatur schaffen, die ihm gebührte. Spürsinn und Finderglück Alois Bernts haben neue Handschriften und Drucke ans Licht gefördert. Weiter haben erst nach Knischeks Ausgabe Untersuchungen über die Stilkunst in den Sprachen der Urkunden und Dichtung der spätmittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Zeit, vor allem angeregt und gefördert durch Konrad Burdach, nebst seinen eigenen Untersuchungen den Blick geschärft für die richtige Beurteilung der neu aufkommenden Prosakunst. So konnte auf Grund des gesamten handschriftlichen Materials und der neu gefundenen Drucke, und zweitens im Anschluß der neu gewonnenen Einsichten eine Neuauflage des Ackermanns gewagt werden, die — um das gleich zu sagen — in ihrer Art mustergültig ist. Was hier geleistet worden ist in der Herstellung des Textes und in den Anmerkungen beigetragen ist zur Erklärung dieser gewaltigen Dichtung, verdient unsre warme Anerkennung. Nicht alle Rätsel sind gelöst, aber in solchen Fällen geben die Herausgeber Fingerzeige, wo vielleicht eine Lösung möglich ist. Ich glaube es gern, daß dieses Werk in seiner neuen Gestalt auf viele wie eine Neuentdeckung gewirkt hat. Bei wiederholtem Versenken und Durchdenken kann man sich darin verlieben. An Sprachgewalt, Stilkunst, Formkunst hat es wenig seines Gleichen. Die Leser dieser Blätter wollen wir darauf hinweisen, was die Volkskunde aus diesem Gespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod lernen kann. Das ganze 26. Kapitel handelt von den geheimen Künsten und Zauber, Wahrsagerei. Und wenn der Dichter sich auch hier der antiken Bezeichnungen bedient, so bricht doch leicht auch rein deutscher Aberglaube durch, wie Burdach S. 370 fg. zeigt. Kap. 6, 13 erschrecken die ‚bilvis‘ und die ‚Zauberinne‘, die ‚reiten auf den krucken‘ und ‚auf den bocken‘; 25, 18 werden die ‚schreteln‘ erwähnt und die ‚elagemutter‘, worüber Alois Bernt S. 202 und 324 ausführlich handelt. Wenn der Dichter 5, 3 die ‚war-sagende wünschelrute‘ nennt, so wird das in diesem Zusammenhang auf literarischer Tradition beruhen, wie Burdach bemerkt hat. Erzählungen aus den Tiersagen 6, 1; 18, 10 und Namen der Heldensage 30, 21 begegnen uns. Wie der Ausdruck 9, 7: ‚die here (d. h. die verstorbene Frau) engelte mit iren Kindern‘ lange unverständlich blieb, und dann schließlich ein Zeitwort ‚engeln‘ ergab, das noch heut in mehreren Mundarten bei einem Kinderspiel fortlebt, das mag jeder selbst bei Burdach S. 208 fg. nachlesen. S. 202 weist Bernt darauf hin, wie der Dichter bei Vergleichen und Bildern gern Ausdrücke der Mundart anwendet, während er sonst in der Wortwahl Mundartliches meidet und es nur anbringt, wo er ironisiert. —

Zum Schlusse mag erwähnt werden, daß Bernt eine wohlgelungene Umschreibung der Dichtung in die heutige Sprache im Inselverlag hat erscheinen lassen, und daß Hans Watzliks packender Roman „der Phönix“ auf diesem Stoffe beruht. —

Ein zweiter noch im Druck befindlicher Teil soll uns über die Persönlichkeit des Dichters aufklären. Möchte Burdach uns auf diese Gabe nicht zu lange warten lassen.

Georg Schoppe.

Fischer, Hermann, Grundzüge der deutschen Altertumskunde. 2. verbesserte Auflage. Wissenschaft und Bildung. 40. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917. geb. M. 1,50.

In zweiter Auflage liegt das treffliche kleine Büchlein vor; ihr sind die seit 1908 erschienenen einschlägigen Werke, vor allem wohl das Reallexikon, zugute gekommen. In knapper Form werden übersichtlich die wichtigsten Stoffgebiete der Kunde von den germanischen Altertümern zusammengefaßt. Nach Angabe der bedeutsamsten Quellen wird über Land und Leute gehandelt, die Siedlungsformen, Wohnung, Tracht und Nahrung werden besprochen: Rechts- und Standesverhältnisse, Familie; Handel und Gewerbe; Unterhaltung; Religions- und Kriegsaltertümer — das sind die Kapitel, in die der Stoff gegliedert ist, und die zusammen eine kleine Volkskunde germanischer Vorzeit ausmachen. Das kleine Buch, das aus Vorlesungen über deutsche Altertümer erwachsen ist, kann sowohl Studierenden als auch Lehrern des Deutschen warm empfohlen werden.

Siebs.

Lauffer, Prof. Dr. Otto, Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte. Wissenschaft und Bildung 148. Leipzig, Quelle und Meyer, 1918. VIII, 134 S. M. 1,50.

Als Ergänzung zu dem Buche von Fischer kann in gewissem Sinne diese kurze Darstellung der „deutschen Altertümer“ betrachtet werden, die in derselben Sammlung erschienen ist. Lauffer behandelt in ähnlicher Weise, wie Moriz Heyne in seinen Arbeiten getan hat, Wohnung und Tracht; dann Musik und Spiel; Landwirtschaft, Gewerbe und Verkehr; Schriftwesen und wissenschaftliche Instrumente; Kriegsaltertümer; Recht: Altertümer des Staates, der Städte, der Stände und Genossenschaften; endlich kirchliche Altertümer, sowohl christliche als auch jüdische. Lauffer schließt sich in dieser geschickten Zusammenstellung an die Erscheinungsformen im privaten und öffentlichen Leben an: stilgeschichtliche, kunstgeschichtliche und kulturgeschichtliche Betrachtung vereinen sich. Eine kleine Zahl von Abbildungen ist eingefügt. Leider hat sich in einem so kurzen Handbüchlein wohl nicht mehr davon bieten lassen. Namentlich den vielen, die auf Anschauung in Museen verzichten müssen, wäre damit gedient gewesen.

Siebs.

Stuckl, Dr. Karl, Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, herausgegeben von A. Bachmann. VIII, 346 S. Huber & Co., Frauenfeld 1917. M. 11.

Jaun ist eine freiburgische Gemeinde, ein vorgeschobener Posten des Deutschtums in einem Seitental der Saane; etwa 800 Einwohner sind es. Der Verfasser, aus St. Gallen stammend, hat die Mundart selbst aufgenommen. Eine phonetische Betrachtung der einzelnen Laute und des Stärkeakzentes wird vorangeschickt, wobei auch die Betonung der Fremdwörter berücksichtigt wird. Es folgt eine geschichtliche Behandlung der Vokale, die vom Althochdeutschen ausgeht und der analogischen Wirkung des i-Umlantes eine besondere und dankenswerte Beachtung schenkt. Von diesen und anderen qualitativen und quantitativen Lautveränderungen, die sehr übersichtlich zusammengestellt sind, wird eine zusammenfassende Behandlung der neuhoch-

deutschen Grammatik mit Nutzen Kenntnis nehmen. Besonders lehrreich sind uns die Entwicklungen der Nebensilbenvokale: auslautende ahd. Kürzen sind apokopiert, ahd. *i* ist als *i* erhalten, ahd. *â* u *ô* als *a*. — Auch im Konsonantismus, der vom urdeutschen abgeleitet wird, werden allgemeine Erscheinungen übersichtlich zusammen geordnet. — Die Flexionslehre, die im Wesentlichen ja nur eine Anwendung der für die Lautgeschichte gewonnenen Ergebnisse bedeutet, ist ganz kurz behandelt. Kleine Anhänge, die sich mit Mundartengrenzen, Flurnamen und Sprachproben beschäftigen, sowie ein Wörterverzeichnis beschließen die Arbeit, die zwar manchem guten Vorbilde vieles schuldet, aber doch ein weiterer dankenswerter Beitrag zur schweizerischen Sprachforschung ist. Siebs.

Wigot, Dr. Wilhelm, Die Laute der Toggenburger Mundarten. Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, herausgegeben von A. Bachmann. VI 171 S. Frauenfeld, Huber & Co. 1916. M. 6,50.

Der Verfasser hat seinen Stoff in der Landschaft Toggenburg, im Westen des Kantons St. Gallen 1908 gesammelt und ihn später durch Flurnamenforschung ergänzt. Die trefflichen Arbeiten von Winteler, dem ja freilich die Darstellung der Mundart nicht das wichtigste Ziel war, sind dankbar benutzt worden.

Gute phonetische Erörterungen eröffnen das Buch. Sie berücksichtigen den expiratorischen und musikalischen Akzent. Für den Stärkeakzent wird eine Fülle von Beispielen aus den Flurnamen herangezogen; deren verschiedenartige Betonung sähe man gern durch die Art der Zusammensetzung begründet. Es folgt eine übersichtliche Entwicklungsgeschichte der einzelnen Vokale und Konsonanten, bei jenen wird vom althochdeutschen, bei diesen vom urdeutschen Standpunkte ausgegangen.

Beiträge zur Besiedlungsgeschichte, eine Sammlung der nicht als deutschen Ursprunges zu erklärenden Flurnamen und eine Betrachtung der Mundartengrenzen beschließen die dankenswerte, übersichtliche Arbeit: ihre Benutzung wird durch ein gutes Wörterverzeichnis noch erleichtert. Siebs.

Hauffen, Adolf, Geschichte des deutschen Michel. (Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag). Prag, Verlag des Vereines, 1918. 96 S. 1,50 Kr.

Der volkstümliche Ausdruck „Der deutsche Michel“, der während der Kriegszeit wieder ganz besonders lebensfähig geworden ist, hat eine lange und sehr eigentümliche Geschichte. Hauffen hat sie in seiner ungemein fleißigen und liebevoll geschriebenen Arbeit verfolgt und, weit über seine Vorgänger in der Erforschung dieser Bezeichnung hinausgehend, eine außerordentliche Fülle von Stoff über ihre Entstehung und Bedeutungsentwicklung zusammengetragen. Er beginnt mit einer einleitenden Untersuchung über den ursprünglichen Träger des Namens Michael, den Erzengel, und seine Verehrung in Deutschland; er führt sie von den ältesten Zeiten, da das Christentum in Deutschland Eingang fand, bis zur Gegenwart. Michael ist schon in der altjüdischen Überlieferung der Fürst und streitbare Held unter den Engeln, er hat den Satan in Drachengestalt besiegt und im Streite mit

dem Teufel um den Leichnam des Moses die Oberhand behalten. Bei der Einführung des Christentums in Deutschland gewinnt dieser Engel sehr bald eine besonders beliebte und geachtete Stellung, wozu wohl auch beitrug, daß das deutsche Eigenschaftswort „*michel*“ in der Form mit der volkstümlichen Verkürzung seines Namens zusammenfiel und mit seiner Bedeutung „groß, mächtig, stark“ ausgezeichnet zu dem Wesen des Heiligen paßte. Auch manche Züge Wotans und seiner Verehrung sind auf Michael übertragen worden. Sehr früh erscheint er ferner als Schutzheiliger der Heere, und bei den großen Ungarnschlachten 933 und 955 war das Reichssturmbanner mit seinem Bildnis geschmückt. Sehr zahlreich sind die Volks- und Festbräuche am Michaelistage, und es gibt auch viele Michaelislieder.

Auf welche Weise das geflügelte Wort „Der deutsche Michel“ entstanden und wie der Zusammenhang mit dem Heiligen ist, bleibt unklar. Wir wissen nur, daß es im Jahre 1541 zum ersten Male bei Sebastian Franck in seinen *Sprücheörtern* — übrigens in wenig schmeichelhaftem Sinne — auftritt und dann nie mehr ganz verschwindet. Im 17. Jahrhundert gewinnt es eine bessere Bedeutung, da man den hochberühmten, kurpfälzischen Reiterobersten Michael von Obentraut — namentlich in der Zeit von 1621—1625 gern als den „schrecklichen deutschen Michel“ bezeichnete. Im 18. Jahrhundert wird der Ausdruck immer häufiger; er bedeutet bald den wackeren, ehrlichen, aber etwas unbeholfenen kernigen deutschen Bauern, bald — die Schlafmütze ist hier wesentlich — die stumpfe große Masse. In der Zeit zwischen den Befreiungskriegen und der Revolution wird der deutsche Michel zur politischen Spottfigur, im neuen Reiche wird er zur Verkörperung des ganzen Volkes in seinen guten Vertretern, im Weltkrieg erlebt er als gewaltiger Kriegsheld oder Verkörperung des Volksgeistes eine neue Auferstehung.

Hauffen belegt diesen hier nur kurz angedeuteten Entwicklungsgang mit zahlreichen genauen Quellenangaben und verfolgt dann in höchst lehrreicher und anziehender Weise die Gestalt des deutschen Michel in den Romanen, Dramen und Gedichten von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Am Schlusse streift er noch verwandte sinnbildliche Erscheinungen bei andern Völkern, so den englischen John Bull, den amerikanischen Bruder Jonathan, die französische Marianne, den holländischen Mijnheer, den irischen Paddy, den böhmischen Wenzel und geht auch noch kurz auf die bildlichen Darstellungen des deutschen Michel ein, die ebenfalls in unserer Gegenwart wieder häufiger hervortreten.

Da dem Verfasser weitere Belege erwünscht sind, seien hier noch ein paar anspruchslose Bemerkungen zu dem Stoffe angefügt. Zu den vielen von Michael abgeleiteten Familiennamen (S. 23) kommen noch ein paar in Schlesien öfter begegnende Formen: Michalke, Michalski(y), Michalowitz, sowie noch Ableitungen wie Michels und Michling. — Bräuche am Michaelstage verzeichnet noch Drechsler, *Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien*, (1903) I, S. 151/2 und Wuttke, *Der deutsche Volksaberglauben der Gegenwart*, 3. Aufl. (1900), Register. — Literatur über Michael als Wäger und Führer der Seelen erwähnt noch R. Köhler, *Kleine Schriften* III, 372. — Einen Michaelsbrief aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts führt Fränkel in unseren *Mitteilungen* Bd. 9, Heft 18 S. 36 an, andere Michaelisbriefe nennt Olbrich

in den *Mitteilungen* Bd. 10, Heft 19, S. 57, 64. — Schließlich kommt noch ein Büchlein in Betracht, das dem Verfasser entgangen ist: A. Rudolph, *Lieber deutscher Michel. Weltherrschaft. Angelsachsentum. Kriegsziele*. Leipzig, Theodor Weicher 1917. 63 S., eine politische Schrift, in der Rudolph auf den deutschen Michel als symbolische Gestalt am Anfang und Ende Bezug nimmt.

H. Jantzen.

Imme, Theodor, die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor
Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1917. XII + 172 S. 4,00 M.

Die Literatur über die Soldatensprache ist im Laufe des Krieges schon ganz ansänzlich geworden. Zeitungen und Zeitschriften bringen größere und kleinere Aufsätze darüber, und auch an volkstümlichen und wissenschaftlichen Büchern, die sie behandeln, fehlt es nicht. Das von Mauser wurde im vorigen Jahrgange S. 275/6 besprochen, und das oben genannte ist auch ein schätzenswerter Zuwachs. Sein Hauptverdienst ist, daß es eine sehr beträchtliche Stoffsammlung zusammenträgt, die eine höchst wertvolle Grundlage für eine spätere wissenschaftliche Darstellung oder ein Wörterbuch der Soldatensprache bildet. Imme hat einen außerordentlichen Fleiß aufgewandt und große Findigkeit bewiesen, um seinen Stoff zusammenzubekommen. Er hat planmäßig die Lazarette von Essen und seiner Umgebung durchstreift, den Insassen Vorträge über die Soldatensprache gehalten und dann aus ihnen herausgeholt, was er nur konnte. Daß er dabei Glück und einen so großen Erfolg gehabt hat, ist hocheufreulich: Das Wörterverzeichnis am Schlusse der Arbeit umfaßt nach roher Schätzung mehr als 2500 Wörter und Redensarten.

Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung über seine wichtigsten Quellen und über die deutsche Soldatensprache und ihren Humor stellt er die Ergebnisse seiner Sammlungen in übersichtlicher Form zusammen. In anregendem Plaudertone, der oft mit zutreffenden sprachlichen und sachlichen Belehrungen durchsetzt ist, aber niemals pedantisch und trocken wird, führt er die Fülle der Ausdrücke in folgenden Hauptgruppen vor: Der Soldat als solcher und die Rangstufen im Heere; die einzelnen Waffengattungen; die Truppenverbände mit besonderer Rücksicht auf die Stämme, aus denen sie gebildet sind; die einzelnen Leute im Regiment und in der Kompagnie; der Soldat im Dienst und außer Dienst, im Manöver und im Felde; Körperteile, Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände; Geschütze und Geschosse. Zwar ist dabei nicht jedes Wort und jede Wendung mit philologischer Genauigkeit nach Ort und Zeit der Herkunft bestimmt worden: das ist aber auch weder möglich noch nötig, und daher scheint mir der Tadel zu scharf, den Karl Helm in der *Deutschen Literaturzeitung* 1918, Sp. 370 ausspricht: es sei ein Mangel, „daß oftmals versäumt wird festzustellen, ob ein Ausdruck wirklich eine spezifisch soldatische Wendung ist, nicht vielmehr allgemein vulgärsprachlich oder wenigstens in einem bestimmten geographischen Gebiete allgemein auch in der nicht soldatischen Bevölkerung herrschend.“ Eine geschlossene Standessprache, wie im 17. und noch im 18. Jahrhundert, ist die jetzige Soldatensprache nicht mehr. Unser Heer ist unser Volk. Daher ist zwar dem Kriegerstande noch immer sehr vieles Besondere eigen, aber der Rekrut übernimmt auch vieles aus seiner heimischen Mundart oder Berufssprache in die Dienstzeit und trägt

umgekehrt wieder auch sehr vieles aus dieser ins Zivilleben und damit in recht weite Kreise von Freunden und Angehörigen hinein. An einzelnen Stellen hat übrigens Imme selber anschaulich geschildert, in wie eigenartiger Weise gewisse Soldatenausdrücke — durch den Einfluß irgend eines hellen Kopfes oder Witzboldes — entstehen und verbreitet werden können. Aber der wirkliche Nachweis solcher Vorgänge wird immer nur in ganz seltenen Ausnahmefällen möglich sein.

Ein wichtiges und umfangreiches Gebiet der Soldatensprache hat freilich Imme absichtlich — und für seine Zwecke aus guten Gründen — weggelassen: alles Zotenhafte und alle auf das Geschlechtliche sich beziehenden Ausdrücke; wenn dieser über alle Maßen reichhaltige Teil des soldatischen Sprachschatzes auch nicht gerade erfreulich ist, so verdiente er doch aus volkskundlichen Gründen auch gesammelt zu werden. Was unserm Verfasser an solchem Stoffe entgegengetreten ist, hat er aufgezeichnet und stellt es Forschern gern zur Verfügung. Eine ganze Reihe schon recht kräftiger Derbheiten anderer Art hat er übrigens ruhig in sein Buch aufgenommen.

Beiläufig noch ein paar kleine Bemerkungen: Die Bezeichnung Nulljungen und Streichhölzeljungen (nicht Streichhölzer, wie S. 50 steht) ist für die beiden schlesischen Grenadierregimenter Nr. 10 und 11 längst nicht mehr üblich: sie verschwand, als den Regimentern Namenszüge auf die Achselklappen verliehen wurden. — Der Ausdruck Katschmarek (S. 61) für einen oberschlesischen, polnisch sprechenden Soldaten hängt zwar natürlich mit demselben slavischen Wortstamm zusammen, von dem unsere Wörter „Kretscham und Kretschmer“ kommen, aber er ist auch ein außerordentlich häufiger Eigenname in Oberschlesien, und weil viele Soldaten wirklich Katschmarek heißen, so ist eben hier und da der Eigenname zum Gattungsnamen geworden. — Der Ausdruck „Schaschke“ mit dem nach Imme (S. 40) die Marinesoldaten die Landtruppen belegen, ist in vielen Teilen Ostpreußens, auch bei der Binnenbevölkerung, ganz üblich für den gemeinen Mann im Sinne des viel verbreiteteren Muschko.

Das Buch kann den weitesten Kreisen warm empfohlen werden. Jeder Freund unseres Heeres, unserer Sprache und der Volkskunde wird manches Neue und Anregende darin finden. Wenn unsere Leser weitere, darin nicht enthaltene Wörter und Wendungen kennen, so erwerben sie sich ein Verdienst, wenn sie sie entweder dem Verfasser, Prof. Dr. Th. Imme in Essen, oder dem Vorsitzenden unserer Gesellschaft mitteilen ¹⁾.

Jiriczek, Dr. Otto L., Seifriedsburg und Seyfriedsage. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken. Bd. LIX, Würzburg 1917. H. S.

Es ist eine lehrreiche methodische Untersuchung, die Jiriczek hier darstellt. Eine Seifriedsbürger Ortssage wird zuerst von Baeder 1835 und dann 1838 von Höfling und 1848 von Panzer, zudem auch nachweislich selbständig

¹⁾ Einige schöne Ergänzungen zu Immes Ausführungen bieten bereits die Aufsätze von K. Scheffler, Zur Namengebung, mit besonderer Rücksicht auf die Soldatensprache, und von A. Götze, Deutscher Krieg und deutsche Sprache, in dem *Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschrift des Allg. Dtsch. Sprachvereins* (V. Reihe, Heft 38/40, 1918).
H. Jantzen.

1842 von Bechstein berichtet. Ein Schweinehirt, Namens Fritz, macht sich durch Einreiben fest gegen alle Verwundung und wird Gründer der Säufritzburg. Nicht weit von dieser liegt ein Wäldchen, Namens Lindwurm. Hier haust nach der Sage, die Bechstein berichtet, ein Lindwurm, der von dem Ritter auf der Seifriedsburg erlegt wurde. Jiriczek zeigt nun, wie die Sage auf das 1531 zuerst gedruckte Lied vom hürnen Seifried unter volksetymologischer Deutung des Namens Seufried zurückgehen dürfte, und wie sie dann mit dem auch sonst vorkommenden Flurnamen „Lindwurm“ sich verband; er zeigt durch geschichtliche Nachforschung, daß keine historischen Motive für die Sage in Frage kommen. — Die Ortssagenforschung kann aus dieser Arbeit, obschon ihre Ergebnisse im wesentlichen negativ sein mußten, methodisch viel lernen: die literarischen Einflüsse auf die Sagenbildung werden ja immer noch nicht genügend beachtet; man denke nur an die Rübezahlsagen.

Siebs.

Wissenschaftliche Beihefte zur deutschen Alpenforschung. Herausgegeben vom Bunde der Sprachinselfreunde. 3. Heft. Leipzig, Verlag der Sprachinselfreunde, Fischer u. Co. 1919. 0,80 M.

Das Heft bietet einen nützlichen Schriftennachweis über die Sprachinseln und Mundarten in zeitlicher Anordnung. Einleitende Worte von Alfred Baß gelten den deutschen Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. S.

Uilkema, K., Het friesche Boerenhuis. Onderzoek naar het ontstaan van het tegenwoordige boerenhuis in Friesland. Tekst en Platen. Uitgegeven door het Friesch Genootschap te Leeuwarden. 1916

Eine dankenswerte kleine Schrift, die durch eine Vorrede von P. C. J. A. Boeles eingeleitet wird. Der Verfasser schildert zunächst die heutigen Haustypen in Westfriesland und scheidet von dem einfachen friesischen Hause das friesische Giebelhaus und das neueste, seit 1905 sich ausbreitende Haus der Graslandwirtschaft (greidboerderij). Im Gegensatz zu Galleé, der alle friesischen Haustypen auf das zugleich friesische und holländische Giebelhaus und der die Spuren von diesem in Urzeiten zurückführen wollte, sucht Uilkema zu erweisen, daß von jeher zwei ganz verschiedene Typen anzunehmen sind, daß das holländische und das friesische Giebelhaus ganz verschiedenen Charakter haben, und daß die ersten Spuren des Giebels nicht über zwei Jahrhunderte zurückreichen.

Sodann werden die getrennten Haustypen der älteren Graslandwirtschaft (greidboerderij) und der Ackerbauwirtschaft (bouwboerderij) ausführlich besprochen und durch zahlreiche gute Abbildungen in einem Beihefte erläutert. Es ergibt sich, daß Boden und Betriebsweise von jeher verschiedene Typen des Hausbaues erfordert und entwickelt haben. Eine ähnliche Auffassung habe ich bei Besprechung des friesischen Hauses in Marsch und Geest früher ebenfalls betont (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, 1893, Seite 263). Dort sind auch mancherlei ostfriesische Ausdrücke verzeichnet, die den Hausbau des Saterlandes betreffen; Uilkema könnte vielleicht Ähnliches aus der Provinz Westfriesland beibringen. Leider hat er aber auf Sprachliches gar

kein Gewicht geliegt. Da er „het terrein vrij laat, om de taalkundige afleiding van binhus en bushus op te sporen,“ so sei bemerkt, daß *bushus* zweifellos „Bansenhaus“ ist, und daß *binhus* auch wohl nicht (als Gegensatz zu *buthus* „Binnenhaus“ meint, sondern etwas ganz anderes bedeutet; ob an friesisch *bin* „Korb“ oder an „Bühne (Boden)“ zu denken ist, wage ich nicht zu entscheiden. Siebs.

Schmied-Kowarczik, Walther, Die Gesamtwissenschaft vom Deutschtum und ihre Organisation, ein Sehnsuchtsruf dreier Jahrhunderte. (= Bücher der Fichte-Gesellschaft, herausgegeben vom Arbeits-Amt der Fichte-Gesellschaft von 1914, Bd. 1.) Hamburg und Leipzig, Deutschnationale Verlags-Anstalt A. G. 1918. 96 S.

Das Buch stellt als erstrebenswertes Ziel die Gründung einer großen Akademie oder Gesellschaft der gesamten Deutschwissenschaften auf. Zur Begründung dieser Forderung gibt der Verfasser eine kurz gefaßte und nur die wesentlichsten Hauptsachen enthaltende Übersicht über die Geschichte ähnlicher Bestrebungen in Deutschland, von der Fruchtbringenden Gesellschaft von 1617 an über die Versuche und Entwürfe von Leibniz, Gottsched, Herder, Ranke und anderen bis zu den Plänen eines Reichsamtes für deutsche Sprachwissenschaft und der Umfrage der „Deutschen Dichtung“ von 1902 wegen Gründung einer Literaturakademie. Am Schlusse entwirft er dann selbst einen Plan zu einer „zeitgemäßen Organisation.“ Näher darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort, da volkscundliche Fragen nur insofern kurz berührt werden, als unserer Wissenschaft im Rahmen der geplanten Gründung der ihr gebührende Platz eingeräumt werden soll. H. Jantzen.

Bojunga, Klaudius, Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen. Berlin, Otto Salle, 1917. 70 S. 1,60 M.

Reuschel, Karl, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. Ebenda. 70 S. 1,60 M.

Diese Arbeiten sind die beiden ersten Hefte einer neuen Schriftenreihe „Deutschunterricht und Deutschkunde, Arbeiten aus dem Kreise des deutschen Germanistenverbandes über Zeitfragen des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen,“ die der Frankfurter Studienanstaltsdirektor Bojunga herausgibt. Sie stellen sich in den Dienst jener immer weiter greifenden Bewegung, die dem deutschen Unterricht an unseren höheren Lehranstalten eine bessere und würdigere Stellung verschaffen will, als ihm bisher zu teil geworden ist. Ihr Ziel ist vor allem, den deutschen Unterricht so zu erweitern, daß auch die Kunde vom deutschen Volkstum — und zwar im weitesten Sinne genommen — künftig stärker berücksichtigt werden kann.

Welche Rolle die Volkskunde in der Schule zu spielen vermag, zeigt Reuschel in dem zweiten der oben genannten Hefte. Nachdem er eine Erklärung des Begriffes Volkskunde gegeben und schon frühere Anregungen im Sinne seines Themas gestreift hat, führt er aus, wie unsere Wissenschaft, ohne daß sie etwa besondere Stunden zu beanspruchen brauchte, in nahezu allen Unterrichtsfächern zu ihrem Rechte kommen kann. Der deutsche Unterricht selbst kann natürlich die wichtigste Pflegestätte für sie werden, aber auch

Geschichte und Erdkunde, Religion, alte und neue Sprachen, die Naturwissenschaften, Zeichnen, Turnen und Singen bieten oft und reichlich Gelegenheit, auf volkskundliche Fragen, auf Sitten und Bräuche, Sagen und Mythen, Aberglauben und Prophezeiungen, Lieder und Tänze oder sachliche Denkmäler von Volkskultur und -kunst einzugehen. Bald werden die Schüler aus eigener Erfahrung Anknüpfungspunkte herausfinden, vor allem aus der heimischen Mundart mit ihrem besonderen Wortschatze und ihrem eigenartigen Satzbau, bald wird der Lehrer auf bisher Unbeachtetes hinweisen, Dichtung und Kultur fremder Völker wird zu allerhand Vergleichen anregen, das Hauptziel aber wird immer sein, das heimische Volkstum der Jugend lieb und vertraut zu machen, sodaß sie nicht mehr, wie dies leider noch allzuhäufig geschieht, achtlos daran vorübergeht, sondern Verständnis dafür bekommt und seinen tiefen Sinn erfassen lernt.

Was für gute Erfolge sich aus solchen Anregungen ergeben können, habe ich selbst, als ich Direktor in Königsberg war, erproben können. Nicht nur, daß bald helle Begeisterung meine älteren Schülerinnen erfüllte, sie gingen auch auf meine Aufforderung, in den Ferien volkstümliche Überlieferungen zu sammeln, mit solchem Eifer ein, daß ich manche „Volkskundliche Ecke“ in der Zeitschrift *Ost- und Westpreußen* (1912 u. 13) mit dem genannten Stoffe füllen, eine nicht ganz unbedeutende Sammlung bisher in solcher Fassung unbekannter „Ostpreussischer Beschwörungsformeln“ in der *Ostpreussischen Rundschau* (1913, S. 230—236) veröffentlichen und überdies noch beträchtliche handschriftliche Beiträge an die volkskundliche Abteilung der Altertumsgesellschaft „Prussia“ abliefern konnte.

Beiläufig bemerkt, kann auch in Mathematik und Rechnen, Fächern, die Reuschel nicht erwähnt, volkskundlichen Bemerkungen hin und wieder ein Plätzchen gegönnt werden, so etwa, wenn man auf die heilige Drei, die böse Sieben, die wunderreiche Zwölf, auf das geheimnisvolle Pentagramm oder auf sonstige Zahlen- und Figuresymbolik eingeht.

Bojunga widmet sein Buch wesentlich dem Betriebe des deutschen Sprachunterrichts. Auch er betont unausgesetzt alles Volkstümliche und lenkt vor allem die Aufmerksamkeit auf die reichen volkskundlichen Werte, die in unsern Mundarten und in den Fach- und Standessprachen enthalten sind, aber leider noch immer viel zu wenig im Unterricht ausgenutzt werden.

Beide Hefte bieten reiche Anregungen und sind den dem Lehrstande Angehörigen unter unsern Lesern warm zu empfehlen.

H. Jantzen.

Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Mit 2 Karten. 32 Tafeln und 8 Abbildungen. Herausgegeben von Walther Hofstaetter. Leipzig, B. G. Teubner 1917. geb. 3 M.

In den Kriegsjahren ist das eifrige Streben erwacht, der Kenntnis deutschen Wesens aller Zeiten in der Schule mehr Beachtung zu schenken, und so war es dankenswert, die verschiedenen Stoffgebiete, die dabei für den Unterricht in Frage kommen, und die einen wesentlichen Teil dessen ausmachen, was man als Volkskunde im weitesten Sinne zusammenzufassen pflegt, in aller Kürze zu beschreiben: Ethnographie und Topographie Deutschlands; seine wirtschaftliche, staatliche und soziale Entwicklung, Sprache, Religion, Sitte

und Brauch, Wohnung, Kunst u. a. m. Eine Reihe von Mitarbeitern haben versucht, einen Begriff davon zu geben, wie weit sich solch ein kulturgeschichtlicher Unterricht erstrecken kann, und bieten dadurch den Lehrern manche Hinweise, wie sie sich auf ihn vorbereiten können.

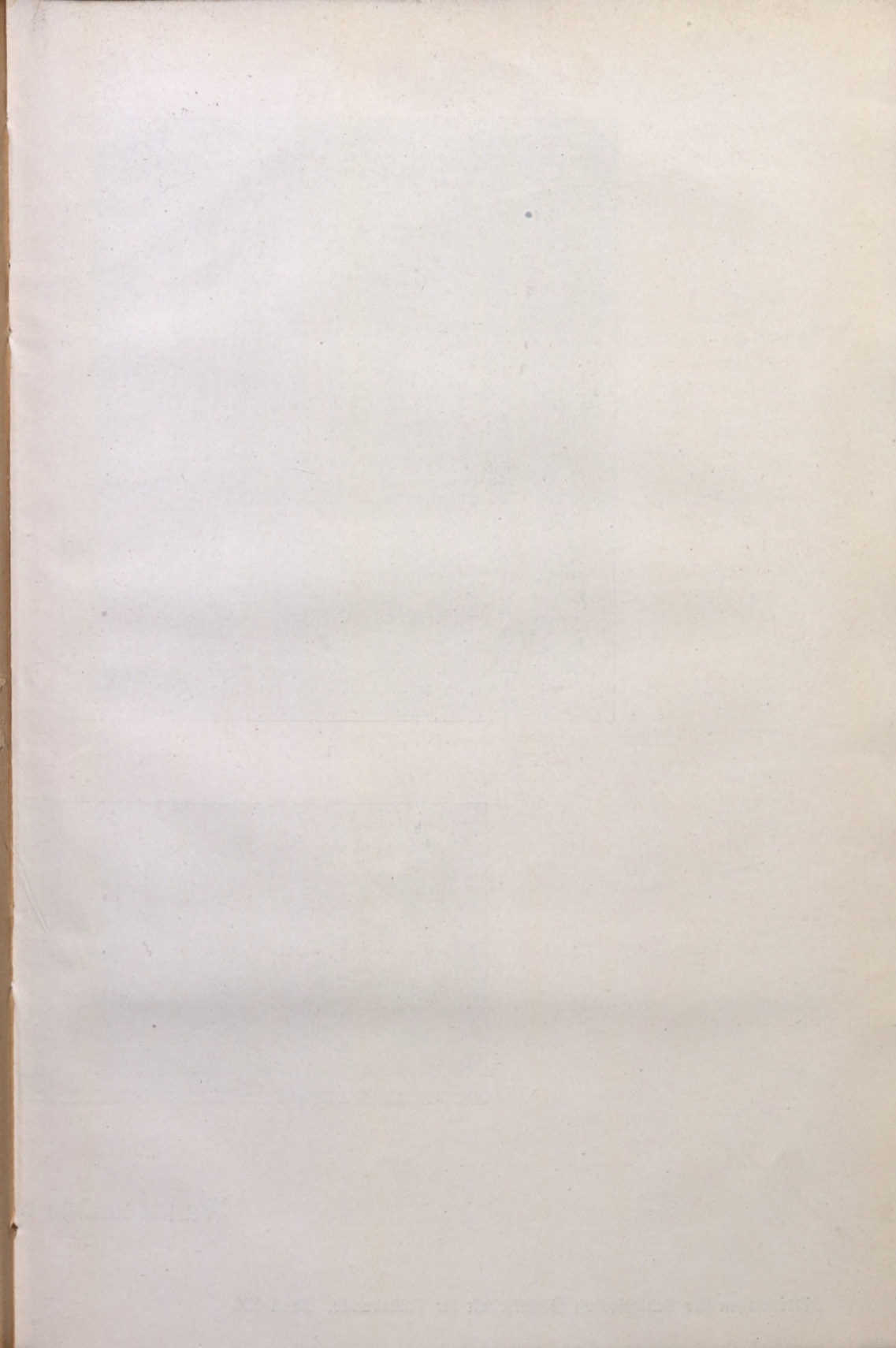
Ob es sich empfiehlt, nur dem Unterricht im Deutschen, der doch gerade nach allgemeinem Urteile noch so viele andere Wünsche unerfüllt läßt, diese gewaltigen Pflichten aufzubürden, müßte erst ein Versuch erweisen. Die Schulung im deutschen Stil, in Aussprache und Vortrag, die Pflege der Literaturkenntnis und der Sprachgeschichte liegen noch so sehr im Argen, daß man nicht genug an das „multum, non multa!“ erinnern kann. Will man nicht den Deutschunterricht in den meisten Klassen auf mindestens sechs Stunden in der Woche erhöhen, so könnte man vielleicht einige der genannten kulturgeschichtlichen Stoffgebiete dem Geschichtsunterricht zuweisen, der sich ja durchaus nicht auf Kriege und Verwandtschaftsverhältnisse beschränken soll; auch der Geographieunterricht könnte manches übernehmen. Wie dem auch sei, das knapp und klar geschriebene Büchlein kann dem Unterricht gute Dienste leisten.

Siebs.

Schlesischer Musenalmanach. Vierteljahrsbücher für schlesische Kunst. Organ des Logaubundes. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Wirbitzky. 5. Jahrg., 1. Vierteljahrsband. Beuthen O./S. Verlag Th. Cieplik. 1919.

Der Musenalmanach, bisher der Poesie und auch der Kunst der Zeichnung geltend, will nunmehr auch die Musik pflegen: ein „Schlesisches Baudenlied“ von Urban und ein Lied von Johannes Hönig werden in Wort und Weise gegeben. Unter den Aufsätzen sind einige literarische: dem Minnesänger Herzog Heinrich von Pressela ist eine Darstellung gewidmet (die Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen enthält einiges Unrichtige), eine andere der Dichterin Margarete Sedlnitzky-Eichendorff. Einige Schilderungen haben zur Volkskunde Beziehungen („Wie ich Grillen fing. Aus dem Leben eines ober-schlesischen Bauernbuben;“, „Zauber der Birkhahnbalz“). Kriegslieder der Logaubändler beschließen den stattlichen Band.

—e—





a

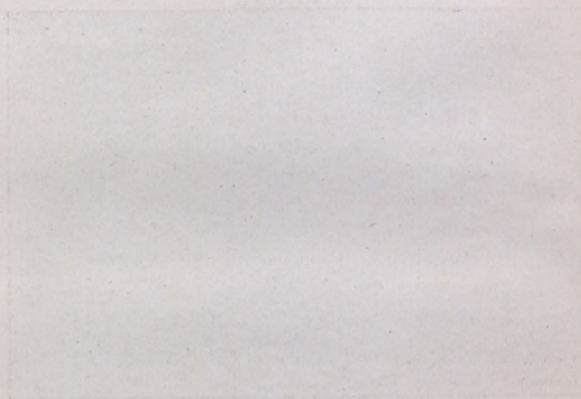


b



c

Wandgemälde aus Boberröhrsdorf.



1800-1800

Mitteilungen.

Volkskunde und Jungdeutschland.

(vgl. Band XIX, S. 279 ff.)

In weiterer Verfolgung seines Zieles, durch Erwecken des Heimatsinnes und Fördern der Heimatkunde ein heimatfrohes Geschlecht zu erziehen, veranstaltete der Jungdeutschland-Mädchenbund (Provinzialverband Schlesien) im November 1917 abermals Vortragsabende, an denen Professor Dr. K. Olbrich über „Jungdeutschland und die Heimatkunde“ sprach. Er ging aus von der allmählichen Vernichtung des Heimatsinnes und Verödung der Heimat durch Freizügigkeit und Großstadt, Nützlichkeitsfanatismus und Gewinnsucht und der etwa 1890 beginnenden Gegenbewegung, wie sie in den Bestrebungen des Heimatschutzes und der Volkskunde einsetzte und auch im Leben der Schule sich in einer kräftigeren Betonung des Heimischen zu ändern begann. Eingehend schilderte dann der Vortragende, wie der neu erwachte Wandertrieb der Jugend, richtig geleitet und in den Dienst der Heimatkunde gestellt, diese stark fördern, von ihr aber auch reiche Anregung empfangen kann. So zeigte der der Ortskunde gewidmete erste Teil der Vortragsreihe, daß sich schon aus den Ortsnamen des Landkreises Breslau eine lebendige Anschauung von der Besiedlung des slavischen Ostens durch deutsche Bauern und Mönche und der Anlage ihrer Dörfer und Gehöfte gewinnen läßt. Daran schloß sich eine durch Karten und Zeichnungen belebte Wanderung durch Altbreslau; sie stellte neben die Besiedlung des flachen Landes die Anlage fester Plätze durch ein Geschlecht fleißiger Gewerbetreibender und weitblickender Kaufleute. An Wehrbauten und Flurnamen, Inschriften und Wappen, Kirchhöfen und einsamen Denkmälern wurde dann gezeigt, wie überall geschichtliche und kulturgeschichtliche Erinnerungen zu dem Wanderer sprechen. Der zweite Teil der Vortragsreihe setzte mit einem Hinweis auf den innigen Verkehr der wandernden Jugend mit Tier- und Pflanzenwelt der Heimat ein. Er wies darauf hin, wie hier die alte Tiersage neues Leben gewinnt, wie aus den volkstümlichen Namen der Gewächse alter Glaube und Brauch, eine tiefsinnige Symbolik sich erschließen. Damit war der Übergang zu Schlesiens reichem Sagenschatze gewonnen, und der Vortragende zeigte, wie die Sage aus dem Landschaftsbilde erwächst; er entwickelte an Beispielen aus Breslau und seiner Umgebung den Begriff der ätiologischen

und Wandersage, er schilderte, wie man Natursagen, nacherlebend, verstehen kann.

Der letzte Teil führte die Zuhörer in Haus und Hof des Landmannes und wies darauf hin, wie die wandernde Jugend bei ihrem regen Verkehre mit der ländlichen Bevölkerung manch Wissenswertes in Brauch und Sitte, Sprache und Lied sammeln kann. — So führt ein richtiges Wandern zu genauem Beobachten und bewußtem Sehen, es schärft die Denk- und Urteilkraft, entwickelt das Sshönheitsgefühl, befruchtet das Gemüt und beschwingt die Phantasie. Gewinn daraus zieht auch der Unterricht, der seinerseits die lebendig gewonnene Anschauung wissenschaftlich vertieft. Aus dem Gefühle der Beständigkeit aber und des Verwachsenseins mit der näheren Umwelt erblüht der echte Heimatsinn, Verständnis für den Heimatschutz und die Liebe zu Heimat und Vaterland. Der Vortragende zog überall die einschlägige Literatur, insbesondere die Arbeiten der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde heran. Auch diesmal wurde eine Reihe neuer Mitglieder gewonnen. Auf wie fruchtbaren Boden solche Anregungen fallen, zeigten eine Reihe volkskundlicher Veranstaltungen. So führten Wandergruppen der Viktoria-schule Weihnachtsspiele und Osterbräuche auf; die Kunitz-Malbergische Anstalt brachte an einem Elternabende einen schönen, von Gesangsvorträgen der Chor-klasse durchwobenen Vortrag über „Volksleben und Volkslied“ von Fräulein von Hunolstein; der Elternabend des Jungdeutschland-Mädchenbundes am 10. Februar 1918 bot neben turnerischen Vorführungen einen Volkslieder-wettgesang einzelner Schulen und eine schlesische Spinnstube. So verbreitet sich in und durch Jungdeutschland immer mehr Verständnis und Liebe für deutsche Volkskunde und deutsches Volkstum und sichert so durch Treue zum Alten die völkische Zukunft.

—ch.

Am Freitag den 18. Januar 1918 hielt die Gesellschaft in der Universität ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Zunächst gab der Vorsitzende, Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Siebs, den Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft. Aus ihm ist hervorzuheben, daß die Zeitschrift „Mitteilungen“ trotz des Krieges, ja sogar in erweitertem Umfange erschienen ist, und daß in der Reihe „Wort und Brauch“ die Bücher „Schlesische Volksliedforschung“ von Günther und „Geschichte der mundartlichen Literatur Schlesiens seit Holtei“ von Wagner erschienen sind und eine oft empfundene Lücke ausfüllen. Die Sammlung der Volkslieder und vor allem die Stoffsammlung für das geplante schlesische Wörterbuch sind sachgemäß fortgeführt worden. Weniger günstig sind die Fortschritte zu beurteilen, die bisher die Sammlung der Soldaten- und Kriegslieder, der Soldatensprache und des Kriegsaberglaubens gemacht hat. Obschon im Folde und in den Lazaretten reichliche und gute Gelegenheit wäre; ist doch der Wunsch der Gesellschaft, daß dem Vorsitzenden mancherlei Beobachtungen und Aufzeichnungen eingesandt würden, nicht erfüllt worden. Das Gleiche gilt von dem Aberglauben und den Sagen, die sich an unsere Glocken knüpfen. Wie viele Erzählungen aus früherer Zeit verbinden sich mit den meisten unserer Glocken: man denke nur an die Sagen von der Ermordung des Glockengießerknaben, von den ver-

sunkenen und wandernden Glocken, von der Sprache, die die Glocken reden. In ganz Deutschland werden jetzt, wo so manche Glocken eingeschmolzen werden, alle auf sie bezüglichen Sagen und Bräuche gesammelt und auf Veranlassung des Kultusministeriums zu einem großen Werke verarbeitet.

Bei der dann folgenden Vorstandswahl wurde zum Vorsitzenden gewählt Geh. Reg.-Rat Professor Siebs, zu seinem Stellvertreter Geheimrat Hillebrandt; zum Schriftführer Professor Hippe, zum Stellvertreter Prof. Dr. Seger; zum Schatzmeister Dr. von Eichborn; weiterhin die Herren Dr. Dr. Feit, Schrader, Körber, Kühnau, Olbrich, Klapper und Jantzen. — Nach der Rechnungslegung wurde auf Vorschlag des Geheimrat Appel und Professor Hilka Entlastung erteilt.

Sodann hielt der ordentliche Professor der Orientalistik Dr. Bruno Meißner einen Vortrag über „Das älteste Märchen der Weltliteratur“, in dem er etwa ausführte: Entstehung und mündliche Überlieferung von Märchen weist in früheste Zeiten zurück; von schriftlicher Aufzeichnung wissen wir zuerst bei den Ägyptern: wir brauchen nur an die von Herodot überlieferte Geschichte vom Schatz des Rhampsinit zu denken. In die Weltliteratur sind die ägyptischen Märchen nicht übergegangen. Wohl aber gilt das von dem ältesten semitischen Märchen, das uns aus der arabischen Fassung von 1001 Nacht bekannt ist: es ist die Geschichte von dem weisen Haiqar, dem Wesir Sanheribs, des Königs von Assyrien. Er hatte sechzig Frauen, aber keine Nachkommen: seinen Neffen Nadan erzog er und lehrte ihn viele weise Sprüche — sie bilden den bedeutsamsten Teil der Erzählung. Nadan aber war schlecht und suchte Haiqar, der sich von ihm abwandte, durch Verleumdung beim Könige zu verderben. Haiqar wurde zum Tode verurteilt, aber vom Henker durch einen Betrug gerettet und kam wieder zu Ehren. Der Pharao hatte von Sanherib verlangt, er solle ihm ein Schloß in der Luft bauen; niemand wußte Rat, bis unter fremdem Namen Haiqar auftritt. Er läßt zwei Knaben auf Adlern in die Lüfte steigen, und von oben rufen sie dem Pharao zu, er solle Steine und Mörtel heraufbringen lassen, das Schloß zu bauen. Auch andere Aufgaben werden in ähnlicher Weise gelöst. Er wird wieder Wesir und bestraft den bösen Nadan, indem er ihm in erziehlichen Reden seine Schändlichkeiten vorhält.

Dieses arabische Märchen ist auch in einer syrischen Fassung überliefert, in der der Wesir Achiqar heißt; verschiedene Stücke erscheinen hier in ursprünglicherer Form. Der Pharao hat von ihm verlangt, er solle etwas sagen, was noch niemand gehört habe: die ägyptischen Würdenträger sind vom Pharao angewiesen, auf alles hin zu sagen, es sei ihnen längst bekannt. Da gibt Achiqar einen Brief kund, in dem der Pharao von Sanherib neunhundert Talente erbittet; alle müssen nun zugeben, das sei ihnen neu, denn andernfalls würden sie ja die Schuld des Pharao bezeugen. — Aus dieser syrischen Fassung sind dann mittelbar wieder andere abgeleitet, eine armenische und eine türkische; auch im Kirchenslavischen und im Rumänischen erscheint die Erzählung. Ferner ist die Achiqargeschichte in die Lebensgeschichte des Äsop verarbeitet, seine Erlebnisse in Babylonien und Ägypten sind nichts anderes als eine griechische Bearbeitung unseres Märchens.

Die syrische Fassung führt in sehr alte Zeit zurück, darauf weisen Spuren heidnischer Anschauung hin. Auch ist beachtenswert, daß die Erzählung von den Leistungen des Achiqar sich in dem Talmudtraktat Bechorot im 5. Jahrhundert nach Christus und einzelne Züge sich schon im Buche Tobit um 150 v. Chr. finden, und daß die Gestalt des orientalischen Weisen auch den Griechen bekannt wurde; auf einer Mosaik in Trier aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. erscheint Acicar neben Homer und Thamyris als Erfinder einer Poesiegattung. Vor allem aber ist wichtig, daß in den alt-aramäischen Papyri von Elephantine die Geschichte des Achiqar erscheint und damit in das 5. Jahrhundert v. Chr. zurückdatiert wird. Letzten Endes aber scheint ein Assyrier der Verfasser zu sein, darauf weisen verschiedene Charakterzüge und religiöse Vorstellungen in den altaramäischen Sprüchen hin; auch ist der Name Achiqar und der mehrerer anderer Personen assyrisch; zudem sind die Weisheitssprüche in der Keilschriftliteratur üblich, und die Rätselfragen scheinen auch ein beliebtes Motiv gewesen zu sein. Schließlich wies der Vortragende darauf hin, wie die Eroberung der Luft die Gedanken der alten Babylonier beschäftigt habe, und zeigte am Etananythus, wie der Vater Etana durch einen Adler nach dem Himmel der Istar emporgetragen wird: die Fahrt wird genau beschrieben, und die verschiedenen Eindrücke, die der Aufsteigende von der immer mehr ihm entschwindenden Erde erhält, werden geschildert. So weisen diese Märchen, und mit ihm die eigenartige Erzählung von der Luftfahrt wohl in die ältesten Zeiten zurück, von denen wir geschichtliche Kunde haben.

Am Freitag den 11. Oktober hielt die Gesellschaft im Hörsaal I der Universität die erste Sitzung des Winters. Der Vorsitzende, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Siebs, eröffnete den Abend mit einem kurzen Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft und wies auf die fortschreitende Arbeit an der Volksliedersammlung und am Wörterbuche der schlesischen Mundarten hin. Sodann hielt Dr. phil. Georg Schoppe einen Vortrag über „Die ältesten Quellen für ein schlesisches Wörterbuch“. Er führte aus, daß die Arbeiten an einem großen Gesamtwörterbuche des Deutschen in engster Verbindung mit denen für mundartliche Wortforschung der verschiedenen Sprachgebiete stehen, und zeigte, daß hier für Schlesien noch viel zu leisten sei, wenn es andere Provinzen erreichen oder überflügeln wolle. Zwar habe die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in ihren seit 25 Jahren erscheinenden „Mitteilungen“ viel Stoff zusammengebracht, und auch die in der Reihe „Wort und Brauch“ herausgegebenen Schriften von von Unwerth, Schönborn, Gusinde u. a. böten viel für die Erforschung der lebenden Mundart, aber die älteren Quellen seien — von Drechslers Wenzel Scherffer, dem Breslauer Arzneibuch usw. abgesehen — noch nicht genügend berücksichtigt. Vor allem gilt es, die schlesischen Vokabularien, die handschriftlich aus der Zeit von 1340 bis 1500 stammen, und von denen etwa 40 auf der Königlichen Universitätsbibliothek sind, zugänglich zu machen. Es ist sicher, daß sie schlesisches Sprachgut darstellen. Das lehren Lautverhältnisse und Wortschatz, wie der Vortragende an Beispielen (Arbeit, Klette=Lehmhütte; Brautstucke; Kadel; Radber; Patz=

Ziege u. a. m. zeigte. Das sogenannte Heinrichauer Glossar ist das einzige dieser Vokabulare, das bisher herausgegeben ist. Weiterhin ging der Vortragende auf die gedruckten Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts und auf die sprachliche Bedeutung der Flurnamen, der Familien- und Ortsnamen ein, sodann auf die Urkundensammlungen, Chroniken, die theologische Literatur, die Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts und schließlich auf die Bedeutung des Valerius Herberger, der von 1562 bis 1627 lebte.

An den Vortrag schlossen sich ergänzende Bemerkungen des Vorsitzenden und des Geh. Studienrats Gymnasialdirektor Dr. Feit über schlesische Namensforschung.

Am Freitag den 15. November 1918 hielt der an Stelle von Professor Dr. Klaatsch an unsere Universität berufene Professor der Anthropologie Dr. Mollison einen Vortrag über die Frage: „Wie bilden sich Rassen und Völker?“

Zunächst bestimmte der Vortragende den Unterschied dieser beiden Begriffe. Eine Rasse besteht aus Einzelwesen, die durch Abstammung miteinander verwandt und infolgedessen durch gleichartige ererbte und unveräußerliche Merkmale des Körpers und des Geistes ausgezeichnet sind. Ein Volk wird zusammengehalten durch eine mehr oder weniger feste staatliche Organisation, einheitliche Sprache, Sitten und Gebräuche, also durch Eigentümlichkeiten, die jedes Individuum ablegen und mit anderen vertauschen kann. Aus der ursprünglich einmal vorhandenen einheitlichen Menschenart müssen die verschiedenen Arten und Rassen sich durch Änderung ihrer Erbsubstanz differenziert haben. Die Faktoren, die bei der Rassenbildung in Frage kommen, sind die Vererbung als erhaltende Macht auf der einen Seite, die umändernden Einwirkungen auf der anderen Seite. Für die Vererbung vieler Merkmale ist beim Menschen die Geltung der Mendelschen Gesetze nachgewiesen, die besagen, daß eine vorhandene Anlage auch dann in Erscheinung tritt, wenn sie nur von einem Elter geerbt wurde, und daß in den Keimzellen eines Bastards die vom Vater und von der Mutter geerbten Anlagen sich von einander trennen. Diesen Gesetzen folgt beim Menschen unter anderem die Augenfarbe: dabei zeigt sich, daß die dunkle Augenfarbe durch eine positiv vorhandene Anlage hervorgerufen wird, so daß die helle Augenfarbe des Europäers durch den Verlust jener Anlage entstanden sein muß. Ferner die Haarform, bei welcher die Kraushaarigkeit durch eine neu aufgetretene Anlage hervorgerufen wurde. Ebenso ist die schmale Nasenform des Europäers durch eine neu entstandene Anlage aus der breiten Nasenform niederer Rassen hervorgegangen. Die umändernden Kräfte bringen nur dann dauernde Änderungen einer Rasse zustande, wenn sie die Erbsubstanz verändern (Idiokinese). Solche Änderungen werden offenbar durch die Domestikation begünstigt, deren Einwirkungen der Mensch selbst ebenso unterliegt, wie seine Haustiere. Infolgedessen finden wir fast alle Domestikationserscheinungen der Haustiere beim Menschen als Rassenmerkmale wieder. So die Farbenverschiedenheit, die Kraushaarbildung, Zwerg- und Riesenwuchs, die Fettsteißbildung und Anderes. Vielleicht sind auch die geistigen Rassenverschiedenheiten idiokinetische Folgen der Domestikation.

Das Zusammentreffen zweier Rassen führt zur Bastardierung. Sehr weit ist diese gegangen in Europa, wo die Völker sich der Hauptsache nach wohl aus 4 Rassen zusammensetzen, der nordischen, der westmediterranen, der alpinen und der adriatischen. Daß die Verbreitung dieser sich nicht an die Völkergrenzen hält, wird an einer Rassenkarte Europas gezeigt. Die nordische Rasse war vermutlich einmal die Trägerin der urindogermanischen Sprache und hatte eine größere Ausbreitung als jetzt. Mit ihrem Rückzug sind dunkelhaarige Rassen in das Sprachgebiet eingedrungen. Die Rassen wandern gewissermaßen durch ein Sprachgebiet hindurch, sie halten sich weder an staatliche noch an sprachliche Grenzen.

Als Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten

in Breslau: Fr. Dora Böttger, cand. phil. Fr. Dora Henel, cand. phil., Fr. Marie Luise Metzner, stud. jur., Universitäts-Professor Dr. Milch, Lehrer Bruno Gonschorek, Frau Direktorin Elisabeth Lange, Lehrer Paul Seipel, techn. Lehrerin Fr. Margarete Thiele, Vereinigung für Glatzer Heimatkunde.

von auswärts: Oberlehrer Dr. Tschischwitz in Schweidnitz, das Gymnasium in Schweidnitz, Lehrer Johannes Langer in Kottwitz, Kreis Trebnitz, Pastor E. Goldmann in Harpersdorf, Bezirk Liegnitz, Gymnasialprofessor Dr. Julius Gréb in Kakaslopnitz (Ungarn), Komitat Zips, Amtsgerichtsrat Beyer in Zobten a. B.

Alle diejenigen, denen es gegeben ist, in jetziger Zeit für die Aufzeichnung von **Soldaten-** und **Kriegsliedern** zu wirken, bitten wir, der Bestrebungen unserer Gesellschaft zu gedenken. Wort und Weise in allen ihren Besonderheiten und Abweichungen sind für die Volksliedforschung wichtig. Auch bemerkenswerte Erlebnisse und Erfahrungen in Freundes- und Feindesland bergen manche volkscundlich wertvollen Dinge; und für Sammlung und Mitteilung solcher Erinnerungen, mögen sie Sitte und Brauch, Volkslied oder Mundart betreffen, wissen wir Dank.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkstümliche Überlieferungen zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister Dr. **Kurt von Eichborn**, Bankier, Breslau, Blücherplatz 13^{II} oder bei dem Schriftführer **Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe**, Breslau, Brandenburgerstr. 48.

Schluß der Schriftleitung: 4. Dezember 1918.

Buchdruckerei A. Favorke, Breslau II.

